



Kristina Kuhn | Wolfgang Struck

AUS DER WELT

Die Geographie der Verschollenen

GEFALLEN



WILHELM FINK

Aus der Welt gefallen

Kristina Kuhn, Wolfgang Struck

Aus der Welt gefallen

Die Geographie der Verschollenen

Wilhelm Fink

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG).

Umschlagabbildung:

„Vier Märtyrer deutscher Wissenschaft in Inner-Afrika“, August Petermann, 1864 in: Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesamtgebiete der Geographie, Gotha 1864, Tafel 2. © Forschungsbibliothek Gotha, SPA 4° 00100 (010)2.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig.

© 2019 Wilhelm Fink Verlag, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland)

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Herstellung: Brill Deutschland GmbH, Paderborn

ISBN 978-3-7705-6080-6 (paperback)

ISBN 978-3-8467-6080-2 (e-book)

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Prolog | |
| „und bringst mir Kunde“ | 1 |
| Zur Einführung | |
| *Anmerkung zum vorigen Briefe | 15 |
| 1 Eine fast verschollene Tat | 33 |
| 2 Deutsche Wege nach Timbuktu | 45 |
| 3 Allbewandert, Unbewandert | 63 |
| 4 Verlorene Söhne | 71 |
| 5 Eine Karte des Verschwindens | 101 |
| 6 Noch einmal: Heinrich Barths Einzug in Timbuktu, oder Wie man eine Wüste belebt | 121 |
| 7 „My heart is in the highlands!“ – Ein Nachruf auf die Verschollenen | 165 |
| Epilog | |
| Vom Verschwinden des Menschen: Ein Kartenspiel | 181 |
| Dank | 193 |
| Literatur | 195 |
| Abbildungen | 201 |

verschollen, adj.

1) *zunächst part. perf. zu verschallen (vgl. das. 1055f.) oder eigentlich verschellen, also zunächst was aufgehört hat zu schallen, eigentlich:*

vorüber war der sturm, der donner rollen
das hallende gebirg hinein verschollen.
Schiller 1, 218.

2) *gewöhnlich als term. techn. im gerichtswesen von einem menschen, der der kunde der menschen entzogen ist, indem man seit langem nichts von ihm gehört hat und daher sein fortleben und sein aufenthaltsort unbekannt sind: verschollen sind menschen, von deren leben oder tod in ihrem letzten domicil ungewöhnlich lange zeit keine kunde einlief.* Dernburg pand.3 1, s. 118;

Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 25, Sp. 1138f.



verschollenheit, f.

vgl. verschollen 2: dauernde verschollenheit berechtigt zum antrag auf gerichtliche todeserklärung des verschollenen. Dernburg pand.3 1, s. 118; *freier: ein wahres lotos-leben, in welchem man nichts mehr wisse von der schweren ruderarbeit auf dem öden meere .. sondern das dasein dahinfließe in mühelosem genusz und seliger verschollenheit.* Spielhagen werke 15, 88 (Plattl. 2, 2). – *dazu das verschollenheitsverfahren.*

Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 25, Sp. 1139



Prolog
„und bringst mir Kunde“

„Addam hoc loco Historiam, quae tempore Friderici Regis in Sicilia contigit, quae hucusque de fundi maris inaequalitate dicta sunt, comprobantur.“

Im 15. Kapitel des zweiten, der wunderbaren Arbeit des Erdballs, *De admirando Globi Terreni opificio*, gewidmeten Buches seines *Mundus subterraneus* fügt der barocke Universalgelehrte Athanasius Kircher eine *Geschichte* ein, um, *an diesem Ort*, zu untermauern, was bis hierhin über die *Rauheit des Meeresbodens* gesagt worden ist, oder, wie es wenig später nochmals heißt, „*ut Marium vorticosi tractus luculentius paterent*“, um *vor Augen zu stellen*, was bereits über die *wirbelreichen Tiefen des Meeres* ausgeführt worden ist. Was hier in den wissenschaftlichen Kontext einer umfassenden Erdkunde, um die es Kircher in seinem *Mundus subterraneus* geht, eingefügt wird, ist die „*historia memorabilis*“, die erinnerungswürdige Geschichte eines Verschollenen.¹ Sie geht zurück auf die bereits vor Kirchers *Mundus subterraneus* in zahlreichen Varianten aufgeschriebene sizilianische Legende um den Taucher Nicola, der aufgrund seiner wunderbaren Gewandtheit im Wasser – er konnte tagelang schwimmen und dabei für Stunden unter der Oberfläche des Meeres bleiben – der Fisch (*pisces* oder *pesce*, volkstümlich auch *Pesecola*, im Deutschen *Fischnikel*) genannt wurde.² König Friedrich – Kircher lässt offen, um welchen Friedrich es sich handelt, in der Geschichte Siziliens wie in den verschiedenen Überlieferungen der Legende gibt es mehrere Kandidaten, so dass auch Kirchers Hinweis, die *historia* sei im königlichen Archiv verzeichnet und ihm von dessen Sekretär überliefert worden, nicht allzu viel Beglaubigungskraft beanspruchen kann: Von wessen Sekretär, von wessen Archiv ist die Rede? – König Friedrich also habe, von *curiositas* getrieben, diesen

1 Athanasius Kircher, *Mundus subterraneus*, Amsterdam 1665, S. 98-99. Jocelyn Godwin weist darauf hin, dass der Titel nicht nur auf das Unterirdische zu beziehen ist, sondern allgemein auf verborgene Bedeutungen, das heißt, auf die sich der Sichtbarkeit entziehenden Eigenschaften der Objekte. Jocelyn Godwin, *Ein Mann der Renaissance und die Suche nach verlorenem Wissen*, Berlin 1994, S. 84.

2 Vgl. Klaus J. Heinisch, *Der Wassermensch. Entwicklungsgeschichte eines Sagenmotivs*, Stuttgart 1981.

Nicola dazu genötigt, zweimal in den gefährlichen Strudel der Charybdis an der Straße von Messina hinabzutauchen.

Einmal sei das geglückt, nach dem zweiten Versuch aber sei der Taucher niemals wieder zum Vorschein gekommen: „sed nunquam amplius comparuit, forsitan Euriporum impetu intra montium labyrinthos abductus, aut piscibus, quos timuerat, praeda factus“, vielleicht hat ihn die Gewalt der Strömung in der Meerenge in das felsige Labyrinth entführt oder er wurde eine Beute der Fische, die er so gefürchtet hatte. Sowohl von der Strömung, die den Taucher mitgerissen, als auch von dem unterseeischen Labyrinth, in dem er sich verirrt haben mag, von der Unebenheit oder Rauheit des Meeresbodens („de fundi maris inaequalitate“) handelt Kircher in anderen Kapiteln in Form einer theoretisch-spekulativen Argumentation, die aus sichtbaren Zeichen an der Oberfläche des Wassers verborgene Ursachen deduziert. So erklärt er, im Einklang mit der antiken Strömungslehre, derzufolge es beim Austritt einer Flüssigkeit aus einer engen Röhre in ein größeres Gefäß zu Wirbelbildung kommt,³ die Strömungsverhältnisse in der Straße von Messina durch die Annahme eines unterirdischen Grabens, in dem Wasser aus dem westlichen Mittelmeer unter Sizilien hindurch fließt und bei seinem Austritt jenen Wirbel erzeugt, der den Seefahrern seit ältester Zeit als Charybdis bekannt ist.

Dieser abstrakt-spekulativen Argumentation wird nun die *historia memorabilis* als Ergänzung, als Supplement, hinzugefügt („addam hoc loco Historiam“), um ihr Evidenz zu verleihen. Wenn dabei aber ausgerechnet ein selbst der Sichtbarkeit für immer entzogener Verschollener („nunquam amplius comparuit“) zum Zeugen aufgerufen wird, wenn also *eine* Unsichtbarkeit der *anderen*, nämlich der Abstraktheit unsichtbarer Ursachen, zur Sichtbarkeit verhelfen soll, dann treibt die Argumentation auf ein Paradox zu. Kircher versucht dieses Paradox abzumildern, indem er – weitgehend ungedeckt durch die Überlieferung – seinem Taucher einen ausführlichen Bericht von seinem ersten, durch einen glücklichen Zufall erfolgreichen Tauchgang in den Mund legt – kurz bevor er dann endgültig verschwindet. Aber dieser Bericht kann das Paradox nicht auflösen: Zum einen kann der Taucher hier nur berichten, weil er noch nicht bis zum Grund vorgedrungen war, zum anderen kann Kircher ihn nur berichten lassen, was er selbst – aufgrund eben seiner theoretischen Spekulation – zu wissen glaubt, während durch keine Theorie mehr zu erschließen ist, was dem Taucher in der tiefsten Tiefe wirklich zugestoßen sein könnte. Hat er sich im Labyrinth des Meeresbodens verirrt, ist er von Fischen gefressen worden oder hat er sich der Zumutung des Königs entzogen und ist

3 Michel Serres, Ströme und Turbulenzen. Die Geburt der Physik im Text von Lukrez, in: *ilinx* 1 (2009), S. 289-305.

nicht in der Tiefe umgekommen, sondern in die Weite des Meeres entkommen? Auch das theoretische Wissen selbst büßt in Kirchers rhetorischer Operation an Autorität ein, wenn er es einem ungebildeten, illiteraten Fischerssohn in den Mund legt. Die gesuchte Evidenz entsteht nicht in dessen – wunderbar wohlgesetzter, rhetorisch durchgearbeiteter – *descriptio*, in der Kirchers ordnender Verstand nur zu deutlich mitzulesen ist, sondern nur durch sein endgültiges Verschwinden, und damit durch die Rückkehr in die Vieldeutigkeit der *historia memorabilis*. Evidenz für das, was noch keines Menschen Auge geschaut hat, ist nur zu haben um den Preis einer Lockerung der Seriosität des Berichts, um den Preis einer Digression in eine andere Form des Wissens, der sich Kircher dort öffnet, wo er theoretische Spekulation durch Empirie zu beglaubigen sucht: Es ist ein Wissen, das von *anderswo*, aus der volkstümlichen Legende, *an diesen Ort*, in die wissenschaftliche Abhandlung, versetzt wird. Es ist das Wissen der Anekdote.⁴

In dieser Form lebt die *historia memorabilis* um Nicola Pesce weiter, bis sie eineinhalb Jahrhunderte später, 1797, in Friedrich Schillers Ballade *Der Taucher* zur paradigmatischen Geschichte eines Verschollenen wird. Zwar verwischt Schiller noch weiter die Spuren einer möglichen Referentialisierbarkeit, die Kircher nur dem Schein nach, mit dem Verweis auf das nicht-auffindbare Archiv, aufrecht erhält. Bis auf Charybde sind nun alle Personennamen und geographischen Bezeichnungen getilgt. Aber zugleich lokalisiert Schiller die *historia* hellichtig an einer epistemologischen Grenze.

Ein mittelalterlicher Hofstaat hat sich ans „wilde Meer“ begeben, um ein Naturwunder zu betrachten. König, Rittersmann und Knapp, auch Damen und Fräulein blicken mit Schaudern von „einer Klippe, die schroff und steil / Hinaushängt in die unendliche See“, hinab in einen „strudelnden Trichter“, der geradewegs in den „Höllerraum“ selbst zu führen scheint. Hier treibt der König ein, wie es scheint, frivoles Spiel. Er wirft einen goldenen Becher in die „brandenden Wogen“, ein junger „Edelknecht“ wagt, was allen unmöglich erscheint, taucht in die Tiefe und bringt den Becher tatsächlich zurück. Daraufhin drängt der König auf Wiederholung des tollkühnen Unternehmens, bietet dem Wagemutigen nun gar die Hand seiner Tochter sowie sein halbes Königreich. Der Jüngling springt und taucht ein zweites Mal, diesmal aber

4 Als „unbearbeitete und flaschenpostartige Passage“ bleibt, so Clifford Geertz, die Anekdote Zeugnis eines anderen Wissens, das sich vorschnellen Synthesen im Text von Ethnologen wie Historikern widersetzt. Vgl. Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur, in: ders., Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a. M. 1987, S. 7-43; hier S. 14. Vgl. auch Joel Fineman, The History of the Anecdote: Fiction and Fiction, in: H. Aram Veeseer (Hg.), The New Historicism, New York/London 1989, S. 49-76.

bleibt er im „finstern Schooße“ verschollen. „Mit liebendem Blick [...] bückt“ sich die Königstochter, die sich ‚auf den ersten Blick‘ in den ebenso mutigen wie anmutigen Jüngling verliebt hatte, über den Klippenrand, doch dieser Blick durchdringt die Wasser nicht, die die Hoffnung ein ums andere Mal enttäuschen.

Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.⁵

Was bleibt, ist allein der sich immer weiter vom einzelnen Subjekt lösende Blick in die tosende See, ein Zustand verewigten Wartens auf eine nicht mehr zu erwartende Wiederkehr. Und die Frage, ob es einen anderen als den „liebenden“ Blick geben könnte, der im Stande wäre, „die Wasser“ zu durchdringen.

An der Schwelle zum 19. Jahrhundert erzählt Schillers Ballade eine Geschichte des Aus-der-Welt-Fallens. „Mit bangem, schrecklichem Weilen“ spannt bereits der erste Tauchgang die Zurückgebliebenen auf die Folter: „Was die heulende Tiefe da unten verhehle, / Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.“ Erst als alle Hoffnung nahezu aufgezehrt ist, kehrt der Taucher zurück – um nun doch zu erzählen, was nur er wissen kann. Sieben von 27 Strophen umfasst sein Bericht aus jener Welt, von der „keine lebende, glückliche Seele“ bis dahin hatte erzählen können. Aber in und mit dieser Erzählung verändert sich der Taucher selbst, und mit ihm die Welt. Zum Ausdruck kommt das in der Reaktion des Königs, der sich nicht an der Seele des Tauchers interessiert zeigt, sondern an dem Wissen, das dieser aus der Tiefe mitgebracht hat. Zum Kundschafter geworden, trifft ihn das Schicksal, das Schiller in seinen *Ästhetischen Briefen* als *conditio* des Menschen in der von Ausdifferenzierung der Geschäfte wie der Wissenschaften geprägten Moderne beschreiben hat:

Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruckstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruckstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zum Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft.⁶

Damit ist der Schlüsselbegriff gefallen für eine Lektüre, die den *Taucher* weniger im Hinblick auf die dort entfalteteten *sozialen* als auf die *epistemischen* Welten betrachtet. Die mittelalterliche Welt, von der Schillers Gedicht ausgeht,

5 Friedrich Schiller, Werke. Nationalausgabe, Bd. 2, I, hg. v. Norbert Oellers, Weimar 1983, S. 266-271. Die folgenden Zitate ohne Nachweis nach dieser Ausgabe.

6 Friedrich Schiller, Werke. Nationalausgabe, Bd. 20, hg. v. Benno von Wiese, Weimar 1962, S. 323.

erscheint dann immer noch als feudale Sozialordnung (mit König, Ritter und Knapp'), aber auch als christlich-religiös fundierter Wissens-Raum. In dessen Grenzen bewegt sich der Jüngling, wenn er vor dem Sprung in die Tiefe – in den „Höllerraum“ – sich „Gott befiehlt“. Gott ist es auch, den er, seinem eigenen Bericht zufolge, anruft „in der höchsten schrecklichen Noth“, und der ihm ein rettendes „Felsenriff“ (an-)weist: „Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod“. Der Fels in der Brandung bewahrt ihn nicht nur vor dem Versinken im bodenlosen Höllenschlund, hier findet sich auch der Becher. Vor allem aber bietet er eine relativ sichere Beobachterposition, von der aus ein Blick in das Grauen der Tiefe (und somit – zum letzten Mal – so etwas wie eine Gesamtschau der sich in ihre fratzenhaften Einzelphänomene auflösenden Erscheinungswelt) möglich wird.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod

Denn unter mir lag's noch, Bergetief,
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.

Was dem Jüngling auf halbem Weg in die Tiefe entgegenkommt, ist nicht ohne weiteres (mehr) in dessen mittelalterlichem Weltbild zu verorten. Einerseits ist es ein älteres Wissen, das hier hereinspielt. Präsent ist es bereits in der Benennung des Naturphänomens in der Erzählerrede als Charybde sowie in seiner die *Odyssee* zitierenden Beschreibung.⁷ Auf eine mythische Welt weist auch die Beschwörung, mit der der Jüngling seinen Bericht einleitet: „Der Mensch versuche die Götter nicht“. Was hier droht, und wovor die Anrufung

7 „Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast / Hervor aus dem alles verschlingenden Grab“: vgl. *Odyssee* XII, V. 437ff., in der Übersetzung von Johann Heinrich Voß: „Also hielt ich mich fest an den Zweig, bis der Kiel und der Mastbaum / Wieder dem Strudel entflögen; und endlich nach langem Harren / Kamen sie“.

des *einen* Gottes dann gerade noch einmal bewahrt, ist der Sturz in eine andere Ordnung des Wissens, in den Mythos. In der Tiefe, auf dem Grund, sind, gleichsam als Spuren eines apokryphen, historisch-epistemischen Gedächtnisses, die alten Götter noch mächtig.

Aber nicht nur in die Vergangenheit führt der Blick, sondern auch, vom mittelalterlichen *setting* aus gesehen, in die Zukunft. Denn das, was dem Taucher auf halbem Weg in die Tiefe entgegenkommt, ist weder eine mythische Gottheit noch der mittelalterliche *ordo*, sondern es erinnert sehr viel mehr an ein barockes Bestiarium, an den Blick in eine Wunderkammer, wie sie Schiller etwa dem von Adam Olearius 1666 herausgegebenen Katalog der Kunst- und Wunderkammer in Schloss Gottorf hätte entnehmen können.⁸

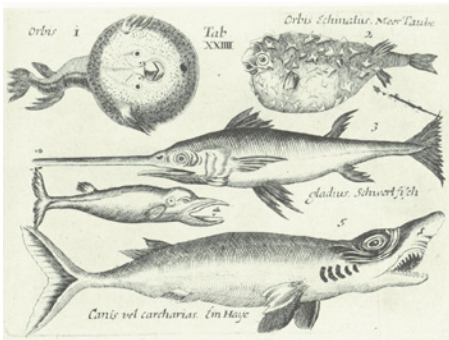


Abb. 1
„Meerwunder“ in Adam Olearius’
„Gottorffische Kunst-Kammer“, 1674

Bei Olearius findet sich nicht nur eine ausführliche Nacherzählung der *historia memorabilis* um Nicola Pesce (unter Hinweis auf Kirchers *Mundus*), sondern es finden sich auch all jene Bestien, die sich dem Taucher entgegenstellen, einschließlich der Salamander und Molche („Drachen“), die sich, gegen den nachdrücklichen Einspruch Wilhelm von Humboldts,⁹ in Schillers Meerestiefe tummeln.

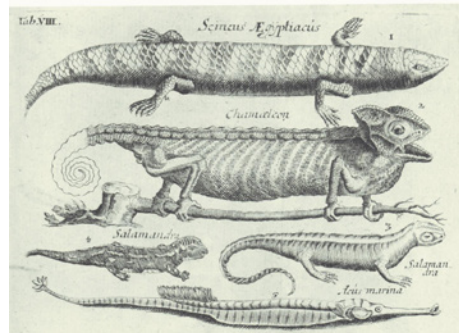
Die Tafel, die sie vereint, ist dazu bestimmt, Übersicht zu schaffen, und sie folgt dabei einem Prinzip, das der Organisation des Wissens in Olearius’ Kunstkammer (noch) zugrundeliegt, das aber zugleich an der Vielfalt der Erscheinungen immer wieder zu scheitern droht: dem Prinzip der größtmöglichen Ausdifferenzierung bei gleichzeitiger größtmöglicher Ähnlichkeit. Die

⁸ Adam Olearius, *Gottorffische Kunst-Kammer Worinnen Allerhand ungemeyne Sachen So theils die Natur theils künstliche Hände hervorgebracht und bereitet*, Schleswig 1674. Schiller könnte den Band von Goethe ausgeliehen haben; vgl. Dierk Puls, *Die Quelle von Schillers ‚Taucher‘*, in: *Muttersprache*, 69, 1959, S. 353-356.

⁹ Wilhelm v. Humboldt an Friedrich Schiller, 9. 7. 1797, in: Friedrich Schiller, *Werke*. Nationalausgabe, Bd. 37, I, hg. v. Norbert Oellers und Friethjof Stock, Weimar 1981, S. 62.

Abb. 2

„Die vier Thierlein in dieser Tabula sollen die vier Elemente bedeuten“ in Adam Olearius' „Gottorffische Kunst-Kammer“, 1674



Tiere repräsentieren die vier Elemente: die Salamander das Feuer, die Meer-nadel das Wasser, eine in der Wüste beheimatete Echse die Erde, und das Chamäleon, das angeblich fast nur aus Lunge besteht, die Luft. Eigentlich hätte man hier analog zum Fisch einen Vogel erwarten können, aber einen Vogel, der den anderen dargestellten Tieren ähnlich sehen würde, enthält zumindest die Gottorfer Kunstkammer nicht. So wird also in den vier Elementen die Totalität der Welt repräsentiert, ein letzter Versuch, die göttliche Schöpfung als Ganzes vor Augen zu stellen: ein Versuch, der aber nur in diesem einen Tableau (einigermaßen) gelingt, während die Tafeln, die der Tiefe des Meeres allein vorbehalten sind, eine noch nicht taxonomisch disziplinierte Un-Ordnung vor Augen stellen, so wie sie auch dem Taucher entgegentritt. Schiller folgt dem Versuch einer Gesamtschau, nicht nur mit den Salamandern, sondern auch in paradoxen Fügungen wie „Bergetief“ und „des Meeres Hyäne“, die verschiedene Topologien und Lebensräume metaphorisch zusammenzwingen.

Der König darob sich verwundert schier,
 Und spricht: Der Becher ist dein,
 Und diesen Ring noch bestimm' ich dir
 Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
 Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
 Was du sahst auf des Meer's tief unterstem Grunde.

„Der König darob sich verwundert schier“, und so mag er es nicht bei dem Blick in die Tiefe belassen: Der Prozess der theoretischen Neugierde erfordert genauere Erforschung, die von Gott gebotene Klippe muss verlassen werden. Ausdrücklich soll der zweite Tauchgang keine Wiederholung des ersten bringen, sondern er visiert ein anderes Ziel an: Die zwischen oben und unten angesiedelte Beobachterposition soll verlassen und der (bis dahin immer noch in „Nacht und Grauen“ verschwimmende) „tiefste Grund“ tatsächlich erreicht werden. Ist der Prozess der theoretischen Neugierde einmal in Gang gesetzt,

kann, wie in Dantes Weitererzählung der Geschichte Odysseus', der göttliche Felsen keine Grenze mehr markieren.¹⁰

„Den Jüngling bringt keines wieder.“ In der Lakonie dieses Schlussverses ist nicht nur die erzählte Geschichte an ihr Ende gekommen, sondern in der durch einen fehlenden Takt erzeugten formalen Dissonanz auch die Dichtung selbst. Vorbereitet wird dieses Ende durch die Versachlichung der Natur oder des Sprechens über Natur, in der Entzauberung des Wassers. Steht am Anfang „der Charybde Geheil“, so bleiben am Ende „die Brandung“, „der donnernde Schall“ und „Wasser“, die „rauschen“. Zwischen der Mythisierung des Anfangs und der (entzauberten) Naturschilderung des Schlusses steht aber nun eine Schilderung, die weder mythische Gottheit noch Naturkunde impliziert – und für die der Text berühmt ist:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
 Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
 Bis zum Himmel sprüzt der dampfende Gischt,
 Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
 Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
 Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Variierend wiederholt begleiten diese Verse den ersten Tauchgang in veränderter Perspektive. Und auch poetisch sind sie als Alternative zu dem dort aufgerufenen Wissenssystem zu betrachten. Auch hier liegt der Versuch einer Zusammenschau des Heterogenen vor: Wasser und Feuer, Meer und Himmel, aber für deren Möglichkeit wird nicht mehr, wie im Barock, ein Gott aufgeboten, der sich längst in die Transzendenz zurückgezogen hat. Was bleibt, ist allein die Form der Balladenstrophe selbst, in die sich mythische Charybde und profaner Strudel ebenso fügen wie die erzählte Geschichte von Nicola Pesce – oder besser: in der sie überwunden werden. Poesie und Wissen, die in Form von Anekdote und Spekulation, Evidenz und Theorie bereits bei Kircher einander entgegengesetzt sind, das wäre der um 1800 erreichte Stand, sind nicht mehr zusammenzufügen. Was dem Taucher jenseits der barocken

10 Dante hat, im 26. Gesang des *Inferno*, Odysseus zu einem Getriebenen gemacht, der es nicht in der wiedergefundenen Heimat aushält, sondern noch einmal aufbricht, zu einer letzten Reise, zu einer letzten, von Gott gesetzten Grenze: *nec plus ultra*, die er überschreiten und hinter der er verschwinden wird, um erst in der Hölle wieder aufgefunden zu werden; Hans Blumenberg hat diese Geschichte einer Transgression als *master narrative* der modernen Wissenschaft gelesen. Vgl. Hans Blumenberg, *Der Prozeß der theoretischen Neugierde*, erweiterte und überarbeitete Neuausgabe von ‚Die Legitimität der Neuzeit‘, 3. Teil, Frankfurt a. M., 4. Aufl. 1988, S. 138ff.

Kunstkammer noch begegnen könnte, ist Schillers Poesie nicht mehr darstellbar. Für sie ist der Taucher auf jeden Fall verloren, verschollen.

Der Taucher erzählt eine Geschichte des Aus-der-Welt-Fallens, die zugleich eine epistemologische Grenzregion erkundet. Sehr präzise situiert die Ballade den Verschollenen an einer Grenzlinie – oder in einer Grenzregion – zwischen unterschiedlichen Räumen des Wissens. Auf „des Meer's tief unterstem Grunde“ finden sich Sedimente vergangener Wissensordnungen, des antiken Mythos und des christlichen *ordo*, aber ebenso das Feld theoretischer Neugierde. Schiller erkundet den Prozess, in dem das Meer vom mythischen zum physikalischen Raum wird, ohne aber seine Qualitäten als anthropologisch-psychologischer Raum oder als Gedächtnisraum einzubüßen. Zum Kundschafter geworden, der die Verbindung zu einer fremden, aber nicht grundsätzlich anderen Welt herstellt, hat der Taucher doch nicht aufgehört, ein Begehren zu produzieren, das ihm gilt und nicht dem Strom der Daten, die er produziert. So steht am Ende der Ballade nicht die *Kunde* – sie wird in Zukunft Sache der Hydrographie sein –, sondern der *liebende Blick*, der zwar die Wasser nicht (mehr) durchdringen kann, der aber den Verschollenen nicht völlig aus der Welt fallen lässt.

Siebzig Jahre später präsentieren die *Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesamtgebiete der Geographie* einen Apparat, der verspricht, *Kunde von des Meer's tiefstem Grunde* zu liefern, ohne dass dazu die legendenhaften Fähigkeiten eines Fischmenschen oder der heroische Mut eines Edelknechts in Anspruch genommen werden müssen. Der von Ingenieuren der britischen Admiralität entwickelte *Englische Sondirungs-Apparat* kann zugleich Tiefenmessungen vornehmen und Bodenproben aus der Tiefsee an die Oberfläche transportieren.¹¹ Zwar kann auch die Meereskunde des 19. Jahrhunderts noch auf ihre Helden und Märtyrer zurückblicken: Cook „von den Eingeborenen erschlagen“, Beaufort von „fanatischen Türken“ schwer verwundet, schließlich der „Untergang der Franklin-Expedition“.¹² Doch gerade der Weg des bei Vermessungsarbeiten an der kleinasiatischen Küste von einem nationalistischen Attentäter attackierten Sir Francis Beaufort führt vor Augen, dass die heroischen Einzelgänger der Vergangenheit angehören. Nach seiner Verwundung vertauscht er die Kommandobrücke mit einem Schreibtisch in den Büros der Admiralität, auf

11 August Petermann, Die englischen Tiefen-Messungen auf dem sogenannten ‚Telegraphen-Plateau‘ im J. 1857, in: *Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesamtgebiete der Geographie*, 1858, S. 151-156.

12 August Petermann, Die hydrographischen Arbeiten der Britischen Admiralität, in: *Mittheilungen* 1855, S. 71-85.

dem nun all die Datenströme zusammenfließen, die eine Vielzahl anonymer Forscher und zunehmend ausgeklügelte Apparate produzieren. Was auf diesem und anderen Schreibtischen als das Ergebnis dichtmaschiger Messungen und sorgfältiger Berechnungen entsteht, sind Karten, die dem Aus-der-Welt-Fallen keinen Raum mehr lassen.

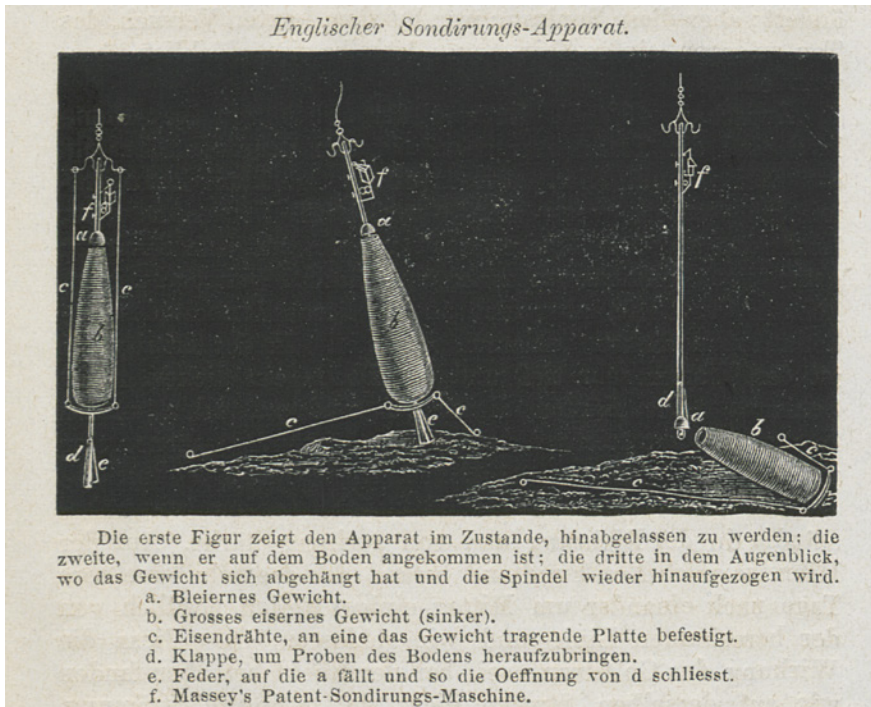


Abb. 3 „Englischer Sondirungs-Apparat“ in den „Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt“, 1858

Ganz widerstandslos gibt das Meer seine Geheimnisse allerdings nicht preis. „Ohne die theoretischen Voraussetzungen von der Existenz tiefer Strömungen zu diskutieren“, so zitiert der Herausgeber der *Mittheilungen*, August Petermann, einen englischen Vermessungsingenieur, „will ich einen merkwürdigen Vorfall erzählen“: Es geht um eine Messleine, die auf unerklärliche Weise mit Schlamm bedeckt „in einem verwirrten Knäuel an die Oberfläche“ zurückgekommen war.¹³ Nach wie vor also sind es ‚merkwürdige Vorfälle‘, die die Routinen des Forschens in Frage stellen. Um so wichtiger ist es, seriöse Berichte

13 Ebd., S. 151f.

(Petermann stellt deutlich heraus, dass es sich bei seinem Gewährsmann um einen zuverlässigen Hydrographen handelt) zu unterscheiden von jenem „verwirrten“ Seemannsgarn, dessen kaum erschöpfliche Quelle die Meere seit jeher gewesen sind.

Letzten Endes ist es, so hat Petermann bereits 1855 konstatiert, das Schicksal der Geographie selbst, das sich in der Hydrographie entscheidet. Ihre erste Aufgabe bestehe darin, „die Grenzen zwischen dem Festen und Flüssigen auf der Erde“ zu bestimmen und so „eine sichere Grundlinie für das geographische Wissen“ zu schaffen. Nichts Geringeres, als die Genesis noch einmal zu vollziehen, wird hier zur Forderung, wenn mit der Küstenlinie „der Peripherie des Landes“ eine „feste Basis“ gezeichnet wird, von der aus Land wie See erschlossen werden können.

Was dem Architekten der Grundriss seines Bauwerkes, dem Maler die Contour seines Gemäldes, das sind dem Geographen der neuern Zeit die Aufnahmen der Gestade des Weltmeeres, – der Rahmen seines Bildes von der Erde, die Basis seiner Forschungen, Untersuchungen und Deductionen. Denn von vielen und grossen Theilen der festen Erdoberfläche sind es nur die Küsten, die genau vermessen und bestimmt worden sind, während das, was wir von ihrem Innern kennen, nur unvollkommen und unsicher ist.¹⁴

Dass der unbestimmte Raum hier, entgegen der vertrauten Vorstellung, nicht von einem Zentrum, sondern von der *Peripherie* her organisiert wird, deutet ebenso wie die nahezu biblische Sprache auf die fundamentale Bedeutung der *Linie* als das zentrale semiotische Element von Petermanns Kartographie. Die Küstenlinien geben das Muster vor für Isohypsen, Isobaren, Isothermen und die Vielzahl anderer Linien, die Gleiches mit Gleichem verbinden und Ungleiches trennen. Von hier aus entwickelt sich dann auch die Hydrographie im engeren Sinn, die es, wie bereits bei Athanasius Kircher, mit dem Grund des Meeres sowie mit den Strömungen zu tun hat. Insbesondere der zweite Bereich wird in den folgenden Jahrzehnten zum Testfall für die Fähigkeit der Geographie, ihre Objekte auf „ihre einfachen Naturgesetze zu reduciren“.¹⁵ Im Artikel über *Die englischen Tiefen-Messungen* hat Petermann selbst darauf

14 Mittheilungen 1855, S. 71.

15 August Petermann, Vorwort, in: Mittheilungen 1855, S. 1. Der Hydrographie stellen sich ebenso zentrale wie schwer lösbare Aufgaben, denn das Meer ist nicht nur für die Seefahrer ein katastrophischer Raum, sondern es ist selbst geprägt durch wiederkehrende Katastrophen: Dem beständigen Angriff „durch Wind und Wetter, Strömungen, Orkane, Wellenschlag und Eis“ ausgesetzt, befinden sich Küstenlinien wie „unterseeische Reliefs“, die unsichtbaren „Klippen, Sandbänke und Gefahren“ in (un-)stetiger Veränderung (Mittheilungen 1855, S. 71f.). Der Meeresgrund befindet sich buchstäblich im Flusse.

hingewiesen, dass das von ihm erstellte Bodenprofil des Atlantik, das auf der Interpolation distinkter Messwerte beruht, nur eine Näherung darstellen kann:

Wenn auch die bisherigen Sondirungen auf dieser Linie noch nicht zahlreich genug sind, um die Neigungswinkel mit einiger Sicherheit bestimmen zu können, und es daher nicht unmöglich ist, dass auf ihr Erhebungen vorkommen, die ähnlich wie das Harzgebirge oder der Thüringer Wald plötzlich aus den ebeneren Theilen hervorspringen, so macht dieser Theil des Meeresbodens doch mehr den Eindruck einer sanften, wellenförmigen Einsenkung.¹⁶

Wann aber sind die Messungen zahlreich genug, um aus dem „Eindruck“ einer stetigen Linie die Stetigkeit selbst ableiten zu können, oder, anders gesagt, um von einer vorläufigen Näherung zu sicherem Wissen überzugehen, das keine ‚merkwürdigen Vorfälle‘ mehr zu fürchten hat?

Und was ist, wenn selbst die unbestechliche Messleine, Inbegriff der stetigen Linie, dem zentralen Signifikanten der Kartographie, unversehens zum „verwirrten Knäuel“, zum „merkwürdigen Vorfall“, zur *historia memorabilis* zu werden vermag, die sich nicht den „theoretischen Voraussetzungen“ fügt? Die Zeit der Anekdoten ist noch lange nicht vorbei, und das Zeitalter der Verschollenen bricht gerade erst an, als Friedrich Schiller seinen Taucher im Zwielicht zwischen Leben und Tod, zwischen Wissen und Nicht-Wissen, zwischen der einen und der anderen Welt bannt. Ein Kundschafter, der selbst „der kunde der menschen entzogen ist“, kann von ihm nur am Rande berichtet werden, in Digressionen, Historien, Supplementen: „Addam hoc loco Historiam“ ...

16 Petermann, Die englischen Tiefen-Messungen, S. 154.

Zur Einführung

*Anmerkung zum vorigen Briefe

VII. Moritz ~~und~~ Beurmann

Anforderung in Müggick und Brief von Müggick an Moritz

28. April bis 19. Juni 1862.

Müggick, 13. Juni 1862. - Anteil selbst für die... (92)

Anmerkung zu meinem vorigen Briefe (1. Aug. 1861 G.M. N. 8 pp. 68-78) :-
da?

1. 29 Juli 1862.

Anmerkung zu vorigen Briefe.

1) Das Auftragen in dem Gegendem unter dem Namen
 Wodan untergeordnet. Hier ist die erste Person Müggick
 (die Frage jedoch). Es ist eine Stelle, die sich findet
 in der Bibel, die in dem Buche der Propheten in der
 des Bagger et waschast. In der Stadttopographie
 und ist eine in der Stadt, die in der Stadt
 in dem Buche der Propheten in der Stadt
 waschast mit dem Namen Bagger et waschast ge-
 nannt. Hier ist die erste Person in der Stadt
 waschast zu finden. Hier ist die erste Person
 in der Stadt. Hier ist die erste Person in der Stadt.
 Die Wodan ist die erste Person in der Stadt.
 Die Wodan ist die erste Person in der Stadt.
 Die Wodan ist die erste Person in der Stadt.
 Die Wodan ist die erste Person in der Stadt.

Abb. 4 „Anmerkung zum vorigen Briefe“, Blatt aus der Korrespondenz zwischen Moritz von Beurmann und August Petermann, 1862

Die Kunst der Verschollenheit – und eine Kunst ist es, denn verschollen ist nur, wen eine beständige *ars memoria* festhält im Zwischenreich von Leben und Tod – ist eine Kunst der Collage. Wer verschollen ist, bleibt gefangen in einem Labyrinth verwischter Spuren und zerstreuter Gerüchte, die zu keinem feststellbaren Ort führen und sich zu keiner lesbaren Geschichte fügen, sondern die sich nur immer wieder neu und niemals ohne erkennbare Brüche und Risse arrangieren lassen. In einer Collage in einem ganz materiellen Sinn ist uns einer der Verschollenen, um die es in diesem Buch gehen soll, zuerst entgegengetreten und hat uns damit vorgegeben, wie das, was in einem geo- und kartographiegeschichtlichen Archiv zu finden ist, in einer literaturwissenschaftlichen Hinsicht zu lesen wäre. In der heute in der Forschungsbibliothek Gotha der Universität Erfurt aufbewahrten Korrespondenz der Schriftleitung der *Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesamtgebiete der Geographie* findet sich, unter der Signatur SPA ARCH PGM 189, Folio 40, ein Blatt, auf dem der Herausgeber August Petermann verschiedene Dokumente zu einer Druckvorlage zusammengefügt hat. Nicht alle davon sind auf dem Blatt selbst zu finden. So ist das, was im Druck als *Haupttext* erscheinen soll, nur durch eine fast die Hälfte des Blattes einnehmende Lücke repräsentiert und wird durch den mit dünnem Bleistift eingetragenen Hinweis „(S.2)“ vertreten, der auf ein anderes, heute etwas entfernt vom ersten, aber in der gleichen Mappe abgelegtes Blatt deutet.¹⁷ Unser collagiertes Blatt dagegen enthält lediglich *Neben-* oder *Paratexte*. Zunächst, in der Handschrift Petermanns, eine Überschrift:

VII. *Moritz v.œr Beurmann's*

Aufenthalt in Mursuk und Reise von Mursuk nach Wau

28. April bis 19. Juni 1862¹⁾

17 Forschungsbibliothek Gotha: SPA ARCH PGM 189, Folio 47.

Dann, auf der unteren Hälfte des Blattes, unterhalb einer Falzlinie, ebenfalls in Petermanns Handschrift:

¹⁾Anmerkung zu meinem vorigen Briefe [s. *Erg. Heft G. M. No. 8 pp. (68)-(78)*]:-

Das

Darunter ist ein Ausschnitt aus einem Brief des Forschungsreisenden Moritz von Beurmann eingeklebt, ein Pfeil verweist darauf, wie er an Petermanns „Das“ anzuschließen ist, wobei Beurmanns eigene Überschrift „Anmerkung zum vorigen Briefe“ übersprungen wird. Zu lesen ist in dem auf diese Weise zur Fußnote gewordenen Brief-Ausschnitt von einem Tier, über das Beurmann in einem früheren Brief berichtet hatte, das er aber erst jetzt richtig benennen kann. Die Fußnote bezieht sich also nicht auf etwas, das in dem – auf dem vorliegenden Blatt abwesenden – Haupttext zu lesen wäre, sondern auf etwas, das anderswo bereits im Druck erschienen ist. Wer wissen will, um was es sich handelt, wird auf ein – hoffentlich aufbewahrtes – älteres „*Erg. Heft*“ zurückgreifen müssen.

Der Bericht, für den Petermanns Collage die Druckvorlage liefert, erscheint dann im *Ergänzungsheft 10* der *Mittheilungen*, und somit ein Periodikum supplementierend, das seinerseits als ein „fortlaufendes leicht zugängliches Supplement in handlicher Form“ zu den ebenfalls im Justus Perthes Verlag erscheinenden Atlanten dienen soll.¹⁸ Das dieses Supplement ergänzende Heft steht noch in einem weiteren Supplementierungsverhältnis, nämlich zu einer Karte, die nun aber in keinem Atlas erscheint, sondern, in insgesamt zehn Blättern, als Beilage zu einer Folge von vier *Ergänzungsheften*, zu denen auch jenes gehört, für das Petermanns Collage die Druckvorlage liefert. Diese Karte, *Inner-Afrika nach dem Stande der geographischen Kenntniss in den Jahren 1861-1863*, ist das bis dahin ambitionierteste Kartenprojekt Petermanns, Summe und Abschluss des ersten Jahrzehnts seiner Tätigkeit für den Perthes Verlag. Die *Ergänzungshefte* breiten zunächst in einem ausführlichen fünfzigseitigen Kartenkommentar das Material aus, auf dessen Grundlage die Karte erarbeitet wurde, und fügen dann, in neu beginnender, geklammerter Seitenzählung, aktuelle Reiseberichte an, die über das im Kartenkommentar ausgebreitete Material hinausgehen. Hierzu gehören auch die Briefe Beurmanns. Er ist, während die Karte schon erscheint, innerhalb des kartographierten Territoriums unterwegs, und zugleich doch nicht, denn das Ziel seiner Reise

¹⁸ *Mittheilungen* 1855, S. 2.

ist eine Region, die die Karte nur vorläufig, mit vielen Fragezeichen, verzeichnen kann: einer der sprichwörtlichen *weißen Flecken*. Und so ist seine „Anmerkung zum vorigen Briefe“ auch ein Hinweis darauf, dass das hier verarbeitete Wissen (noch) nicht wirklich gesichert ist, dass es sich im Fluss befindet. Im Fall der „Anmerkung“ ist das kartographisch unverfänglich, da es um linguistische und zoologische Informationen geht, die Petermanns physikalisch-topographische Karte ohnehin nicht verzeichnet. Aber gerade das verweist auf die Supplementierungsbedürftigkeit der Karte, und zwar in einer doppelten Weise: Was sie verzeichnen kann, ist immer nur ein Teil dessen, was gewusst werden kann, und was gewusst wird, ist ständig vom Verfall bedroht.

Hier deutet sich ein Spannungsverhältnis an, das nicht nur Petermanns Arbeit als Kartograph einerseits, als Herausgeber eines geographischen Periodikums andererseits bestimmt, sondern das im Laufe des 19. Jahrhunderts alle Projekte einer umfassenden Präsentation des Wissens von der Welt charakterisiert. Programmatisch hat sich Petermann immer wieder darauf festgelegt, dass nur die Karte das Medium eines solchen Weltwissens sein kann, und zwar gerade weil sie dem Fluss der Daten die Stabilität einer graphischen Oberfläche entgegensetzt:

Das Endresultat und der Endzweck aller geographischen Forschungen, Entdeckungen und Aufnahmen ist, in erster Linie, die Abbildung der Erdoberfläche, die Karte. Die Karte ist die Basis der Geographie. Die Karte zeigt uns am Besten, am Deutlichsten und am Genauesten, was wir von unserer Erde wissen. Die Karte der Gegenwart soll eine Abbildung der Erdoberfläche sein, auf der nicht bloss alle Punkte und Räumlichkeiten nach horizontaler Lage und Entfernung messbar sind, sondern auf der auch die vertikalen Unebenheiten, vom Meeressniveau bis zu den höchsten Berggipfeln, ihren Höhenunterschieden nach vor Augen treten.¹⁹

Auf der Karte also soll „vor Augen treten“ und „messbar“ werden, „was wir von unserer Erde wissen“. Dazu aber muss dieses Wissen übersetzt werden in Relationen von Punkten auf einer Fläche. Es ist dieses Versprechen der Übersicht, das die Karte zum Medium des Weltwissens schlechthin werden lässt. Nichts lässt sich, Bruno Latour zufolge, besser überschauen, operationalisieren und dominieren als eine zweidimensionale Fläche, deren Größe wenige Quadratmeter nicht überschreitet.²⁰ Insofern gehören die Operationen,

19 August Petermann, Notiz über den kartographischen Standpunkt der Erde, in: Geographisches Jahrbuch, hg. v. Ernst Behm, Bd. 1, Gotha 1866, S. 581.

20 Bruno Latour, Visualization and Cognition: Drawing Things Together, in: Henrika Kuklick (Hg.), Knowledge and Society. Studies in the Sociology of Cultural Past and Present, Bd. 6, London 1986, S. 1-40; S. 19.

die alle möglichen Objekte auf solche Oberflächen abbilden, zu den grundlegenden Kulturtechniken. Zugleich erzeugen diese Operationen jedoch notwendig Überschuss: all das, was nicht als Relation von Punkten auf einer Fläche darstellbar ist. Für die Kartographie des 19. Jahrhunderts ist das etwa die Zeitlichkeit der Welt, wie sie in den geologischen Veränderungen der Erdoberfläche erkennbar wird, ebenso aber auch die Zeitlichkeit des Wissens von der Welt. So ist Petermanns Karte eine „Karte der Gegenwart“ nicht nur insofern sie das je aktuelle Wissen verzeichnet, sondern auch insofern sie dabei alles frühere Wissen, und das heißt auch: ihre eigene Geschichtlichkeit, löscht. Wie alle Techniken, Übersicht zu schaffen, produzieren Karten einerseits Unübersichtlichkeiten, zugleich aber weitere Techniken, solche Überschüsse zu organisieren, etwa in Supplementierungen, die gerade auch die Darstellungsformen verschiedener Medien gegeneinander ausspielen. Auf ähnliche Weise geschieht das auch zu anderen Zeiten und an anderen Orten der Sammlung und Ausstellung von Wissen: in Magazinen etwa, die all das aufnehmen, ordnen und katalogisieren, was Museen nicht ausstellen können, in komplexen Speicherarchitekturen, die sich auf nur scheinbar übersichtlichen (Desktop-)Oberflächen abbilden.

Im Vorwort zum ersten Heft der *Mittheilungen* hat Petermann die seinem Modell der Geographie zugrundeliegenden Operationen treffend, aber mit einem diesem Begriff eigentümlich widerstreitenden Pathos, als *Reduktion* zusammengefasst:

Rastlos nach dem unerforschten Innern längstgekannter Continente wandert der Mensch, trotz Seuche und Gefahr; furchtlos ob der starren Natur durchbricht er die Geheimnisse der ewig eis-umgürteten Angelenden des Erdballs; die höchsten Gipfel der himmelanstrebenden Gebirge muss er ermessen und mit seinem meilenlangen Senkblei den Grund des Meeres, wo es am tiefsten, erfassen. Die Phänomene der Luft, der Fluth, des Innern seiner Erde muss er ergründen und auf ihre einfachen Naturgesetze reduciren; des gelben weltregierenden Metalles verborgene Schlupfwinkel prophetisch verkünden, und die natur-gerechten Stätten der ihm unentbehrlichen Pflanzen und Thiere in Gürtel-Linien um die Erde legen.²¹

Im Kontext astronomischer Positionsbestimmungen, auf die Petermann die im Dienste der *Mittheilungen* reisenden Forscher zu verpflichten bestrebt war, bedeutet *Reduciren* zunächst einmal die Berechnung eines mittleren Sternortes, das heißt das Herausrechnen von Refraktion, Aberration und Parallaxe aus den beobachteten Koordinaten – für die von Beurmann gelieferten Messwerte erledigte das der Direktor der Leipziger Sternwarte, Karl Christian

²¹ *Mittheilungen* 1855, S. 1.

Bruhns.²² Aber Beurmann und auch die anderen astronomisch Gebildeten unter den Reisenden gebrauchen den Begriff in einer sehr viel allgemeineren Weise, ähnlich wie hier Petermann, im Sinne einer Reduktion der Informationsdichte durch Vereinheitlichung und insbesondere naturwissenschaftliche Schärfung ihres Materials, oder, noch allgemeiner, einer Übersetzung ihrer oft rätselhaften Beobachtungen und Erfahrungen in standardisierte Daten.

Dass ein solches *Reduciren* weder ein irreversibler, noch ein ausschließlich innerhalb der Wissenschaft auszuhandelnder Prozess ist, deutet sich, mehr noch als in dem eigentümlichen Pathos, auf das noch zurückzukommen sein wird [Kapitel 3], in dem Spiel wechselseitiger Supplementierungen an, das das Projekt der *Mittheilungen* in Gang setzt.

Unsere ‚Mittheilungen‘ sollen sich dadurch von ähnlichen Schriften unterscheiden, dass sie auf sorgfältig bearbeiteten und sauber ausgeführten Karten das Endresultat neuer geographischen Forschungen zusammenfassen und graphisch veranschaulichen. Nie wird deshalb eine Nummer unserer Schrift ausgegeben werden, ohne eine oder mehrere Karten-Beilagen, und diese werden mit besonderer Rücksicht darauf entworfen werden, dass sie allen Besitzern von Stieler's Handatlas, Berghaus' Physikalischem Atlas, und anderen aus der Anstalt hervorgegangenen Kartenwerken ein fortlaufendes leicht zugängliches Supplement in handlicher Form gewähren.²³

Was zunächst als Geste der Bescheidenheit erscheinen kann, mit der die neue Zeitschrift den etablierten Verlagsprodukten bei- und untergeordnet wird, beinhaltet doch zugleich den ganz unbescheidenen Anspruch, die Atlanten in doppelter Weise zu überbieten: im Hinblick auf Vollständigkeit und auf Aktualität. Eingelöst wird dieser Anspruch keineswegs nur in Form von Karten, denen Petermanns Versprechen an die Abonnenten noch den ersten Rang einzuräumen scheint. Der ab Februar 1855 erscheinende erste Jahrgang der *Mittheilungen* umfasst in seinen elf Monatsheften 23 Karten und 378 Textseiten, unterteilt in drei Rubriken: Vier bis fünf größere Aufsätze pro Heft präsentieren Reiseberichte, Länderkunden, Statistiken, Forschungsprojekte in Form von Narrationen, Tabellen, Diagrammen; *Geographische Notizen* berichten in knapper anekdotischer Form von aktuellen Ereignissen und neuesten Forschungsergebnissen; Literaturberichte listen und kommentieren geographische Fach- und Sachliteratur. Diese Fülle macht bald eigene Supplemente erforderlich: Ab 1860 erscheinen in unregelmäßigem Rhythmus die *Ergänzungshefte*, in denen, oft im Rearrangement bereits gedruckter Informationen, einzelne Themenbereiche gebündelt werden und von

²² Vgl. *Mittheilungen*, Ergänzungsband 2, S. 91.

²³ *Mittheilungen* 1855, S. 2.

denen ab 1861 wiederum mehrere zu *Ergänzungsbänden* zusammengebunden werden können; ab 1865 kommen dann zu den jährlichen Inhaltsverzeichnissen aufwendige Register-Bände hinzu, die das nun schon etwas gealterte *Neueste* der jeweils letzten zehn Jahre präsent halten sollen. Zugleich bewahrt das Archiv der Schriftleitung bereits ausgewertete Dokumente zur erneuten Aufbereitung ebenso auf wie all das, was (noch) keinen Ort in der Vielfalt der Publikationen gefunden hat. Der Fortschritt der Wissenschaft erzeugt einen Gedächtnisraum, den als „leicht zugängliches Supplement in handlicher Form“ zu bezeichnen sehr schnell zum Euphemismus wird.

Mit einem Abonnement der *Mittheilungen* sehen sich die Besitzer aufwendiger und kostspieliger Atlanten – eine Gesamtausgabe von *Stieler's Hand-Atlas* kostete etwa das, was ein Beamter des gehobenen Dienstes in zwei Monaten verdiente – dazu verdammt, ihre repräsentativen Bücher durch ständig neue Supplemente nicht nur anschwellen und buchstäblich aus dem Leim gehen, sondern auch von Monat zu Monat veralten zu sehen. Der Atlas erscheint in dieser Perspektive nicht mehr nur als ein Medium des Wissens über die Welt, sondern zugleich als Indikator, wie schnell sich dieses Wissen wandelt. Mit dieser Dynamik stellen die *Mittheilungen* das in Karten festgestellte (und zu festen und dauerhaften Büchern zusammengebundene) Wissen in Frage, während sie es in ihren ausführlichen Artikeln und kurzen Miscellen zugleich in narrativer, deskriptiver oder tabellarischer Form supplementieren: ein auch medial zerstreutes Wissen, das keineswegs irgendwann in einer Karte aufgegangen sein wird und das sich kaum der versprochenen „handliche[n] Form“ fügt. Dabei geht es längst nicht mehr nur um Aktualisierung, sondern um Bewegungen vielfältiger Art: um Forschungsreisen, die auf oft abenteuerlichen Wegen Daten produzieren, die dann in die Statik eines Kartenraums einfließen, aber auch um die Bewegungen von politischen Grenzen, von Gütern und Personen, von Krankheiten und Küstenlinien, schließlich um die Bewegung der Kontinente selbst. Die *Mittheilungen* verzeichnen diese Bewegungen in einer materialen Heterogenität und in Formen der Präsentation, die zugleich Möglichkeiten neuer Bewegungen entwerfen oder ausschließen (etwa im Hinblick auf ein kolonial- oder geopolitisches Begehren) und dabei ähnliche Fragen aufwerfen wie der ästhetische Realismus und die Historiographie des 19. Jahrhunderts. Hier wie dort geht es darum, wie Dynamik und Komplexität mit der Konstruktion stabiler und verlässlicher Realitäten in Einklang zu bringen sind.

Petermanns Collage zu Beurmans „Anmerkung zum vorigen Briefe“ antwortet auf diese Fragen mit einem zutiefst paradoxen Versuch, auseinanderdriftende, sich in Raum und Zeit zerstreute Wissens-Partikel wieder auf einer Fläche zusammenzubringen. Sie will Übersicht schaffen, wenn sie die

verstreuten Materialien auf der graphischen Oberfläche eines Blattes arrangiert und durch einfache Operatoren zueinander in Beziehung setzt: die Falzlinie, die Haupt- und Nebentext und damit Gestern und Heute trennt, der Pfeil, die Fußnotenmarkierungen, die Klammern, die den Bleistift-Eintrag „(S.2)“ als Hinweis für den Setzer und nicht für die Leserinnen und Leser ausweisen. Solche Operatoren stecken den Rahmen ab, in dem sich eine Narration – es ist, wie der Titel sagt, ein Reisebericht – entfalten kann, und deuten damit zugleich auf das, was in diesem Rahmen nicht auftauchen kann. Petermann trifft Entscheidungen, was im Druck, vorerst in der Narration eines Ergänzungshefts, später vielleicht auf einer Karte, in einem Atlas, erscheinen kann, und was vorerst dem Archiv überantwortet wird. Auch das für den Druck Ausgewählte übersetzt er aus der Sukzessivität von Beurmanns Korrespondenz in eine neue Hierarchie der Über- und Unterschriften, der Haupt- und Nebentexte. Dieser Versuch, Übersicht zu schaffen, erzeugt beständig neue Räume der Unübersichtlichkeit, und so illustriert die Collage vor allem ein von ihr selbst in Gang gesetztes, nur noch schwer zu beherrschendes Spiel von An- und Abwesenheiten, in dem sich das geographische Wissen konstituiert.

Das, was in die Collage als Haupttext der Reisenarration, der großen Erzählung von der Entschleierung Afrikas, dem Fortschritt der Wissenschaft, einzusetzen wäre, bricht mit der „Anmerkung zum vorigen Briefe“ abrupt ab. Sie steht am Ende des letzten Briefs, den Petermann von Beurmann erhalten hat. Nur noch der Forscherkollege Heinrich Barth, Vorläufer auf dem Weg ins Innere Afrikas, wird eine kurze Notiz erhalten, mit der Beurmann seinen baldigen Aufbruch in das geheimnisvolle Fürstentum Wadai ankündigt – heute die östlichste Provinz der Republik Tschad, in der Mitte des 19. Jahrhunderts aber eine *terra incognita* des europäischen Wissens. Dort verliert sich Beurmanns Spur in einem Geflecht einander widersprechender Gerüchte, die einmal von seinem Tod künden, ein anderes Mal von seiner Gefangenschaft im Reich eines in Europa völlig unbekanntem Potentaten oder von seiner glücklichen Rettung und baldigen Rückkehr: Gerüchte, die auf unterschiedliche Weise, meist aber in Form von Briefen, Europa und schließlich Gotha erreicht haben. Petermann hat sie aufgehoben und, zu immer neuen Collagen arrangiert, den Leserinnen und Lesern seiner *Mittheilungen* präsentiert. Schließlich hat er sogar den paradoxen Versuch unternommen, das, was sich nirgendwo mehr verzeichnen lässt, auf einer Karte erscheinen zu lassen: als „Märtyrer deutscher Wissenschaft“ [Kapitel 5]. Andere Reisende werden den Spuren Beurmanns folgen, so wie auch er den Spuren eines anderen Verschollenen, Eduard Vogel, gefolgt war. Das Verschwinden vollzieht sich vor den Augen der Öffentlichkeit. Beurmann selbst jedoch bleibt, bis heute, wie es im *Deutschen Wörterbuch* von den Verschollenen heißt, „der Kunde der menschen entzogen“.

Das heißt jedoch nicht, dass er nicht mehr Teil dessen ist, „was wir von unserer Erde wissen“. Verschollene Forschungsreisende sind keine unvertraute Figur, weder in der Erdkunde, die sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts als wissenschaftliche Disziplin etabliert, noch in der Literatur, und vor allem nicht in den – oft illustrierten – Zeitschriften, die beides zusammenbringen.²⁴ Petermanns *Mittheilungen*, die auf dem in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch nicht ganz so schmalen Grad zwischen Wissenschaft und Popularität operieren, verfolgen ihr Schicksal oft über mehrere Jahre hinweg und entwickeln dabei eine Spannungsdramaturgie, die nicht nur souverän das Potential eines monatlich erscheinenden Periodikums nutzt, sondern in der Periodizität allererst die Möglichkeit für das Verschollengehen eröffnet und damit zugleich Verfahren eines medienbewussten Realismus erschließt. Erzählt wird weder rückblickend, aus einer Position schon gesicherten Wissens, noch kontinuierlich, im stetigen Fortschreiben einer kohärenten (Lebens- und Entdeckungs-) Geschichte, sondern in Fragmenten. Diese bilden, häufig von der Chronologie der Ereignisse abweichend, den diskontinuierlichen, manchmal über viele Monate unterbrochenen Informationsfluss zwischen der Redaktion und den Reisenden in fernen Territorien ab. Wenn die Briefe ausbleiben, in denen die Forscher kartographisch auswertbare Daten liefern und zugleich in ausgearbeiteten Narrationen, die oft direkt die Druckvorlagen für die Zeitschrift bieten, ihre eigene Geschichte entwerfen, dann gewinnen andere, sehr viel heterogenere Quellen an Bedeutung. Deren Seriosität ist oft nur schwer einzuschätzen, und sie eröffnen, häufig einander widersprechend, einen Raum für Spekulationen, Gerüchte und dunkle Ahnungen: eben jenen Raum der Unsicherheit und Unübersichtlichkeit, auf den der Begriff des Verschollenen verweist.

Scheinen die Geschichten, die über die Verschollenen erzählbar oder eben nicht erzählbar werden, zunächst einen abenteuerlichen Fremdkörper innerhalb der sich verwissenschaftlichenden Geographie und insbesondere ihres bevorzugten Mediums, der Kartographie, zu bilden, verknüpfen sie sich doch

24 Vgl. Kerstin Stüssel, Verschollen. Erzählen, Weltverkehr und Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Michael Neumann/Kerstin Stüssel (Hg.), *Magie der Geschichten. Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Paderborn 2011, S. 265-281; Daniela Gretz, Das ‚innere Afrika‘ des Realismus. Wilhelm Raabes *Abu Telfan* (1867) und der zeitgenössische Afrika-Diskurs, in: ebd., S. 197-216. Vgl. auch Irina Gradinari, Dorit Müller, Johannes Pause, *Versteckt – Verirrt – Verschollen. Reisen und Nichtwissen*, Wiesbaden 2015. Zur Zeitschriftenliteratur vgl. Nicola Kaminski/Jens Ruchatz, *Journalliteratur – ein Avertissement*, Hannover 2017 und Volker Mergenthaler, *Garderobenwechsel. ‚Das Fräulein von Scuderi‘ in Taschenbuch, Lieferungswerk und Journal*, Hannover 2018.

eng mit deren medialen und epistemischen Voraussetzungen, die in ähnlicher Weise allen realistischen Weltentwürfen des 19. Jahrhunderts inhärent sind. In den Unterbrechungen zwischen den einzelnen Heften eines Periodikums ebenso wie in den Korrespondenzen zwischen fernen Kontinenten manifestiert sich eine mediale Infrastruktur, die zugleich eine entscheidende epistemische Dimension ausbildet. Sehr schematisierend gesagt, geht es dabei um die Vermittelbarkeit punktförmiger Adressierungen, wie sie das Koordinatennetz einer Karte ermöglicht, und der Kontinuität homogener Bewegungen in Zeit und Raum. Noch schematischer: Im Nebeneinander diskreter Punkte und kontinuierlicher Linien prallen digitale und analoge Raumlogiken aufeinander. Exemplarisch ausgehandelt wird dieses Neben- und Gegeneinander in einer Erdkunde, deren „Endresultat“ und „Endzweck“ laut Petermann die Karte sein soll, an deren Anfang er aber eine anthropologische Rastlosigkeit *des Menschen* gestellt hat [Kapitel 3].

Die Operationen, die Mensch, Erde und Karte aufeinander beziehen und auseinander hervorgehen lassen, sind der Gegenstand dieses Buches. Seine Protagonisten sind Menschen, die sich im Hinblick auf eine neue Wissenschaft entwerfen, als die sich die Geographie in der Mitte des 19. Jahrhunderts formiert und diszipliniert. Seine Protagonisten sind aber auch Karten, das bevorzugte Medium nicht nur der Geographie, sondern auch der Forscher, die ihre Bewegungen und Beobachtungen so organisieren, dass sie sich letztendlich dem fügen, was eine Karte zeigen kann – und dem, was sie nicht zeigen kann.²⁵

Dass dieser Prozess der Verwissenschaftlichung sich parallel zur Formation eines kolonialen Begehrens entfaltet, das sich dann gegen Ende des Jahrhunderts auch in Deutschland ein ‚überseeisches‘ Imperium geschaffen hat, ist sicher kein Zufall. Dennoch gehen kartographisches und koloniales Begehren keineswegs so restlos ineinander auf, wie dies oft behauptet wird. Kartographie entspringt nicht, wie es etwa Simon Ryan behauptet, einem voyeuristischen Begehren, alles zu sehen und zu beherrschen.²⁶ Eher beruht sie auf Operationen, die es ermöglichen, in einem doppelten Sinn zu *übersehen*: Die Karte macht *etwas* sichtbar, indem sie *vieles* (fast alles) unsichtbar macht. Insbesondere betrifft das auch den Standpunkt und die Verfasstheit

25 Die Geschichte der Geographie bildet dabei einen Teil jener Geschichte der „Objektivität“, wie sie Lorraine Daston und Peter Galison geschrieben haben; sie erscheint jedoch zugleich als Sonderfall, da das „wissenschaftliche Selbst“ der reisenden Forscher auf eine problematischere Weise mit seinem Forschungsfeld verbunden blieb als dies bei Vertretern anderer Wissenschaften der Fall war. Vgl. Lorraine Daston, Peter Galison, *Objektivität*, Frankfurt a. M., 2007, S. 39.

26 Vgl. z. B. Simon Ryan, *The Cartographic Eye: How Explorers Saw Australia*, Cambridge 1996.

des Betrachters oder der Betrachterin. Die Karte produziert kein gottgleiches Ich, das alles sieht und überall zugleich sein kann. Oder, anders gesagt, sie tut das nur, indem sie diesem Ich zugleich den konkreten Ort entzieht, an dem es als Ich zu finden sein könnte. Die Karte gibt allem seinen Ort, aber, anders als das zentralperspektivische Bild, privilegiert sie genau damit nicht die *eine* Position, an die sich *der Mensch* (der Mann, der Europäer: in Petermanns Anthropologie der Rastlosigkeit scheinen das Synonyme) stellen könnte. Das Subjekt der Karte, wenn es denn eines geben kann, ist ortlos in dem Sinne, dass es weder *auf* der Karte zu verzeichnen ist noch irgendwo *vor, hinter, über* oder *unter* ihr – Dimensionen, die die Karte als reine Oberfläche schlichtweg nicht kennt. Das heißt, durch die Karte entwirft sich kein Ich, das sich selbst als Gravitations- und Machtzentrum des repräsentierten Territoriums wahrnimmt, sondern ein Ich, das ebenso dezentriert ist wie die Karte selbst, auf der „alle Punkte und Räumlichkeiten nach horizontaler Lage und Entfernung messbar sind“. Das Subjekt der Karte ist nicht hier oder dort, es ist immer zugleich anderswo. Es ist ebenso zerstreut wie das Wissen von ihm und von der Welt.²⁷

Auch im Hinblick auf ein Objekt der Karte ließe sich fragen, ob jemand oder etwas, von dem nur die in Koordinaten anzuschreibende Adresse bekannt ist, damit schon davor bewahrt ist, „der Kunde der Menschen entzogen“ zu sein. Interessanter finden wir es aber, einer Verbindung nachzugehen zwischen der eigentümlichen Zerstreutheit des kartographischen Subjekts und einer Kunst der Verschollenheit, die das *Deutsche Wörterbuch* mit dem Hinweis auf einen 1879 erschienenen Roman von Friedrich Spielhagen andeutet:

27 Diese ‚zerstreuende‘ Funktion der Karten betont auch Denis Cosgrove: „Maps are thus intensely familiar, naturalized, but not natural, objects working within a modern society of high if uneven cartographic literacy. They are also troubling. Their apparent stability and their aesthetics of closure and finality dissolve with but a little reflection into recognition of their partiality and provisionality, their embodiment of intention, their imaginative and creative capacities, their mythical qualities, their appeal to reverie, their ability to record and stimulate anxiety, their silences and their powers of deception. At the same time their spaces of representation can appear liberating, their dimensionality freeing the reader from both the controlling linearity of narrative description and the confining perspective of photographic or painted images“ (Denis Cosgrove, Introduction: Mapping Meanings, in: ders. (Hg.), *Mappings*, London 1999, S. 1-23; S. 2). In einer analogen Argumentation hat Robert Stockhammer vorgeschlagen, für bestimmte Formen modernen Erzählens den an der (zentralperspektivischen) Malerei orientierten Begriff der *Erzählperspektive* aufzugeben und stattdessen das Modell der kartographischen *Projektion* erzähltheoretisch fruchtbar zu machen. Die Verfahren, in denen eine solche Projektion entsteht, „sind dann [...] nicht solche des subjektiven, kontemplativen Blicks und nicht solche der ununterbrochenen Rede“ (Robert Stockhammer, *Kartierung der Erde. Macht und Lust in Karten und Literatur*, München 2007, S. 80-83; S. 83).

verschollenheit, *f. vgl.* verschollen 2: dauernde verschollenheit berechtigt zum antrag auf gerichtliche todeserklärung des verschollenen. DERNBURG *pand.* 3 1, s. 118; *freier*: ein wahres lotos-leben, in welchem man nichts mehr wisse von der schweren ruderarbeit auf dem öden meere .. sondern das dasein dahinfliesze in mühelosem genusz und seliger verschollenheit. SPIELHAGEN *werke* 15, 88 (*Plattl.* 2, 2).

Mit dem *freieren* Wortgebrauch deutet sich eine andere Kunst der Verschollenheit an, eine Kunst, die die Perspektive verlagert oder unter Umständen auch ganz auflöst, wenn sie vom Verschollenen selbst ihren Ausgang nimmt, dessen Erfahrung – oder Genuss – es wird, aus der Welt gefallen zu sein. Spielhagens *Platt Land* weist allerdings zugleich auf das Paradoxe dieser Verlagerung – die Unmöglichkeit des Sprechaktes „Ich bin verschollen“ – hin. In der vom *Deutschen Wörterbuch* zitierten Stelle beschreibt der Protagonist des Romans, ein junger Jurist aus Thüringen, in einem Brief an seinen Bruder sein Leben als Volontär auf einem großen pommerschen Landgut:

ein wahres Lotos-Leben, in welchem man nichts mehr wisse von der schweren Ruderarbeit auf dem öden Meere, nichts von Lästrygonen, Cyklopen und anderen bösen Menschen und Ungeheuern, denen man sonst auf seiner Irrfahrt auf Tritt und Schritt begegne [sic], sondern das Dasein dahinfließe in mühelosem Genuß und seliger Verschollenheit?²⁸

Indem er diesen Brief, durchaus nicht *mühelos*, schreibt, hat der Schreiber nicht nur den beschriebenen Zustand durchbrochen, er hat sich zugleich zu seiner Verantwortung als Oberhaupt der Familie, die er nach dem Tod des Vaters trägt, bekannt. Denn der Brief, weit davon entfernt, den tatsächlichen Zustand des Schreibers zu beschreiben, soll vor allem dem jüngeren Bruder das schlechte Gewissen nehmen, als Kunststudent in Rom seine Zeit zu verträdeln, während der ältere sich dem Diktat der Nützlichkeit unterwirft. Möglich wird die Selbstbeschreibung als Verschollener also nur in einer Fiktion (dem geschönten Brief) innerhalb einer Fiktion (Spielhagens Roman), die sich zudem in eine literarische Konfiguration hineinprojiziert: in die *Odyssee* als die prototypische Verschollenen-Geschichte. Hier wiederum ist es allein die Episode bei den Lotophagen – auf die *Platt Land* schon vorher anspielt: „Man ißt nicht ungestraft Lotus bei den Lotophagen“²⁹ –, die den Zustand „seliger Verschollenheit“ verspricht. Odysseus erreicht diesen Zustand nicht, da er hinter dem Versprechen die Drohung erkennt: Verschollen ist er für die

28 Friedrich Spielhagen, *Platt Land*, in: Friedrich Spielhagens sämtliche Romane, Bd. 14, Leipzig 1903, S. 87f.

29 Spielhagen, *Platt Land*, S. 74.

Griechen, nicht aber für sich selbst – noch nicht einmal dann, wenn er in der Auseinandersetzung mit dem Cyklopen listig seinen Namen opfert, um sein Leben zu retten. Würste man nichts mehr von Lästrygonen und Cyklopen, jenen mythischen Mächten, die sich nur mit Vernunft bezwingen lassen und die einen damit zwingen, sich der eigenen Vernunft zu vergewissern, dann wüsste man auch nichts mehr von sich selbst. Aber in Odysseus' Auseinandersetzung mit dem Cyklopen versteckt sich noch eine andere Form der Verschollenheit, die mit dem gesteigerten Bewusstsein des Selbst durchaus in Verbindung stehen kann – eine Verschollenheit, die an der Grenze der Moderne steht.

Um das Versprechen der Seligkeit beraubt, wird der *freiere* Wortgebrauch Walter Benjamin zufolge zur Signatur einer Moderne, die ihre Formel in dem wiederholten Imperativ von Bertolt Brechts *Lesebuch für Städtebewohner* (1930) findet: „Verwisch die Spuren!“³⁰

Für Benjamin und Brecht ist Verschollenheit kein Zustand, dem sich das moderne Subjekt in Seligkeit hingeben kann. Es kann ihn, wie bereits bei Spielhagen angedeutet, begehren, es muss ihn aber im Widerstand gegen die kapitalistisch-administrative Produktion von ‚Menschenmaterial‘ ständig wieder neu herstellen. Diese Arbeit oder auch Kunst des Spurenverwischens scheint dabei im Widerstreit mit jener *ars memoria* zu stehen, die die Verschollenen festhält und sie damit zugleich auf eine bestimmte Rolle fest schreibt, etwa indem sie sie, als Märtyrer, zum propagandistischen Motor neuer Forschungs- oder auch Eroberungsprojekte macht. Aber das Medium einer solchen festhaltenden Erinnerung ist eben nicht die Karte. Im Gegenteil: Auch der kartographischen Arbeit, ihrer Entortung und damit Auflösung des je spezifischen Individuums, liegt eine Form des Spurenverwischens zugrunde. Robert Stockhammer zufolge liegt genau hier, in der „nicht anthropozentrischen Modellierung“, das Versprechen der Kartographie, „das Glück, mit ihrer Hilfe aus einer Anordnung herauszutreten, die Foucault als ‚Episteme des Menschen‘ beschrieben hat“.³¹ Ganz konkret betrifft das, ob als Glück oder als

30 Walter Benjamin, Erfahrung und Armut, in: ders., Gesammelte Schriften, hg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser, Bd. II.1, Frankfurt a. M. 1977, S. 213-219, hier S. 215 u. S. 217. Bertolt Brecht, Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, hg. v. Werner Hecht u. a., Berlin/Frankfurt a. M. 1988-2000, Bd. 11, S. 157. Vgl. Helmut Lethen, Lob der Kälte. Ein Motiv der historischen Avantgarden, in: Dietmar Kamper/Willem van Reijen (Hg.), Die unvollendete Vernunft: Moderne versus Postmoderne, Frankfurt a. M. 1987, S. 282-324; Alexander García Düttmann, Verwisch die Spuren, Zürich/Berlin 2005; Wolfgang Struck, Ein Hund ging in die Küche. Figuren der Wiederholung und Figurationen von Geschichte in Bertolt Brechts früher Lyrik, in: Heinrich Detering/Peer Trilcke (Hg.), Geschichtsliteratur. Ein Kompendium, Göttingen 2012, Bd. 2, S. 911-927.

31 Stockhammer, Kartierung der Erde, S. 82.

Unglück, die Spuren der Forschungsreisenden, deren Bewegungen im 19. Jahrhundert die Informationen und Daten produzieren, die dann von den Kartographen weiterverarbeitet werden. Sind die ersten Karten fremder Territorien noch um die Linien herumkonstruiert, die die Fahrten und Irrfahrten einzelner Reisender erzeugt haben, treten diese Linien und damit auch die Reisenden mit der Vervollständigung des Wissens immer weiter in den Hintergrund, bis sie schließlich in einer homogenen Fläche verschwunden sind [Kapitel 1 und 4]. So sind gerade die erfolgreichen Forschungsreisenden vom Verschwinden, das heißt von einer zumindest kartographischen Verschollenheit betroffen. Erinnerung werden sie, wenn überhaupt, anderswo: in Zeitschriften, Büchern, Bibliotheken und Archiven. So lässt sich die Operation, die für Brecht und Benjamin zur Bedingung und Möglichkeit des Überlebens im Zeitalter der umfassenden kapitalistischen und schließlich faschistischen Verwertung all dessen wird, was ein Individuum auszeichnet, zurückverfolgen bis zu ganz konkreten Operationen der Produktion eines umfassenden Wissens von der Welt.

Das Archiv der Schriftleitung, mit dessen Aufbau August Petermann bereits vor dem Erscheinen des ersten Hefts der *Mittheilungen* im Februar 1855 begonnen hat und das seine Nachfolger bewahrt und weiter ausgebaut haben, ist ein solcher Ort, an dem sich die auf den Karten verwischten Spuren erhalten haben. Abgelegt sind dort, sortiert nach Personen, Briefe der Reisenden selbst, Abschriften von Briefen, die sie an andere Empfänger gesandt haben, Korrespondenzen mit Angehörigen, Vertragsentwürfe, Zeichnungen und Skizzen. Über andere Sammlungen verstreut oder selbst verschollen ist all das, was die Reisenden sonst noch eingesammelt und nach Europa geschickt haben: Kunst- und Kultgegenstände, präparierte Pflanzen und Tiere, geologische Proben, manchmal auch Manuskripte und Bücher. Aber auch das, was in Gotha aufbewahrt wird, macht gerade in seiner personenbezogenen Zusammenstellung deutlich, wie sehr sich die Reisenden selbst über die verschiedenen von ihnen gelieferten Materialien zerstreuen. Was sie übermitteln, sind, manchmal bereits numerisch kondensiert, Positionsbestimmungen, Höhenmessungen, meteorologische Beobachtungen, Bevölkerungsstatistiken; sie verfassen aber auch Itinerare und ausführliche, tagebuchartige narrativ angelegte Reisebeschreibungen. Während die Daten zunächst von wissenschaftlichen Experten ausgewertet und gegebenenfalls korrigiert werden, bevor sie, mit Kommentaren und abweichenden Vergleichsdaten versehen, publiziert werden oder in die Kartenproduktion einfließen, werden die Beschreibungen oft nach nur geringen redaktionellen Eingriffen veröffentlicht; nicht selten dienen die Originalbriefe direkt als Satzvorlage. Dass Daten sorgfältiger überprüft werden, spricht jedoch nicht dafür, dass den Berichten geringere

Bedeutung beigemessen würde. Vielmehr zeigt sich daran, dass diese bereits im Hinblick auf eine Veröffentlichung verfasst und vor ihrer Absendung nach Europa sorgfältig konzipiert, arrangiert und formuliert worden sind. Das gilt auch für Briefe, die an Angehörige, andere Wissenschaftler und häufig auch an Vertreter der in die Reisen involvierten politisch-diplomatischen Institutionen adressiert und in Abschrift an Petermann weitergeleitet worden sind. So treten die Reisenden zugleich als Autoren auf, ihre Berichte sind meist auch als Grundlage geplanter Buchveröffentlichungen gedacht. Das kommt zudem bereits in Vertragsverhandlungen zum Ausdruck. Die Berichte enthalten Beschreibungen von Wegen, Landschaften und Städten, Tier- und Pflanzenwelt, sie schildern politische und ökonomische Verhältnisse, präsentieren meteorologische ebenso wie völkerkundliche und linguistische Beobachtungen und erzählen von Begegnungen mit Menschen unterschiedlichster Herkunft. Die narrative Form integriert ein Spektrum heterogener Erkenntnisinteressen. Thematisiert wird aber vor allem das Reisen selbst, seine Bedingungen, Probleme und Hindernisse. Und schließlich stehen die Reisenden selbst im Fokus. Was sie von sich preisgeben, sind jedoch weniger persönliche Erfahrungen und Befindlichkeiten als die Umstände ihres Arbeitens. Sie beschreiben sich als das Subjekt aller angestellten Beobachtungen und Bewegungen und definieren damit ihr Selbstverständnis als Wissenschaftler. In erster Linie gilt das natürlich für das Sammeln geographischer Daten in (allerdings häufig nicht aufrechtzuerhaltenden) Routinen des Messens und Beobachtens. Die kartographische Mission steht, trotz weitgestreuter anderer Interessen, klar im Vordergrund. So streben die Reisenden ständige Bewegung an, die allein Qualität und Quantität von Positionsbestimmungen zu gewährleisten vermag. Andere, etwa ethnologische, sprachkundliche, botanische oder geologische Interessen, die längere Aufenthalte an einem Ort erfordern, sind dem deutlich untergeordnet. Aber auch in diesen Tätigkeiten entwerfen sich die Reisenden im Hinblick auf den wissenschaftlich-öffentlichen Raum, den die *Mittheilungen* und andere Zeitschriften konstituieren. Als Sammler wissenschaftlicher Daten wie als Erzähler imaginieren sie sich als Angehörige einer Welt jenseits des durchreisten Territoriums. Sie distanzieren sich, indem sie beobachtend und erzählend einem Raum gegenüberreten, dessen Funktion darin besteht, Daten oder Erlebnisse und Erfahrungen zu erzeugen, die übermittelt und in einem anderen Raum (dem europäischen Wissensraum) ausgewertet werden können. Ein Motivkomplex, der in den Briefen immer wieder auftaucht, ist der der Unruhe, der Eile oder der Verzweiflung über das zu langsame Vorankommen. Hier spielt die Konkurrenzsituation, in der sich verschiedene Forscher im Wettlauf um die letzten *weißen Flecken* sehen, eine Rolle. Schwerer wiegt aber, dass sie sich als Teil eines Prozesses

imaginieren, aus dem sie nicht herausfallen wollen: dem unaufhaltsamen Voranschreiten der *Wissenschaft*. Wissenschaft meint daher hier nicht so sehr einen klar definierten disziplinären Raum, sondern beschreibt Praktiken der Distanzierung, die eine spezifische Subjektposition konstituieren, von der aus die Reisenden dem Territorium begegnen. Wissenschaft erzeugt nicht nur Daten und Karten, sondern auch Subjekte.

Die Zerstretheit, in der sie das tut, tritt auf eine besonders eindringliche Weise hervor, wenn die Reisenden nicht mehr selbst schreiben (können), ihre Geschichte aber auch von niemand anderem zu Ende erzählt werden kann, weil über dieses Ende eben nichts bekannt ist. Nun tritt all das hervor, was sich weder in einer personalisierten Erzählung noch in einer anonymisierten Karte zu einem „Endresultat“ zusammenfassen lässt. An ihre Stelle treten oft experimentell anmutende Versuche wie Petermanns Karte der *Märtyrer deutscher Wissenschaft*, die auch den Kartenkommentar zur Märtyrer-Legende mutieren lässt. Wenn sie in solcher Sakralisierung zunächst aus dem Feld realistischer Darstellungsmodi hinauszuweisen scheint, deutet sie doch darauf hin, dass und wie diese Modi in formaler Hinsicht zu erweitern wären: in Folgen wechselseitiger Supplementierungen. Als offener Fall widersetzt sich das Schicksal der Verschollenen jeder geschlossenen Darstellung.

Drei solche Fälle sollen im Folgenden – in Form von Mikrogeschichten – näher betrachtet werden, drei Fälle, die untereinander sowie mit Petermanns Afrika-Projekt auf vielfache Weise verknüpft sind. Zwei davon, die Schicksale Eduard Vogels und Moritz von Beurmanns, sind bis heute offen. Der dritte, der Fall Heinrich Barths, scheint dagegen gelöst. Er selbst hat seine Reise *in die* und *aus der* vorübergehenden Verschollenheit in einem monumentalen, multimedial Erzählungen, Beschreibungen, Diagramme, Listen, Bilder und Karten zusammenführenden, Werk dargestellt (oder, im Fall der Bilder und Karten, darstellen lassen). Aber damit hat er ein Werk geschaffen, das vor allem demonstriert, wie die verschiedenen Darstellungsformen nicht nur mit-, sondern immer auch gegeneinander arbeiten und in diesem Gegeneinander auf die Unvollständigkeit und Supplementierungsbedürftigkeit jeder Darstellung verweisen [Kapitel 6]. Barths Reisewerk ist in seinem universalen, Reise und bereistes Land in allen Aspekten erfassenden Anspruch ein typisches Beispiel für eine ganze Reihe enzyklopädischer Projekte im 19. Jahrhundert, die in ihrer materialen und medialen Vielfalt vor allem demonstrieren, dass Wissen nicht nur in der Sammlung und Systematisierung, sondern auch in der Zerstreung entsteht. Das zeichnet sich zunächst in den Versuchen ab, auch die Verschollenen im Raum des Wissens präsent zu halten. Diese Versuche affizieren das Wissens selbst, indem hier die Distinktionen von seriösem und unseriösem Wissen, von Wirklichkeit und Möglichkeit und schließlich

auch von Faktizität und Normativität ins Wanken geraten. Ein solches zerstreutes Wissen adressierbar, auffindbar und korrelierbar zu halten, stellt eine zentrale Herausforderung aller enzyklopädischen Projekte dar, die den Anspruch erheben, aufzuzeichnen, „was wir von unserer Erde wissen“. Angesichts der Ausdifferenzierung und Dynamisierung wissenschaftlicher Disziplinen wird es immer problematischer, die zunehmende Kluft zwischen Expertenwissen und den Bedürfnissen eines primär bildungsbürgerlichen Publikums zu überbrücken. Dabei die uneinholbare Vollständigkeit eines quantitativ anwachsenden und zugleich qualitativ sich transformierenden Wissens mit Übersichtlichkeit und Zugänglichkeit zu verbinden sowie gleichermaßen Aktualität in einer sich immer stärker dynamisierenden Wissenskultur und Dauerhaftigkeit zu gewährleisten, wird zur paradoxen Aufgabe einer modernen Wissenschaft. Eben dies verspricht der Perthes Verlag im Zusammenspiel von Atlanten und Periodikum, oder, so könnte man auch formulieren, von Reduktion und Supplementierung.

Angesiedelt zwischen Philologie, Wissens- und Kulturgeschichte, suchen die folgenden Lektüren nicht nur die (geographischen, narrativen, medialen) Koordinaten nachzuzeichnen, innerhalb derer sich die Figur des Verschollenen bewegt, und aus denen sie schließlich herausfällt, sondern sie betrachten diese Figur und ihre epistemologischen Grundlagen als Kondensationspunkt der Bedingungen einer neuen Wissenschaft von der Welt. Im Zwischenraum der Medien Zeitschrift, Buch, Brief und Karte sowie im Changieren von Fiktion und Realität, realistischen und fabulierenden Schreibweisen entwerfen sich die Reisenden ebenso wie die Daheimbleibenden, die sich gleichermaßen dem kartographischen Projekt verschreiben, und in diesem Zwischenraum passiert das Verschollengehen und wird zum nationalen medienhistorischen Ereignis.

Kapitel 1
Eine fast verschollene Tat



Abb. 5 Afrika, Blatt 4 (Ausschnitt) in „Adolf Stieler's Hand-Atlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude“, 1899

1899 erscheint in der achten Auflage von *Adolf Stieler's Hand-Atlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude* eine komplett überarbeitete Karte von Afrika. Ihre sechs Blätter markieren den Abschluss einer turbulenten Geschichte der Entdeckung und Erforschung, in der Moritz v. Beurmanns Verschwinden eine kleine Episode bildet. Die großen Rätsel des *dunklen Kontinents* sind gelöst, die Quellen des Nil und des Niger gefunden, die Lage Timbuktus bestimmt, ein schneebedeckter Berg inmitten des tropischen Urwalds aus dem Reich der Legenden in das der Realität versetzt, ein geheimnisvolles Binnenmeer dagegen endgültig von den Karten verbannt. Die *weißen Flecken* sind verschwunden. Nur eine einzige Eintragung erinnert noch an eine nun schon fern erscheinende Vergangenheit: „E. Vogel ermordet 1856“, so steht es lakonisch auf Blatt 4 zu lesen, neben der Ruinenstadt Wara im Land Wadai.³² In dieser knappen Notiz ist eine der dramatischsten und verwirrendsten Geschichten der *Entdeckungsgeschichte* zur Ruhe gekommen, die drei Jahrzehnte zuvor die gebildete Welt in Atem gehalten hatte. Sie handelt von einem Ort, der sich erst spät, dafür aber um so nachdrücklicher in die Liste der afrikanischen Rätsel eingetragen hatte, und sie handelt von den immer wieder scheiternden Bemühungen, „den dunklen Schleier zu zerreißen“,³³ der diesen Ort verhüllte.

Eine prägnante Zusammenfassung dieser Geschichte bietet Jules Vernes erster, 1863 erschienener Roman *Cinq semaines en ballon*, zugespitzt in den Worten seines Helden als „martyrologue africain“:

„Pourquoi ? [...] parce que jusqu'ici toutes les tentatives ont échoué ! Parce que depuis Mungo-Park assassiné sur le Niger jusqu'à Vogel disparu dans le Wadaï, depuis Oudney mort à Murmur, Clapperton mort à Sackatou, jusqu'au Français Maizan coupé en morceaux, depuis le major Laing tué par les Touaregs jusqu'à Roscher de Hambourg massacré au commencement de 1860, de nombreuses victimes ont été inscrites au martyrologue africain ! Parce que lutter contre les

32 Adolf Stieler's Hand-Atlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude, 8. Aufl., hg. v. Hermann Berghaus, Gotha 1888-1891, Tafel 69.

33 August Petermann, Th. v. Heuglin's Expedition nach Inner-Afrika, zur Aufhellung der Schicksale Dr. Eduard Vogel's und zur Vollendung seines Forschungswerkes, in: Mittheilungen 1860, S. 358-362, S. 360.

éléments, contre la faim, la soif, la fièvre, contre les animaux féroces et contre des peuplades plus féroces encore, est impossible !“

[In der ersten deutschen Übersetzung: „Warum? [...] weil bis jetzt alle Versuche scheiterten! weil von Mungo Park's Ermordung am Niger bis zum Verschwinden Vogel's in Wadai, von Oudney's und Clapperton's Tod in Murmur und Sackatu bis auf den Franzosen Maizan, der in Stücke gehauen wurde, von dem Major Laing, der durch die Hand der Tuaregs sein Ende fand, bis zur Ermordung Roscher's aus Hamburg im Anfange des Jahres 1860, zahlreiche Opfer in die afrikanische Märtyrerliste eingetragen worden sind! Weil es ganz unmöglich ist, gegen die Elemente, gegen den Hunger, den Durst, das Fieber, gegen die wilden Thiere und die noch viel wilderen Völkerstämme anzukämpfen!“]³⁴

„Disparu dans le Wadai“: Das lässt, anders als die drastischeren Formulierungen, die das Schicksal der anderen Märtyrer beschreiben (assassiné, mort, coupé en morceaux, massacré), offen, ob der deutsche Forschungsreisende Eduard Vogel tatsächlich tot ist – „ermordet“, wie es drei Jahrzehnte später in *Stieler's Hand-Atlas* heißen wird – oder ob er einfach verschwunden ist aus dem Wissen Europas. In dieser Unschärfe aber ist der frühere Roman genauer als der spätere Atlas. Denn tatsächlich ist das Geheimnis um Vogels Verschwinden nie gelöst worden. Weder sind Überreste seines Körpers oder seiner Ausrüstung gefunden worden, noch gibt es Zeugenaussagen, die kriminalistischen Ansprüchen genügen würden. So ist nicht einmal gesichert, dass er Wara, den angeblichen Ort seines Todes, je betreten hat, ebensowenig, ob er ermordet wurde – und schon gar nicht wann, von wem und warum. Auch Gustav Nachtigal, dem später das Verdienst zugeschrieben worden ist, das Schicksal Vogels aufgeklärt zu haben,³⁵ berichtet tatsächlich nur von ausweichenden und widersprüchlichen Auskünften, die er zwei Jahrzehnte nach Vogels Verschwinden in Wadai erhalten habe. Daraus schließt er, man sei willentlich bemüht, „die fast verschollene That im Dunkel der Vergessenheit zu begraben“, was ihm dann als Indiz eines möglichen Verbrechens gilt.³⁶ Im Licht der Karte erscheint also etwas, von

34 Jules Vernes, *Cinq semaines en ballon. Voyage de découvertes en Afrique par trois Anglais*. Paris 1863, S. 20. Fünf Wochen im Ballon. Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen von Julius Verne, Bd. IX, Wien/Pest/Leipzig 1876, S. 22.

35 So etwa Dietmar Henze, *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde*, Bd. 3, Graz 1978-2004, S. 566-567.

36 Gustav Nachtigal, *Sahara und Sudan. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika*, 3. Teil, hg. v. E. Groddeck, Leipzig 1889, S. 171. Friedrich Ratzel geht in seinem Eintrag zu Vogel in der *Allgemeinen Deutschen Biographie* noch einmal genauer auf Nachtigal ein, allerdings nur, weil dieser seiner Meinung nach die Leistung Vogels ungerechtfertigterweise schmälern würde: „Wer Nachtigal's späte Erzählung mit Beumann's und Munzinger's Berichten vergleicht, die in den Geogr. Mittheilungen 1862 erschienen, den muß ihre für V. ungünstige Haltung erstaunen. Es spricht daraus das Gefühl der Ueberlegenheit des orientalischen Diplomaten, für den sich Nachtigal gerne hielt.“ (ADB, Bd. 40, Leipzig 1896, S. 100-108, hier

dem nicht einmal klar ist, ob es überhaupt eine „That“ ist; dieses Etwas büßt aber, als Bedingung seines Erscheinens, seine Potentialität ein, das heißt seine Möglichkeit, auf ganz unterschiedliche Vergangenheiten zu deuten. Relativ schnell ist von den vielen Legenden, die sich um Vogels Verschwinden ranken, und von denen zumindest einige bei Nachtigal noch nachzulesen sind, eine kanonisiert worden, die zwar nicht besser belegt ist als andere, die aber eine markante, stereotype Szene beschwört: Vogel sei von fanatischen Muslimen erschlagen worden, als er darauf bestanden habe, einen heiligen Berg zu besteigen und zu vermessen – ein europäischer Wissenschaftler im Dienst seiner *Disziplin* ermordet von abergläubischen Wilden.³⁷

Die Karte von 1891 allerdings erzählt diese Geschichte nicht. Sie tut etwas weit Signifikanteres: Sie erzeugt ein Ereignis, das in Raum und Zeit verortet werden kann. So kann sie die „fast verschollene That“³⁸ zwar nicht erklären, aber sie kann sie, wenn auch im Widerstreit mit den Gesetzen der physikalischen Kartographie, die den Eintrag singulärer Ereignisse eigentlich nicht zulässt, verzeichnen. Aus der verschollenen Tat wird ein Mord, aus dem Verschollenen ein Märtyrer – zunächst, weil das eine im Rahmen eines vermeintlichen Wissens über die Begegnung von Aberglaube und Wissenschaft schlüssige Geschichte ergibt. Aus Sicht der Kartographie allerdings ist nicht die Frage ausschlaggebend, ob und warum Vogel ermordet worden ist, sondern die Möglichkeit, ein Ereignis in Raum und Zeit lokalisieren zu können. Soll die Karte überhaupt ein Ereignis verzeichnen, muss sie es mit Koordinaten versehen. Vogel ist ermordet worden, damit sein ort- und zeitloses Verschwinden mit einem Index versehen werden kann. Es kann auf der Karte erscheinen, indem es als unerklärliches Ereignis verschwindet.

Mit dieser Operation verweist die Karte jedoch zugleich auf eine paradoxe Bedingung ihres Entstehens. Denn, auch darauf weist Vernes Roman hin, das Verschollengehen, das mit seinem Eintrag in die Karte gleichsam rückgängig gemacht wird, bleibt dennoch ein konstitutives Ereignis im epistemologischen Feld der Geographie des 19. Jahrhunderts. Mit dem Katalog der Märtyrer antwortet Vernes Held, der Entdeckungsreisende Dr. Samuel Fergusson, auf eine Frage seines Freundes Dick Kennedy: „si tu veux absolument traverser l’Afrique, si cela est nécessaire à ton bonheur, pourquoi ne pas prendre les

S. 106). Erstaunlicher ist aber eigentlich, dass Ratzel bei solch philologischer Kleinarbeit übersieht, dass keiner der Genannten für jene Sicherheit des Wissens einstehen kann, mit der er den Tod Vogels noch einmal ausführlich nacherzählt.

37 Diese Variante legt bereits eine der frühesten zusammenhängenden Schilderungen der Reisen Vogels nahe: Hermann Wagner, Dr. Eduard Vogel. Reisen und Entdeckungen in Central-Afrika, Leipzig 1860, S. 315.

38 Nachtigal, Sahara und Sudan, S. 171.

routes ordinaires?“³⁹ Wenn man, so Fergussons Antwort, die gewohnten Wege nicht gehen kann, weil diese ins Martyrium führen, so muss man andere Wege finden. Gerade das war allerdings auch die Überzeugung all derer, deren Schicksal der *martyrologue* repetiert. Sie alle haben unvertraute Wege gesucht in der Überzeugung, dass nur auf diese Weise neue Erkenntnisse zu gewinnen, unbekannte Felder zu erschließen sind. Wer sich ins Unbekannte begibt, riskiert es, nicht mehr ins Bekannte zurückzufinden. Das muss auch Fergusson anerkennen, aber er versucht, dem Dilemma zu entgehen, indem er sich selbst von jenem Feld distanziert, in dem das Unerwartete, das Neue sich ereignen soll. Oder, anders gesagt, er verlagert das Neue in die Wissenschaft selbst, die durch eine „geniale“ Konstruktion, einen Ballon, der unter Ausnutzung unterschiedlicher Luftströmungen ein Navigieren ermöglicht, auf eine völlig neue Grundlage gestellt werden soll.

„Avec lui, tout est possible ; sans lui, je retombe dans les dangers et les obstacles naturels d'une pareille expédition ; avec lui, ni la chaleur, ni les torrents, ni les tempêtes, ni le simoun, ni les climats insalubres, ni les animaux sauvages, ni les hommes ne sont à craindre ! Si j'ai trop chaud, je monte, si j'ai froid, je descends ; une montagne, je la dépasse ; un précipice, je le franchis ; un fleuve, je le traverse ; un orage, je le domine ; un torrent, je le rase comme un oiseau ! Je marche sans fatigue, je m'arrête sans avoir besoin de repos ! Je plane sur les cités nouvelles ! Je vole avec la rapidité de l'ouragan, tantôt au plus haut des airs, tantôt à cent pieds du sol, et la carte africaine se déroule sous mes yeux dans le grand atlas du monde !“

[„Mit diesem Ballon ist Alles möglich; ohne ihn aber fiele ich wieder den Gefahren und natürlichen Hindernissen solcher Expeditionen zum Opfer. Mit ihm gedenke ich ebenso der Hitze, den Strömen und Stürmen, wie dem Samum und dem ungesunden Klima zu trotzen; weder wilde Thiere noch Menschen können mir etwas anhaben. Ist mir zu heiß, so steige ich; wird es zu kalt, so lasse ich mich herab. Ueber einen Berg fliege ich hinweg, über jeden Abgrund schwebe ich hin; ich schieße über Flüsse und Ströme wie ein Vogel, und entladet sich ein Gewitter, so erhebe ich mich über dasselbe und beherrsche es von oben herab. Ich komme vorwärts, ohne zu ermüden, und halte an, ohne der Ruhe zu bedürfen! Ich schwebe über den Städten, und fliege mit der Schnelligkeit des Orkanes bald hoch oben in den Lüften, bald nur hundert Fuß vom Erdboden entfernt; und unter meinen Augen entrollt sich die Karte von Afrika im großen Atlas der Welt!“]⁴⁰

Nicht so sehr als technische Utopie ist dieser Apparat interessant, sondern als epistemologische Reflexion. Während die realen wissenschaftlichen Ballonfahrten im 19. Jahrhundert in erster Linie die Atmosphäre erschließen

39 Verne, *Cinq semaines*, S. 19-20.

40 Verne, *Cinq semaines*, S. 20f. ; *Fünf Wochen*, S. 22.

sollten, also, ähnlich wie die Reisen auf afrikanischem Boden, auf den Raum hin orientiert waren, in dem sie selbst stattfanden,⁴¹ dient Fergussons Ballon dazu, die Forscher außerhalb und oberhalb des beobachteten Objekts zu positionieren. Mit dieser Bewegung, die, zugespitzt formuliert, die Geographie von der Feld- in eine Laborforschung verschiebt, will Fergusson die Erforschung fremder Kontinente vom Abenteuer zur Wissenschaft transformieren – für den Helden eines Abenteuerromans eine ein wenig paradoxe Operation. Indem er diese Paradoxie zum Motor seiner Handlung werden lässt, führt der Roman jedoch sehr helllichtig in das epistemische Feld einer sich konstituierenden Wissenschaft. In der überhitzten Hoch- und Endphase des Zeitalters der Entdeckungen und eines damit verbundenen kolonialistisch-imperialistischen Begehrens, das sich nicht zuletzt durch das Auftreten Deutschlands als neuer *Global Player* noch einmal neu konfigurierte, konnte die Geographie mit einer weit über ihre disziplinären Grenzen hinausreichenden Aufmerksamkeit rechnen. Damit aber war sie in einem gleichermaßen von wissenschaftlichen, politischen und populärkulturellen Ansprüchen geprägten Feld erheblichen Spannungen und Verwerfungen ausgesetzt. In Vernes Roman kommt das unter anderem darin zum Ausdruck, dass er immer dort, wo er seine Reisenden dann doch afrikanischen Boden betreten und auf dessen Bewohner treffen lässt, auf eine schwer erträgliche Weise rassistische Stereotype ausbuchstabiert – durchaus im Einklang mit einer sich auf die physikalische Geographie und deren bevorzugtes Medium, die Karte, konzentrierenden Wissenschaft.

Die „routes ordinaires“ eines (prä-)kolonialen *Othering* verlässt der Roman dagegen dort, wo er, immer wieder die Grenzen zwischen Fiktion und Wirklichkeit überschreitend, eine Art Ethnographie des zeitgenössischen Wissenschaftsbetriebs schreibt. Deren Anfang bildet ein spektakulärer Auftritt des Helden, dem Verne eine Biographie mit auf den Weg gibt, die ihn, als Randfigur oder Zaungast, an nahezu allen aufsehenerregenden Forschungsreisen seiner Zeit teilnehmen lässt. Die „Presentation du docteur Samuel Fergusson“ vor der Royal Geographical Society in London, verbunden mit der Ankündigung, er wolle Nordafrika mit einem Heißluftballon überqueren und dabei, wortwörtlich im Fluge, die Rätsel lösen, die Barth, Livingstone und Burton noch hinterlassen hatten, versetzt die wissenschaftliche Welt ebenso wie die geographisch interessierte Öffentlichkeit in helle Aufregung. In einem „guerre de journaux

41 Zur wissenschaftlichen Ballonfahrt vgl. z.B. August Petermann, Die englischen wissenschaftlichen Luft-Schiffahrten im Jahre 1852, in: Mittheilungen 1856, S. 333-341 und ders., Glasher's Luftballon-Fahrten, 1862 und 1863, in: Mittheilungen 1864, S. 161-163. Vgl. die noch unpublizierte Dissertation von Hannah Zindel, Schwebende Labore. Ballonfahrt 1858 bis 1898, Erfurt 2017.

savants“ dominieren zunächst Unglaube und Spott, bis eine Intervention aus der deutschen Provinz die Skeptiker verstummen lässt: „Mais M. Petermann, dans ses ‚Mittheilungen‘, publiés à Gotha, [...] connaissait personnellement le docteur Fergusson, et se rendait garant de l'intrépidité de son audacieux ami.“ [„Aber Herr Petermann brachte die Genfer Zeitschrift in seinen zu Gotha veröffentlichten ‚Mittheilungen‘ gründlich zum Schweigen, denn er kannte Doctor Fergusson persönlich und leistete für die Unerschrockenheit seines kühnen Freundes Gewähr.“]⁴² Noch vor Fergussons fiktiven Mitreisenden (Dick Kennedy, der Freund, und Joe, der Diener) betritt damit einer der Protagonisten der realen Geographie die Bühne. Als freiberuflicher Geo- und Kartograph in London hatte August Petermann im Auftrag eben jener *Royal Geographical Society*, vor der Fergusson seinen spektakulären Auftritt hat, den *Account of the Progress of the Expeditions under Messrs Richardson, Barth, Overweg & Vogel in the Years 1850–1853* herausgegeben, dem Verne wesentliche Anregungen verdankt, nicht zuletzt auch diejenige, sich selbst als französischen Beobachter in einem englisch-deutschen Feld zu situieren.⁴³ Ab 1855 boten dann, dank Petermanns Gespür für effektvolle Auf- und Abtritte, die *Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesamtgebiete der Geographie* eine Bühne, auf der sich die geo- und kartographische Erschließung der Welt als ein Schauspiel entfalten konnte, das kaum weniger mitreißend ablief als in Vernes literarischer Phantasie.

In den *Cinq semaines en ballon* wird Petermann, als Fergussons gelehrter Freund, in vielerlei Hinsicht zum wichtigsten Reisenden – auch wenn er selbst Gotha nicht verlässt. Nicht nur bringt sein beherztes Eingreifen in die öffentliche Debatte die zahlreichen Kritiker der Ballonfahrt zum Schweigen. Vor allem gibt er Fergusson den Atlas mit auf den Weg, der zum wertvollsten Ausrüstungsgegenstand des Ballons wird: „Atlas der Neuester Entdeckungen in Afrika [sic], publié à Gotha par son savant ami Petermann“ [„Atlas der ‚Neuesten Entdeckungen in Afrika‘ von Fergusson's gelehrtem Freunde Petermann in Gotha veröffentlicht“] entspricht, so wie er beschrieben wird, in etwa den ersten drei Lieferungen von Petermanns Kartenwerk *Inner-Afrika nach dem Stande der Geographischen Kenntniss im Jahre 1861 und 1862*.⁴⁴ Jenes Supplement der wiederum die Perthes-Atlanten supplementierenden Zeitschrift, das bei Verne selbst zum Atlas avanciert ist, erscheint hier als Repräsentation einer

42 Verne, *Cinq semaines*, S. 11; *Fünf Wochen*, S. 13.

43 August Petermann, *Account of the Progress of the Expeditions under Mess'rs Richardson, Barth, Overweg & Vogel in the Years 1850–1853*, London 1854.

44 Verne, *Cinq semaines*, S. 83; *Fünf Wochen*, S. 78; August Petermann, *Inner-Afrika nach dem Stande der Geographischen Kenntniss im Jahre 1861 und 1862*, in: *Ergänzungsheft 7, 8 und 10 zu Petermanns ‚Mittheilungen‘*, Gotha 1861–1863.

Totalität, der sich der Roman supplementierend hinzufügt, indem er nach den Bedingungen der Entstehung dieser Repräsentation fragt.

Nur mittels dieser Afrika-Karte, „l'excellente carte qui lui servait de guide“,⁴⁵ ist es möglich, dass sich der Kontinent buchstäblich, wie von Fergusson prophezeit, „comme sur un vaste planisphère“,⁴⁶ wie eine Welt-Karte also, unter den Reisenden entfaltet, sobald der Ballon den Boden verlassen hat. Denn natürlich weiß Verne, dass das, was aus der Gondel eines Ballons zu sehen ist, keineswegs einer Karte ähnelt. Die Karte ist nicht das Ergebnis eines Hinsehens auf das Territorium, sondern sie übersetzt eine Vielzahl von Messwerten in eine mathematisch-geometrische Projektion, aus der der individuelle visuelle Eindruck, dem sich das Territorium zu den ‚Rändern‘ hin zu verkleinern und zu verzerren scheint, gerade herausgerechnet ist.⁴⁷ Was im kartographischen Koordinaten-Netz erscheint, steht nicht in einem Verhältnis ikonischer Ähnlichkeit zum Territorium, sondern stellt eine indexikalische Relation zu vermessenen Punkten her. Um das Land wie eine Karte zu erfahren, müssen die Reisenden es daher immer schon in die kartographische Repräsentationslogik *projiziert* haben. Es ist ihnen zum Objekt geworden, über dem sie sich beliebig bewegen können, und nur auf diese Weise interagieren sie mit ihm. Wo es dann, nach diversen Notlandungen, doch zu anderen, unfreiwilligen Begegnungen kommt, führen diese sehr schnell auf die „routes ordinaires“ stereotyper Abenteuerliteratur zurück.

In den Operationen des Messens und Berechnens distanziert sich der Kartograph vom Territorium, und Fergussons so wundersam lenkbarer Ballon ist weniger ein utopischer Flugapparat als eine Metapher dieser Operationen, die das epistemische Objekt einer Geographie erzeugen, deren „Endzweck“ und „Basis“, Petermanns bereits zitierte Definition zufolge, die Karte ist.⁴⁸ Oder, anders gesagt, das Territorium des Geographen ist die Karte – und nicht eine Landschaft, die abenteuerliche Geschichten und verschollene Forschungsreisende produziert. Vernes Helden gelingt die epistemologische Distanzierung vom Territorium nur etwas zu gut. Die Utopie vollständiger Berechenbarkeit des Luftraums und damit der Ballonfahrt lässt ihnen keine Chance, wirklich etwas Neues zu entdecken. Das ist konsequent im Rahmen des *kartographischen Realismus*, dem der Roman letztlich verpflichtet ist. Dieser erlaubt zwar die Erfindung selbstmörderischer Flugapparate und kannibalischer Wilder, nicht

45 Verne, *Cinq semaines*, S. 83.

46 Verne, *Cinq semaines*, S. 75 [„Wie auf einem großen Planiglobus“, *Fünf Wochen*, S. 70].

47 Vgl. Stockhammer, *Kartierung der Erde*, S. 80f.

48 August Petermann, *Notiz über den kartographischen Standpunkt*, S. 581. Vgl. oben, S. 19.

aber neuer Erkenntnisse oder gar Wunder im Raum der physikalischen Geographie und ihres bevorzugten Mediums, der Karte.

Verne hat die *kartographische* Operation in einem Rechenexempel zugespitzt: „Voilà ce que fut ce hardi voyage de Barth“, so schließt der Erzähler einen längeren Exkurs zu Fergussons realen Vorläufern. „Le docteur Fergusson nota soigneusement qu'il s'était arrêté à 4° de latitude nord et à 17° de longitude ouest.“ [„Dies war die kühne Reise Barth's, in Bezug auf welche Doctor Fergusson sich sorgfältigst notirte, daß er über den 4.° nördl. Breite und den 17.° westl. Länge nicht hinausgekommen sei.“]⁴⁹ Auf ähnliche Weise reduziert er auch die Reisen von Burton und Speke auf ihre Eckdaten: „Le docteur Fergusson remarqua avec soin qu'ils n'avaient franchi ni le 2e degré de latitude australe, ni le 29e degré de longitude est.“ [„Doctor Fergusson merkte sorgfältig an, daß sie weder den 2. Grad südlicher Breite, noch den 29. Grad östlicher Länge überschritten hatten.“]⁵⁰ Und nun kann er die *terra incognita* errechnen, die sich zwischen den beiden sorgfältig notierten Endpunkten erstreckt: „Il s'agissait donc de réunir les explorations de Burton et Speke à celles du docteur Barth; c'était s'engager à franchir une étendue de pays de plus de douze degrés.“ [„Es kam also darauf an, die Entdeckungsreisen Burton's und Speke's mit denen des Dr. Barth zu vereinigen, und dazu war es nothwendig, eine Länderstrecke von über zwölf Graden zu überschreiten.“]⁵¹ Das Martyrium wie das Abenteuer lassen sich in Zahlen vermessen. Es ist eine genuin kartographische Phantasie, die abenteuerliche Reisen auf die Koordinaten ihrer Endpunkte *reduziert*, zwischen denen sich dann eine imaginäre Linie ziehen lässt. Ihr Vorbild liefern, einmal mehr, Petermanns *Mittheilungen*, die im Juli 1855 das gleiche Rechenexempel anstellen: „Westlich von dem See No ist noch nie ein Europäer gekommen, während von der entgegengesetzten Seite, vom Tsad-See aus, die von Barth erreichte Hauptstadt von Bagirmi, Masena, der östlichste Punkt ist, den je ein Europäer erreicht hat. Zwischen Bagirmi aber und dem See No ist eine Entfernung von mindestens 200 deutschen Meilen“. Mit dieser Rechnung wird „Waday, jenes grosse, eigenthümliche Land, östlich vom Tsad-See, das einen so interessanten Nationalitäten-Complex bildet, und das noch nie ein Europäer hat erreichen können“,⁵² in die *Mittheilungen* eingeführt, jenes Territorium, das noch auf lange Zeit abenteuerliche Reisen, jedoch kaum verlässliche Koordinaten hervorbringen wird.

49 Verne, *Sinq semaines*, S. 25; Fünf Wochen, S. 26.

50 Verne, *Sinq semaines*, S. 28; Fünf Wochen, S. 28.

51 Verne, *Sinq semaines*, S. 28; Fünf Wochen, S. 28.

52 *Mittheilungen* 1855, S. 146f.

Es ist übrigens höchst wahrscheinlich, dass auch Dr. Samuel Fergusson, stünde er nicht unter dem Schutz einer Fiktion, von dort nicht zurückgekehrt wäre. Denn seine Rechnung stimmt natürlich nicht: Zwischen 29° Ost und 17° West liegen nicht 12, sondern 46 Längengrade. Um auf 12 zu kommen, müsste sich Fergusson für den östlichen Punkt von Barths Reise 17° *östlicher* Länge notieren (was auch ungefähr dem entspricht, wohin Barth wirklich gekommen ist), aber die tatsächlich zurückzulegende Entfernung ist dann immer noch von den Breitengraden abhängig, auf denen er sich bewegt. Vielleicht erklärt sich der Fehler ja daraus, dass Petermanns Rechnung auf die Angabe der Koordinaten verzichtet und gleich eine Entfernungsangabe macht – die für Reisende ungleich nützlicher ist, die allerdings, in deutschen Meilen gerechnet, für den englischen Helden eines französischen Romans eine weitere Fehlerquelle schafft. So liegt, ob Verne das nun bewusst war oder nicht, die eigentliche Ironie der *Cinq semaines en ballon* darin, dass die Handlung nicht nur auf einer kaum zu realisierenden technischen Utopie basiert, sondern schlicht auf einem Rechenfehler. Auch im Reich der Zahlen kann man sich verirren. Aus dem Rechenfehler, und nicht aus der literarischen Phantasie, entsteht schließlich doch ein unkartiertes Territorium, in dem Verne, ob gewollt oder nicht, teilhat an der Phantasie des Verschollenen, die einer der Entdeckung des Neuen gewidmeten Wissenschaft konstitutiv eingeschrieben ist. Der Fehler kann deshalb ein Forschungsfeld eröffnen, weil er darauf verweist, dass hier etwas noch nicht beobachtet worden ist, dass etwas nicht gewusst wird.⁵³

Vernes Roman gibt sehr genau die Atmosphäre wieder, in der sich, am Ende des Zeitalters der Entdeckungen und am Beginn des *Scramble for Africa*, die Geographie als wissenschaftliche Disziplin entfaltet. Mit seinem Ballon hat er eine epistemologische Metapher dieser Disziplin geschaffen, um die herum er die fiktionalen wie nicht-fiktionalen, menschlichen wie nicht-menschlichen, vor allem aber mehr oder weniger *disziplinierten* Akteure arrangiert hat. Im Zentrum, eng mit dem Ballon verbunden, den er nicht nur konstruiert hat, sondern dessen metaphorisches Potential auch ihm selbst zukommt, steht Fergusson. Flankiert wird er einerseits von Petermann, dem „savant ami“, der die wissenschaftliche Kartographie vertritt, aber doch nicht darauf verzichten kann, seinen Atlas nach Afrika und damit in die Unberechenbarkeit

53 Der Roman konstruiert etwas, das mit Hans-Jörg Rheinberger als epistemisches Ding zu beschreiben wäre, als ein Medium für „das, was man noch nicht weiß“, wenn er sowohl den Ballon als auch das durch ihn ‚entdeckte‘ Territorium in einer ‚charakteristischen, irreduziblen Verschwommenheit und Vagheit‘ erscheinen lässt. Hans-Jörg Rheinberger, *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Göttingen 2001, S. 24-25.

des Abenteuers (zurück-)zuschicken. Andererseits stehen ihm Joe und Dick Kennedy zur Seite, der Diener, der für eine lange Episode den Ballon verlassen muss, um in der *terra incognita* um den Tschad-See verschollen zu gehen, und der impulsive Freund, der eine imperiale Allmachtsphantasie ausagiert, wenn er aus der Gondel heraus einen Mann erschießt, den er als verabscheuungswürdigen Kannibalen identifiziert hat. Fergusson dagegen schwebt nicht nur über den Dingen, sondern immer schon über einem Kartenraum, „le grand atlas du monde“, in dem solche proto-kolonialen Operationen zwar phantasierbar und planbar, aber nicht auszuführen sind. Seine Handlungen verbinden sich mit jenen nicht-menschlichen Akteuren, den Medien, die Verne seinen Figuren ebenfalls an die Seite gestellt hat. Vom Vortrag vor einer Geographischen Gesellschaft über die Zeitschrift, die Karte, den Atlas bis zum (eigenen) Roman hat Verne die Geographie als mediales Feld beschrieben, das von dem Begehren geprägt ist, sich vom mediatisierten Territorium zu distanzieren, auf das es doch, als Motor seiner Dynamik, angewiesen ist. Erst am Beginn des 20. Jahrhunderts wird die Kartographie die Trennung vom mediatisierten Feld tatsächlich vollzogen haben. In der zehnten, 1920 bis 1925 erscheinenden Auflage von *Stieler's Hand-Atlas* wird dann auch die letzte Spur eines Verschollenen, das Martyrium Eduard Vogels, verschwunden sein.

Kapitel 2
Deutsche Wege nach Timbuktu

an seine Familie d. 7. Dec. 1853

27
184

Timbuktu No. 8. Dec. 1853

Justus Perthes
Gotha

125

Noch immer hier, in diesem Thale euer Taverne
 und mit eurer Freude, Klein-mir zur Urfahrung und
 Aufrecht zu Reuehaltung, mich immer fortzu wirken
 im Thale die Thellen für mich geworden, so
 eben die und die, jeder ein einziges Klamm, brüt
 jedes dieser verbunden, die Gafung und das für
 sie Kleiner in die Freude, die sind die Cueschik,
 die mir vorfallen mir Augen schauen. Nun zeigen
 zeigen abgesehen, und brüt gefangen gemacht sind
 in jeder ein der einigigen Kuechung blühen
 mit den die bittigen Cueschik euer Dorsung,
 das mich ein für gelitten soll, mich ein
 für ein eingestrichelt sind und mich nicht
 für sie sollen; gerade Arbeit nicht fallen
 nicht soll mich nicht ich mit ein
 nicht mich ungetragener Linderung der
 Ghadames-euer Lärm und Freude, und so
 sind nun 18 Blätter, das ist ein durch
 gehen sind. Die sind in dem zu machen
 großen gefahren, das, wenn ich nicht die
 Gewinn der ganzt, eine ganz meine Operation
 mich nicht werden, den die Vorangabe zu
 mich zu kommen; was ist mir entgegen
 das mich die die Cueschik mich gemacht,
 das, sie mich nicht mich in dem sind
 werden. Die sind mich mich ein
 nicht ich für mich ein, mich Gott der
 Allwissend mich nicht nicht mich können zu
 willkürlich, was ich mich mich ein in
 das mich nicht mich, was ich die mich
 in die mich nicht. Aber mich nicht
 nicht, wenn mir die gleiche die die
 Wäcker und das mich nicht nicht
 ein mich, und können mich ich
 Thung der mich mich mich zu
 nicht

Abb. 6 „Noch immer hier...“, Heinrich Barth an seine Familie, Timbuktu, den 8. Dezember 1853

(über Hamburg erh. 7.Sept. 1854)

Timbukto, den 8^{ten} Dec. 1853

Noch immer hier, in dieser Stadt ohne Herrn und mit vielen Herrn, klein nur an Umfang und doch groß an Bedeutung, noch immer hause ich hier ein Spielball der Wellen hin und hergeworfen, ohne Ruh und Rast, jeder Tag bringt Neues, bald Frohes öfter Betrübendes, Tod, Gefangenschaft, frohe Rückkehr in die Heimat, dies sind die Aussichten, die mir wechselnd vor Augen schweben. Vor einigen Tagen überfallen, und bald gefangen gemacht – heute im Schutz eines der mächtigsten Tuareghäuptlinge und mit Aussicht der baldigen Ankunft ihres Oberhauptes, das mich nun hier geleiten soll, während unsere Feinde eingeschüchtert sind und nicht wissen was sie thun sollen; gestern Abend endlich erfreut halb verstimmt durch ein mit einer Teaterkafla angekommenes Briefpaket aus Ghadames – ohne Brief aus Europa, und es sind nun 18 Monate, daß ich Zeilen von dort gesehen habe. Da sehe ich dann zu meinem großen Erstaunen, daß, wovon ich nicht das Geringste gehant, eine ganz neue Expedition ausgerüstet worden, um mir Vereinzeltum zu Hilfe zu kommen; nur ist mir unbegreiflich, daß man bei der Ausrüstung nicht gewußt, daß sie mich nicht mehr in Borno finden würden. Sie haben gewiß auch einige Kleinigkeiten für mich bei sich; möge Gott der Allmächtige mich bald glücklich nach Borno zurückbringen, wo ich einige Tage mich in ihrer Gesellschaft erheitern mag, ehe ich die weitere Rückreise antrete. Aber noch weiß ich nicht, wann mir der glückliche Tag des Aufbruches aus dieser unruhigen Stadt anbrechen wird, und kaum kann ich hoffen das Neujahr draußen auf dem Marsche zu feiern, so ungewiß ist hier Alles. Weiß Gott, was das neue Jahr mir bringt, die Hoffnung, daß der Allmächtige mich in meinem edlen Unternehmen nicht verlassen wird, hält mich aufrecht. [...]⁵⁴

Was diesen Brief, den der deutsche Afrikareisende Heinrich Barth im Dezember 1853 an seine Familie schreibt, zu einem *Dokument* in der Geschichte der sich als wissenschaftliche Disziplin etablierenden Geographie, zu einem Dokument auch der Geschichte um Eduard Vogel und Moritz v. Beurmann werden lässt, sind zunächst einmal Ort und Zeitpunkt des Schreibens: „Timbukto, den 8^{ten} Dec. 1853“.

54 SPA ARCH PGM 039/01, Folio 125.

Seit der Antike ist Timbuktu eines der Rätsel Afrikas, kursieren Legenden über eine Stadt am Rande der Welt, dort, wo sich die Wirklichkeit aufzulösen beginnt. Im 19. Jahrhundert hat die Welt keine Ränder mehr, an denen eine Wirklichkeit endet und eine andere – das Reich des Todes, das Reich der Mythen – beginnt, sie ist zu einer Kugel geworden mit einer homogenen und durch das Netz der Längen- und Breitengrade vermessenen Oberfläche, auf der überall die gleichen physikalischen und biologischen Gesetze gelten. Timbuktu jedoch blieb ungreifbar: Ein bedeutendes, ja das bedeutendste Handelszentrum eines ganzen Kontinents sollte es sein, aber kein europäischer oder den Europäern bekannter Kaufmann hatte je Waren dorthin geschickt oder von dort bezogen, weitreichende politische Macht sollte es ausüben, aber kein europäischer Diplomat hatte dort je verhandelt, ein Zentrum der Kultur und der Wissenschaft sollte es bilden, aber kein europäischer Gelehrter hatte je eines seiner Bücher gelesen, sein religiöser Einfluss schließlich sollte mit dem Roms vergleichbar sein. In all dem schien es eine Art Paralleluniversum zu bilden, und damit keine geringe Provokation für das Selbstbewusstsein eines Europa darzustellen, das sich ökonomisch, politisch, wissenschaftlich und religiös zur Herrschaft über die Welt berufen fühlte. Eine ganze Reihe europäischer Reisender machten diesen Ort in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Ziel eines Wettlaufs, der ähnlich vehement ausgetragen wurde wie der um Nord- und Südpol.

Barth war nicht der erste Europäer in Timbuktu. Mindestens zwei andere sind ihm, zweieinhalb Jahrzehnte früher, vorangegangen: 1826 der Brite Alexander Gordon Laing, 1828 der Franzose René Caillié. Was Barth gegenüber diesen und möglichen anderen, anonym gebliebenen, Vorläufern auszeichnet, ist, dass er in und von Timbuktu aus geschrieben hat. Laing wurde auf dem Rückweg ermordet und ausgeplündert, alle seine Aufzeichnungen, wenn es welche gegeben haben sollte, sind dabei verlorengegangen. Und auch Caillié brachte nichts Schriftliches mit, als er nach einer langen, durch schwere Krankheiten unterbrochenen Wanderung zurück nach Frankreich gelangte, wo er den Verlauf seiner Reise aus dem Gedächtnis rekonstruieren musste. Kaum jemand glaubte ihm seine Geschichte. Erst mit Barth wird die Stadt zum Ausgangspunkt einer Korrespondenz. Timbuktu hat eine Adresse bekommen.

Noch am Tag seiner Ankunft, dem 7. September 1853, schreibt Barth mehrere Briefe an seine Auftraggeber und Finanziere, die den Ort in die Koordinaten der Georeferenzierbarkeit eintragen: „Timbukto situated 18° 4' N.L.. 1° 45' W.L. GR.“⁵⁵ Und er zeichnet Kartenskizzen, sowohl von seinem Weg nach Timbuktu als auch von der Stadt selbst. Koordinaten wie Karten sind

55 An Charles Beke, 7th Sept 1853, SPA ARCH PGM 039/01, Folio 79-80.

recht hastig berechnet und entworfen, da Barth seinen Triumph – „a most magnificent one“ – vor europäischem Publikum auskosten möchte und sich eine aufbruchbereite Karawane anbietet, die Briefe – „which [my] sickness has prevented me from making more interesting“ – rasch zu befördern. Sie sind provisorisch, da er sich in der Stadt nicht frei bewegen konnte, und da seine Positionsbestimmung nicht auf astronomischen Messungen beruhte, sondern auf dem Verfahren des *dead reckoning*, bei dem die Position aus Länge und Richtung des zurückgelegten Weges berechnet werden mußte – schon unter Idealbedingungen kein besonders sicheres Verfahren, erst recht nicht angesichts der „curious zickzack-navigation“, die Barth nach Timbuktu geführt hatte.⁵⁶ Aber sie ermöglichen und fordern Korrekturen, Verbesserungen, Erweiterungen und fügen damit das Unbekannte in ein System ein, innerhalb dessen es nun mit zunehmender Genauigkeit berechenbar wird.

Der Brief, den Barth drei Monate später unter der nun etablierten Adresse an seine Familie schreibt, hat jedoch nichts Neues zu diesem wissenschaftlichen Projekt beizutragen. Die euphorische Stimmung des Ankunftstages ist verschwunden, die Atmosphäre ist nun eher melancholisch, geprägt von Stagnation und Resignation. Es finden sich einige Beobachtungen zum Wetter und zum Wasserstand des Niger, Spekulationen über die verworrenen politischen Verhältnisse, eine Liste mit Preisen wichtiger Nahrungsmittel, aber all das erscheint nicht als das Ergebnis systematischer Forschung, nicht einmal als Ergebnis planmäßiger und geordneter Beobachtung. Eher sind es zufällige Bemerkungen, aufgeschrieben, um überhaupt etwas zu schreiben, das von der düsteren Stimmung des Schreibenden ablenken kann. Alles wird überschattet von der immer wieder enttäuschten Hoffnung, die Stadt, die zu erreichen so viele Opfer gekostet hat, möglichst schnell wieder verlassen zu können.

Ein Grund dieser Unruhe ist sehr wahrscheinlich in der prekären Situation zu suchen, in der Barth sich sah. Die Camouflage als türkischer Gesandter, unter der er das islamische Timbuktu, „this fanatic place“,⁵⁷ betreten hatte, ist brüchig, nicht zuletzt, da wider Erwarten eine ganze Reihe Kaufleute und Gelehrte in Timbuktu recht gut Türkisch sprechen – im Gegensatz zu Barth. Er sieht sich als Ketzer wie als Spion verdächtigt, scheint zum Spielball in den Machtkämpfen der „vielen Herrn“, undurchschauter konkurrierender religiöser und politischer Instanzen, zu werden. Aber die Unruhe ist auch einem Wissenschaftsideal geschuldet, dem sich Barth mit seinen ersten Koordinaten und Karten in den Mittelpunkt rückenden Nachrichten verpflichtet hat. Der lange Aufenthalt, der trotz aller Einschränkungen recht gute

56 Alle Zitate ebd.

57 Ebd., Folio 79.

Beobachtungsmöglichkeiten bot und damit ein fruchtbares Forschungsfeld für einen Ethnologen oder auch einen Ökonomen hätte öffnen können, bedeutet für den Geographen vor allem Stagnation. Die unsicheren Koordinaten sind nur zu überprüfen und zu verbessern, wenn sich ihnen weitere Referenzpunkte hinzufügen lassen, am besten ein vom Ausgangspunkt unterschiedener Zielpunkt an der bereits vermessenen Küste. Notwendig ist fortgesetzte Bewegung.

Die Stagnation, von der der Brief berichtet, bedroht also nicht nur den Reisenden, sondern auch sein Projekt, dessen „Endzweck“, Petermann zufolge, die Karte sein soll, die das, „was wir von unserer Erde wissen“, in Verhältnisse von Punkten auf einer Fläche übersetzt. Worauf es ankommt, ist nicht der eine Ort (in seinem So-Sein), sondern seine Relation zu anderen Orten, und die kann Barth nicht von *einem* Ort aus beobachten, und eben auch nur unvollkommen von *einem* Weg aus bestimmen. Er muss daher diesen Weg immer schon weiterdenken, im Hinblick auf andere Wege, die schließlich ein immer dichteres Netz von Fixpunkten ergeben. Barth bewegt sich nicht nur auf afrikanischem Territorium, er bewegt sich zugleich in einem Datenraum, dem Raum der Kartographie.

Auf diesen Datenraum verweist die zweite Adresse, die Barths Brief – in einer anderen Handschrift – trägt: „über Hamburg erh. 7. Sept. 1854“. Petermann verzeichnet hier den Eingang des Briefs in das Archiv des Justus Perthes Verlags, einen Tag bevor er dem Herzog von Sachsen-Coburg seinen Dienstantritt in Gotha melden wird. Er hat also mit dem Aufbau des Archivs bereits begonnen, bevor er auch zeremoniell in seinem neuen Amt angekommen ist. Trotz dieser Eile aber sind schon neun Monate vergangen, seitdem der Brief in Timbuktu geschrieben worden ist, der also einen nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich recht langen Weg hinter sich hat, bevor er im Gothaer Archiv zur Ruhe kommt – auszuwerten gibt es hier für die *Mittheilungen* nichts. Auf seinem Weg hat der Brief Umwege genommen, ist liegengeblieben, eventuell auch beschädigt worden. Anzusehen ist ihm das nicht, denn auf seiner letzten Etappe hat der Brief noch eine sehr weitgehende Modifikation erfahren: Er ist, von Barths Bruder, abgeschrieben worden, und nur diese Kopie ist an Petermann gelangt. Was sich im Archiv befindet, ist also kein ‚Original‘. Für die Auswertung im Hinblick auf einen möglichen kartographischen Ertrag wäre das, die Sorgfalt des Abschreibers vorausgesetzt, nicht von Bedeutung. Die Daten, die in den Kartenraum eingehen, sind weder an einen bestimmten materiellen Träger gebunden noch an einen individuellen Übertragungsweg. Durch jene Stationen jedoch, an denen dem Brief irgendetwas geschehen ist, das seine Übertragung verzögert hat, insistiert beides, die physikalische Beschaffenheit des Briefes wie des Weges. Der Weg zwischen den zwei mit Koordinaten anschreibbaren Punkten Timbuktu und Gotha mag zwar nun, mit Petermanns

Worten, auf der Karte „nach horizontaler Lage und Entfernung messbar“ sein, im physischen Raum entspricht er aber keineswegs einer homogenen, stetigen Linie. Es sind die Umwege, Stockungen und Stauungen, die darauf aufmerksam machen, dass der Weg in einem Datenraum ein anderer ist als der, den physische Objekte (Briefe wie Reisende) innerhalb eines physischen Raums zurückzulegen haben. Dass ein Brief ‚gereist‘ ist, tritt, in einer Insistenz des physischen Raums, genau dann ins Bewusstsein, wenn er nicht reibungslos sein Ziel erreicht. Barths Brief zeugt damit von eben dem Phänomen, von dem er auch berichtet: von Unterbrechungen in der Bewegung von Menschen (Barth selbst, „noch immer hier“) wie in der Nachrichtenübermittlung („ohne Brief aus Europa, und es sind nun 18 Monate, daß ich Zeilen von dort gesehen habe“). Die Adresse, unter der Timbuktu firmiert, ist infrastrukturell noch keineswegs gesichert.

Damit ist auch Barth nicht (mehr) adressierbar. Während er noch fast ein halbes Jahr auf eine Möglichkeit wartet, Timbuktu wieder verlassen zu können, vermuten ihn seine europäischen Bekannten, die ihn innerhalb des Datenraums und dem für ihn konstitutiven Paradigma der Bewegung wahrnehmen, längst *anderswo*. Seine Adresse ist abhanden gekommen, paradoxerweise gerade, weil er sich nicht bewegt hat. Er ist verschollen.

Szenenwechsel: Während Heinrich Barth noch mehr als ein halbes Jahr darauf warten muss, Timbuktu zu verlassen, beginnt seine Geschichte zu reisen. August Petermann bringt sie mit nach Gotha, als er im Oktober 1853 ein Angebot des Verlegers Justus Perthes annimmt, für dessen *Geographische Anstalt* eine neue Zeitschrift aufzubauen, die auf innovative Weise Aktualität und Kartographie verbinden sollte.

Bereits in London, wo er sich als selbständiger Kartenzeichner und Autor von Reiseberichten etabliert hatte, war Petermann zum offiziellen Chronisten und Kartographen der vom britischen *Foreign Office* organisierten Expedition zur Erforschung Zentralafrikas geworden, der sich der aus Hamburg stammende Barth auf Vermittlung des preußischen Gesandten in London, Ritter Bunsen, angeschlossen hatte.

Eine erste Bestandsaufnahme dieser Expedition erscheint 1854 unter dem Titel *An Account of the Progress of the Expedition to Central Africa Performed by Order of Her Majesty's Foreign Office, Under Mess'rs. Richardson, Barth, Overweg & Vogel, In the years 1850, 1851, 1852, and 1853* in parallelen Ausgaben in London und Gotha. Neben einer chronikartigen Schilderung der verschiedenen von der Expedition vor allem im Umfeld des Tschad-Sees durchgeführten Unternehmungen sind hier zwei Karten im Maßstab 1:2.100.000 zu finden. Die erste umfasst die Regentschaft Tripoli und damit den von der Expedition eingeschlagenen Weg von der Mittelmeerküste nach Süden bis Murzuk. Die

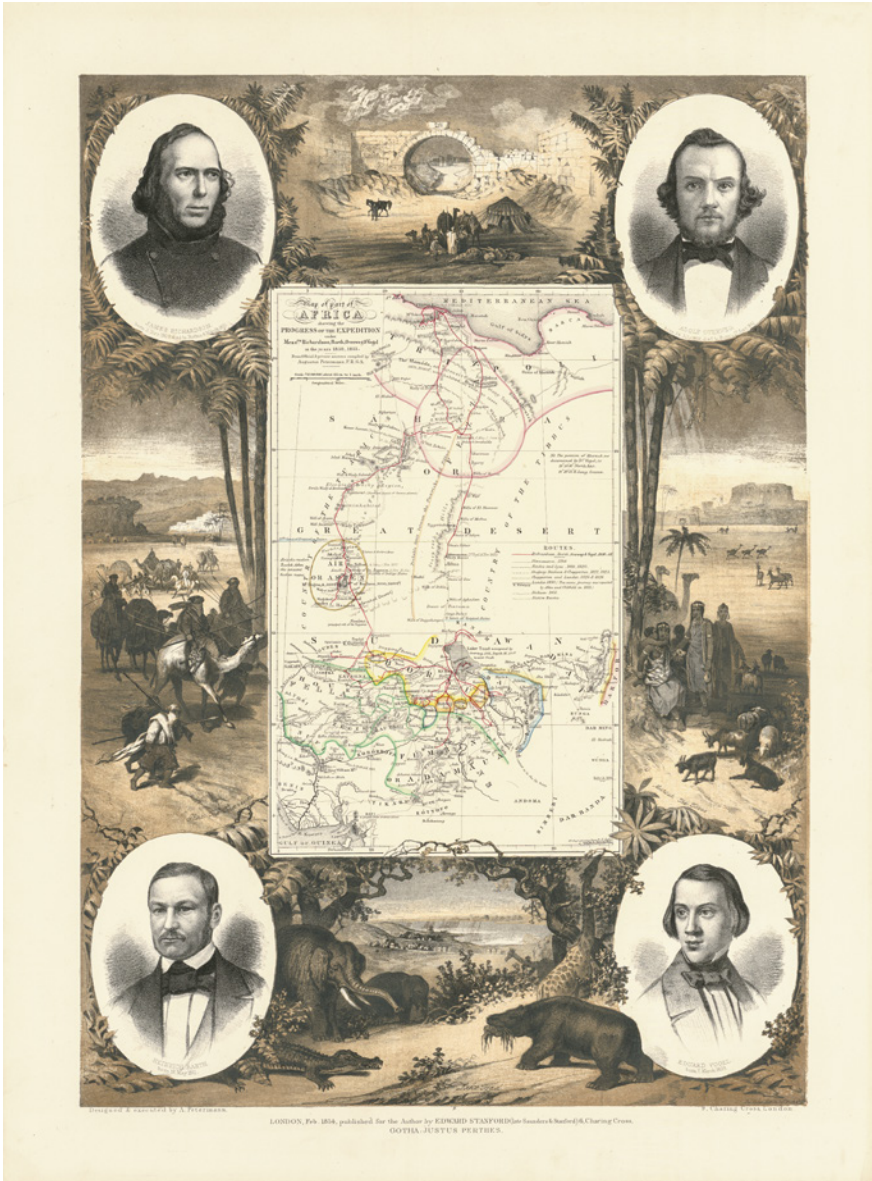


Abb. 7 Frontispiz mit der „Map of part of Africa“, August Petermann, 1854

zweite schließt nicht direkt daran an, sondern beginnt weiter südlich, mit dem Tschad-See als nördlichem Abschluss, im Südwesten reicht sie bis zum Golf von Guinea, im Osten bis zur Grenze nach Darfur, das heißt, sie zeigt ein bisher weitgehend unkartographiertes Territorium. Eine dritte Karte findet sich auf dem Frontispiz des Buches. Diese *Map of part of Africa, showing the Progress of the Expedition under Mess.^{rs} Richardson, Barth, Overweg & Vogel in the years 1850-1853. From official and private sources compiled by August Petermann, F.R.G.S.* fasst das Gebiet sowie die Reiserouten in kleinerem Maßstab (1:12.000.000) überblicksartig zusammen. Dabei enthält sie kaum weniger Details als die beiden größeren Karten, geht aber zugleich entscheidend über diese hinaus. Zum ersten Mal entwirft Petermann hier das Gebiet, das ihn das nächste Jahrzehnt beschäftigen wird, als zusammenhängendes, homogenes Territorium, als Totalität. Das Frontispiz hebt den Entwurfscharakter und den damit verbundenen Anspruch dieser Karte deutlich hervor, indem es sie in doppelter Weise rahmt: zum einen durch Porträts der vier Reisenden, die, in ovalen Kartuschen, in den Ecken des Blattes platziert sind, so dass die Karte gleichsam zwischen den Forschern aufgespannt ist, deren Reiserouten hier hypothetisch in die Fläche einer Karte übersetzt werden. Die südlichere der beiden großen Karten verdeutlicht in ihren leeren Flächen recht gut, dass es sich eigentlich eher um eine graphische Darstellung von Itinerarien handelt. Den Rest des Blattes füllen, ohne eigenen Rahmen, afrikanisch-orientalische Genrebilder. Oberhalb, links und rechts der Karte sind im Vordergrund jeweils typisierte Angehörige verschiedener Bevölkerungsgruppen (Araber, Tuareg, Fulbe) zu sehen, hinter denen sich der Blick in eine weite, offene Wüsten- und Gebirgslandschaft öffnet, im oberen Bild durch den Torbogen einer antiken – vermutlich römischen – Ruine sichtbar. Der untere Bildrand gehört Elefanten, Krokodilen, Giraffen und Flußpferden vor einem weiten See. Von den Spuren europäischer Geschichte führt die Reise also in die Tiefe afrikanischer Natur – auf eine sehr spezifische Weise ist damit auch der Bildrand ‚genordet‘, aufgespannt zwischen den Polen Kultur und Natur. Die einzelnen ‚Szenen‘ sind nicht voneinander getrennt, zumindest die unteren drei laufen ineinander über, allerdings, so wirkt es, *hinter* der zentralen Karte, die den größten Teil des Bildraums verdeckt, und den vier Porträts, die die Ecken einnehmen. Die Zweidimensionalität der Karte, so scheint es, legt sich über den dreidimensionalen Raum und löscht diesen aus. Allerdings nicht vollständig, denn an einzelnen Stellen schieben sich Äste und Laubwerk vor Karte und Porträts und verdecken nun ihrerseits einen Teil von deren Rand. Der Zeichner hat zwar darauf geachtet, dass dabei keine kartographischen Details verloren gehen, aber dennoch erscheint die Karte weniger ‚erhaben‘ als die von ihr verdeckte Landschaft: Die klare Trennung zwischen dem Raum

der Repräsentation und dem repräsentierten Raum gerät in Gefahr. Oder, anders gefasst, der Karte gelingt es nicht vollständig, den von Mythen, Stereotypen und abenteuerlichen Erzählungen besetzten Raum (das imaginäre Afrika oder das Imaginäre Afrikas) in jene physikalische „Erdoberfläche“ zu transformieren, die die Karte als Relation von (Mess-)Punkten abzubilden vermag (das Imaginäre der Geographie, so wie Petermann es konzipiert hat). Aber die Karte demonstriert bereits ihre Macht. Man kann darin nicht nur den Versuch erkennen, sich *Afrika* geographisch anzueignen, sondern auch eine ikonographisch-kartographische Tradition zu transformieren, die an den Rändern der Karten noch mythologische Figuren platzierte⁵⁸: Nicht nur über das Abenteuer triumphiert die Karte, sondern auch über den Mythos. Aber sie tut das in einer Spielart des Imaginären, das nicht auf den Rahmen beschränkt bleibt, sondern der Karte selbst zugrundeliegt, wenn sie zum homogenen Feld zusammenfasst, was in der Realität noch lange nicht erfahren ist.

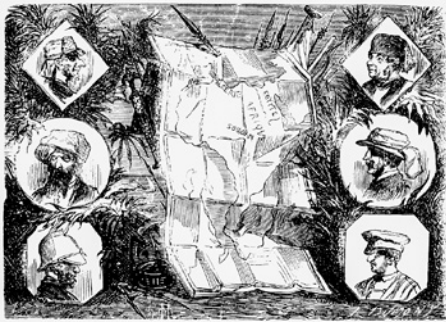


Abb. 8
Die Rückkehr der Karte nach Afrika:
Illustration von Édouard Riou zu Jules
Vernes „Cinq semaines en ballon“, 1863

Davon hat sich offensichtlich auch der Illustrator von Vernes *Cinq semaines en ballon*, Édouard Riou, anregen lassen, der den von Fergusson mitgeführten Atlas in eine Karte übersetzt, mit der das Frontispiz von Petermanns *Account* auf afrikanischen Boden zurückkehrt. Dort allerdings legt sich diese Karte nicht mehr makellos über das Terrain; sie hat Falten bekommen, die sich nicht mehr völlig glätten lassen und so neue ‚weiße Flecken‘ oder ‚schwarze Löcher‘ auf der Kartenfläche selbst entstehen lassen, sie droht zu zerreißen, ist hinterwärts schon von einem Speer durchstoßen. Diese Karte ist nicht mehr das *imaginäre* Produkt überlegener Wissenschaft, sondern das *materielle* Produkt kartographischer Praxis. Als solches kann das Kartenblatt ins Territorium

⁵⁸ Die mit ihrem Bezug zum Mythos noch ihr Nicht-Wissen ausstellen konnte, ein wissenschaftlich wie rational noch nicht vollkommen gezähmtes Fremdes. Vgl. Stockhammer, Kartierung der Erde, S. 43f.

zurückkehren. Dort bekommt es jene Falten, Risse und Kniffe, die die Homogenität der Fläche aufheben, die Petermanns Entwurf erzeugt und im Frontispiz des *Account* über den heterogenen Raum des afrikanischen Realen und der afrikanistischen Phantasien ausbreitet. Tatsächlich scheint Riouss Illustration, wie Vernes Roman insgesamt, sehr präzise die Eigentümlichkeiten von Petermanns Geographie aufzuspießen: beginnend mit dem spektakulären Auftritt, mit dem Doktor Fergusson in die geographische Welt eintritt, über die Inszenierung des Forschungsprozesses als eine Folge solch spektakulärer Auf- und Abtritte bis hin zur Reduktion abenteuerlicher Reisen – und schließlich auch des Verschollen-Gehens – auf Koordinaten, aus denen Karten hervorzugehen vermögen. Eben diesen Prinzipien folgt Petermann, als er nach seiner Übersiedelung nach Gotha im Sommer 1854 darangeht, gleichsam aus den Falten seines ersten Anlaufs im *Account* heraus die Geschichte Barths noch einmal zu erzählen. Nach dem Tod der beiden anderen Teilnehmer der ursprünglichen Expedition, James Richardson und Adolf Overweg, und bevor mit Eduard Vogel ein weiterer Deutscher in Diensten des *Foreign Office* in Afrika eintreffen wird, lässt Petermann Barth eine einsame Entscheidung treffen, die ihm, ebenso wie seinem Erzähler, einen spektakulären Auftritt in der Welt der Wissenschaft wie in der deutschen Öffentlichkeit verschafft:

Als die Nachricht von Dr. Barth's Entschluss, nach Timbuktu zu reisen, in Europa bekannt wurde, wurden seine Freunde und die wissenschaftliche Welt mit grosser Besorgnis erfüllt über dieses so ungemein gefahrvolle Unternehmen.⁵⁹

So beginnt, im Februar 1855, der erste Artikel im ersten Heft des ersten Jahrgangs der *Mittheilungen*, mit einem Entschluss, der kaum weniger spektakulär ausfällt als acht Jahre später in Jules Vernes Roman die Ankündigung des Dr. Fergusson. Wie Verne in seinem *martyrologue* erinnert auch Petermann zunächst an die vielen gescheiterten Versuche, „die berühmteste aller Städte Inner-Afrika's“ zu erreichen, um dann am Beispiel der beiden im Gelingen dennoch Gescheiterten eine Konfiguration zu entwerfen, in die Barth mit seinem Entschluss eintritt. Auf der einen Seite stehen „Männer, die, wie Major Laing, abgehärtet und an afrikanisches Klima gewöhnt, von starkem Körperbau und grosser Thatkraft, mit allen zu einer grossen Reise nöthigen Mitteln ausgerüstet waren“, auf der anderen Seite Caillié, der zwar nach Europa, aber nicht in die Welt der Wissenschaft zurückgekehrt ist. Gezwungen, „in gänzlicher Verkappung zu reisen, unter dem Charakter eines armen Muselmannes,

59 August Petermann, Die Expedition nach Central-Afrika. I. Dr. H. Barth's Reise von Kuka nach Timbuktu, *Mittheilungen* 1855, S. 3-14; S. 3.

ohne Instrumente, ohne wissenschaftliche Ausrüstung“, war es ihm unmöglich, „was er wünschte, aufzuzeichnen“. „Elend, krank, ein zerlumpter Bettler“, kehrte er zwar mit einer abenteuerlichen Geschichte, aber ohne verwertbares Datenmaterial zurück. Ist es also ein „tollkühnes und unbesonnenes Unternehmen“, in das Barth sich stürzt und dessen Zeugen die Leserinnen und Leser werden, fragt Petermann rhetorisch, um ihnen dann die außergewöhnlichen Fähigkeiten vor Augen zu führen, über die der „kühne Reisende“ verfügt. Zur vorzüglichen körperlichen und moralischen Verfassung ist bei ihm noch die „Kenntnis der Sprachen der zu durchreisenden Länder, das Talent und die Umsicht, mit den Eingebornen umzugehen“, hinzuzurechnen.

Das ändert allerdings nichts daran, dass das Unternehmen, aus der im *Account* vorgegebenen Perspektive, eher als Verzweiflungstat denn als souveräner Entschluss erscheint – und Barth als Getriebener. Eine 1852 von Petermann gezeichnete Karte der „Projected Routes“ verzeichnet zwar Timbuktu, die der Expedition angewiesenen potentiellen Routen verlaufen aber sehr viel weiter östlich und führen über Wadai oder zumindest unmittelbar daran vorbei zum Roten Meer oder zum Indischen Ozean. Nach dem Tod von Richardson und Overweg sah Barth keine Möglichkeit mehr, dieses Ziel zu erreichen, sah sich aber weiterhin mit großen Erwartungen konfrontiert: „Durch Depeschen von der Englischen Regierung und durch Privat-Mittheilungen aus Europa“ angestachelt, „wurde sein Enthusiasmus gesteigert, seine Thatkraft verdoppelt, und er brannte vor Eifer.“⁶⁰

Timbuktu diene also vor allem dazu, den gespannten Erwartungen der englischen Geldgeber und des europäischen Publikums ein spektakuläres Ziel zu setzen – das am Ende von Petermanns erstem Artikel in einem doppelten Triumph erreicht sein wird: Während Barth „feierlichst und mit einem grossartigen Gefolge der Einwohner in diese altberühmte Stadt“ einzieht, kann Petermann nach Auswertung und Abgleich der geographischen Informationen zwar die genaue Lage Timbuktus noch nicht abschließend klären, aber doch einen weiteren weißen Fleck zumindest vorläufig tilgen: „Die vorliegende so entworfene Karte füllt eine bisher völlige *terra incognita* aus.“⁶¹ Dieses scheinbar glückliche Ende kann jedoch die Ambivalenz des tollkühnen Unternehmens nicht völlig aufheben. Denn Petermanns Narration hat, noch bevor sie ihren Helden den größten Triumph seiner Forscherlaufbahn erleben lässt, eine neue *terra incognita* geöffnet, in der die Spuren Barths, in eigentümlicher Verschränkung seines Lebens wie seiner wissenschaftlichen Leistungen,

60 Mittheilungen 1855, S. 3.

61 Ebd., S. 14. Die beigefügten Skizzen nach den Angaben Barths (Mittheilungen 1855, Tafel 1 und 2) bilden die ersten Kartenbeilagen der *Mittheilungen*.



Abb. 9 Karte der projected routes, August Petermann, 1852

sich verlieren in einem Geflecht von Gerüchten: „Und wenn die inzwischen erfolgte traurige Nachricht seines Todes sich bestätigen sollte, so wäre leider kaum zu hoffen, dass seine auf diese höchst interessante Reise bezüglichen Tagebücher und Papiere zu retten sind.“⁶²

Mit diesem – eigentümlich beiläufigen, beinahe versteckten – Hinweis, der Barth in ein Zwischenreich aus Leben und Tod, aus gesichertem Wissen und Gerüchten verbannt, hat Petermann gegen Ende seines ersten Artikels für die *Mitteilungen* einen veritablen *cliffhanger* konstruiert.

Damit knüpft er an die Geschichte eines anderen berühmten Forschungsreisenden an, dessen Schicksal ebenfalls mit Petermanns Karriere eng verbunden ist: Der Polarforscher John Franklin war 1845 mit zwei hervorragend ausgerüsteten Schiffen der Royal Navy aufgebrochen, um die Nordwestpassage zu suchen, und verschwand dann im Polarmeer. Es dauerte Jahre, bis erste Spuren auftauchten, und erst ein Jahrzehnt nach ihrem Aufbruch konnte das tragische Schicksal von Franklins Expedition als halbwegs aufgeklärt gelten. Während dieser Zeit jedoch – und darüber hinaus – beschäftigte Franklin die englische und auch die internationale Öffentlichkeit auf eine bis dahin kaum gekannte Weise: Er wurde nicht nur zum wahrscheinlich berühmtesten Verschollenen der Geschichte der Entdeckungsreisen, sondern auch zu einem Katalysator der sich entwickelnden Massenmedien.⁶³ Petermann hatte sich an der Suche nach Franklin beteiligt mit seinem kartographischen Entwurf eines eisfreien Polarmeers, auf dem man den Verschollenen zu suchen hätte – und möglicherweise noch bei bester Gesundheit anzutreffen vermöchte.⁶⁴

Verschollen ist, dem Grimmschen Wörterbuch zufolge, ein Mensch, „der der Kunde der menschen entzogen ist, indem man seit langem nichts von ihm gehört hat und daher sein fortleben und sein aufenthaltsort unbekannt sind“, und noch das gegenwärtige Verschollenheitsgesetz versetzt den Verschollenen in eine Grauzone zwischen Leben und Tod:

§ 1 (1) Verschollen ist, wessen Aufenthalt während längerer Zeit unbekannt ist, ohne daß Nachrichten darüber vorliegen, ob er in dieser Zeit noch gelebt hat oder gestorben ist, sofern nach den Umständen hierdurch ernstliche Zweifel an

62 *Mitteilungen* 1855, S. 13.

63 Ein besonders eindringliches Beispiel dafür bieten Wilkie Collins und Charles Dickens mit dem gemeinsam verfassten Drama über die Franklin-Expedition, *The Frozen Deep* (1857), das später von Collins unter dem gleichen Titel zu einer Novelle umgearbeitet wurde.

64 Vgl. Philipp Felsch, *Wie August Petermann den Nordpol erfand*, München 2010.

seinem Fortleben begründet werden. (2) Verschollen ist nicht, wessen Tod nach den Umständen nicht zweifelhaft ist.⁶⁵

Ernstliche Zweifel am Fortleben, aber keine Zweifellosigkeit des Todes: Das ist der schmale Bereich, den das Gesetz dem Verschollenen lässt; die folgenden Paragraphen versuchen, diesen Bereich zeitlich einzuhegen, indem sie für verschiedene Szenarien wie Kriege, Schiffsuntergänge oder Flugzeugabstürze Fristen definieren, nach denen die Wahrscheinlichkeit groß genug ist, um eine Person für tot zu erklären.

Für den Herausgeber der Berliner *Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde*, Thaddäus Gumprecht, hat Barth zum Beginn des Jahres 1855 diese Grenze überschritten. Im Dezember 1854 waren zwei bereits im Juli abgesandte Briefe bekannt geworden, in denen Eduard Vogel seinem Vater sowie dem britischen General-Consul in Tripolis berichtet, in Bornu seien Nachrichten eingetroffen, denen zufolge Barth auf der Rückreise von Timbuktu unter unbekanntem Umständen gestorben sei. Vogel kündigt an, sich um zuverlässigere Informationen zu bemühen, Gumprecht aber genügt das Vorhandene, um einen ausführlichen Nachruf auf Barth zu publizieren.⁶⁶ Darin entwirft er gleich eine ganze Reihe von möglichen Todesarten: Der Reisende habe sich übermäßigen Strapazen ausgesetzt, er sei dem Fieber erlegen, er sei von seinen eigenen Dienern aus Habgier ermordet worden, er habe schließlich seinen Reiseweg „sehr unpolitisch“ gewählt und sich „heidnischen Negern“ ausgeliefert, denen „die Weißen ihrer Waffen und geistigen Ueberlegenheit wegen gewöhnlich als Zauberer gelten“, obwohl er deren feindseliges „Mißtrauen [...] gegen jede ihnen ungewöhnliche Erscheinung“ nur zu gut hätte kennen müssen: „Dürfte man sich also wundern, daß sie Barth, sobald er in ihre Hände kam, aus dem Wege räumten?“⁶⁷ Nichts davon ist durch die unsicheren Nachrichten gedeckt, aber Gumprecht tut das, was noch das Bundesverschollenheitsgesetz vorsieht: Er versucht, den Spielraum für ein mögliches Fortleben einzugrenzen. Dazu bezieht er sich einerseits auf das, was Barth in früheren Briefen etwa über seinen Gesundheitszustand selbst mitgeteilt hat. Vor allem aber setzt er an die Stelle der vagen Kenntnisse des Einzelfalls ein topisches Wissen über

65 Verschollenheitsgesetz in der im Bundesgesetzblatt Teil III, Gliederungsnummer 401-6, veröffentlichten bereinigten Fassung, das zuletzt durch Artikel 182 der Verordnung vom 31. August 2015 (BGBl. I S. 1474) geändert worden ist. [<https://www.gesetze-im-internet.de/verschg/BJNR01860939.html>; 17.9.2018]

66 T[haddäus] E[duard] Gumprecht, Heinrich Barth's Leben und Wirken, in: *Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde*, Bd. 4, 1855, S. 51-89.

67 Gumprecht, Heinrich Barth's Leben, S. 85.

die Gefahren, denen europäische Reisende in Zentral-Afrika ausgesetzt sein sollen. Aufzulösen ist das Nicht-Wissen des Schicksals der Verschollenen in ein vermeintlich gesichertes Wissen – ein *Stereotyp* – über die Umstände und den Raum ihres Verschwindens. Das Verschollen-Sein definiert diesen Raum nachdrücklicher als der Tod: Sterben kann man auch in ‚erschlossenen‘ Ländern, dass ein Tod sich aber nicht in eine Nachricht verwandelt, die schließlich Angehörige und Behörden erreicht, ist nur möglich, wo die Netzwerke der Beobachtung lückenhafter werden. Verschwinden kann man nur dort, wo ‚unsere‘ Welt endet.

Wenn Petermann demgegenüber in der Konjunktiv-Form des zitierten Gerüchts bleibt („wenn...“), dann erspart er sich nicht nur, einen voreiligen Nachruf zurücknehmen zu müssen. Er beweist vor allem einen besseren Instinkt für die Eigendynamik eines auf Aktualität ausgerichteten Periodikums. Während Gumprechts Nachruf die Geschichte Barths abschließt, um sie dann vom Ende her zu erzählen, öffnet das Gerücht die eigentlich bereits recht weit in der Vergangenheit liegende Geschichte – Barths Einzug in Timbuktu lag bei Erscheinen des ersten Hefts der *Mittheilungen* immerhin 18 Monate zurück – auf eine unbestimmte Zukunft hin – zumindest auf die Zukunft des nächsten Heftes. Der Verschollene wird geboren aus dem Periodikum, und er existiert im Intervall zwischen den Heften ebenso wie in den unkalkulierbaren Intervallen zwischen den Briefen der Reisenden. Hier öffnet sich ein Raum der Potentialität, der nicht geschlossen werden kann von einem gesicherten Ende aus, sei es ein narrativer Schluss oder der „Endzweck aller geographischen Forschungen“. Erschlossen wird dieser Raum der Potentialität von vagen Ängsten wie Hoffnungen, und seine Nachrichtenform ist das Gerücht. Während die von Gumprecht aufgerufenen Stereotype die Widerstände dingfest machen sollen, die wilde Länder und wilde Völker den Forschern entgegensetzen, verlagert das Gerücht den Widerstand in den Prozess der Datenverarbeitung selbst, die nun nicht mehr ohne weiteres auf den „Endzweck“ der Karte festgeschrieben werden kann. Indem der kartographische Triumph nicht mit dem Abschluss der Narration zusammenfällt, geht auch die auf immerhin zwölf zweiseitigen Seiten ausgebreitete Geschichte nicht in den Zahlen und dem Punkt auf einer Karte auf, zu dem die Zahlen einmal geworden sein werden. In der Grauzone zwischen Tod und Leben wird der verschollene Forscher selbst zu einer mythischen Figur – wie es Timbuktu nicht mehr ist. Mythisch sind Figur wie Stadt insofern, als nicht klar ist, wie sie innerhalb des Daten-Raums moderner Geographie repräsentiert werden können – während sie aber auch nicht einfach aus ihm ausgeschlossen werden können.

Für die Leserinnen und Leser von Petermanns *Mittheilungen* bleibt Barth für zwei Monate in diesem Zwischenreich, während zunächst weitere

Forschungsfelder – die Hochgebirge, die Polarregionen, die Ozeane, aber auch die mitteleuropäische Länderkunde – entfaltet werden. Das April-Heft 1855 löst dann die gespannte Erwartung auf das Schicksal des Verschollenen auf: Die Gerüchte um seinen Tod haben sich nicht bestätigt, der Reisende ist bei guter Gesundheit und befindet sich bereits auf dem Rückweg. Das „böswillige [...] Gerücht über den angeblichen Tod des trefflichen Reisenden“ kann nun auf einen schurkischen Potentaten zurückgeführt werden, der so versucht habe, sich die „deponirten Effecten anzueignen“, die der vermeintlich Tote in seiner Obhut belassen hatte.⁶⁸ Auch dieser Artikel endet allerdings wiederum, wenn auch etwas weniger spektakulär, in einer nicht völlig geklärten Situation – mit einem Brief, in dem Barth von den Schwierigkeiten berichtet, die seine Rückkehr nach Europa immer wieder hinauszögern. Noch also ist nicht klar, ob, wann und wie er das Innere Afrikas wird verlassen können. Die endgültige Rückkehr aus dem Reich der Toten verzögert sich.

Aber nicht nur das zukünftige, auch das vergangene Schicksal Barths ist über weite Strecken noch ungeklärt. Das folgende Heft springt um fast zwei Jahre zurück, um eine Lücke zu füllen, die den narrativen Zusammenhang der Hinreise nach Timbuktu unterbrochen hatte, da der Brief mit dem entsprechenden Bericht lange Zeit aufgehalten worden war.⁶⁹ Die auffälligste Lücke bildet jedoch der Aufenthalt in Timbuktu selbst. Sei es durch tatsächliche Unterbrechungen im Briefverkehr, sei es aufgrund schriftstellerischer Planung: Diesen dramaturgischen Höhepunkt in aller Ausführlichkeit zu schildern, ist Barths eigenem umfangreichen Reisebericht vorbehalten, der 1857-58 in fünf Bänden ebenfalls bei Perthes erscheint [Kapitel 6]. Aber nicht nur in dieser Exklusivität unterscheiden sich die Darstellungen. Die Schilderungen in den *Mittheilungen* sind geprägt von chronologischen Sprüngen, Vor- und Rückgriffen, unterschiedlichen Textsorten und Materialien, Unterbrechungen und Lücken, und sie bilden darin weniger den Reiseverlauf ab als den unsicheren Briefverkehr und den stockenden Informationsfluß. Barth selbst dagegen verfasst, aus der Sicherheit des Heimgekehrten heraus, eine narrativ und

68 Mittheilungen 1855, S. 85. Dieser Hinweis entbehrt nicht eines gewissen Zynismus, denn auch die europäischen Rechte-Verwahrer folgen einem Begehren nach „Effekten“ des Reisenden, um sich die Verwertungsrechte der von ihm gelieferten Berichte anzueignen. Der Verschollenen-Status hält die Verfügbarkeit der Dokumente offen, die beim Tod des Autors mit dessen Erben neu verhandelt werden müßten. Besonders deutlich zeigt sich dies im Fall Beurmanns, dessen „Instruction“ durch mehrere Instanzen korrigiert und umgeschrieben wird, wobei sich die Möglichkeit des Verschollen-Gehens gewissermaßen einschreibt (SPA ARCH PGM 189, Folio 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 12).

69 August Petermann, Die Reise nach Central-Afrika. II. Dr. H. Barth's Rückreise von Timbuktu nach Kano, vom 8. Juli bis 17. Oktober 1854, in: Mittheilungen 1855, S. 85-89.

stilistisch einheitliche, chronologische Reiseerzählung; er hat seine Materialien gegliedert, in die richtige Reihenfolge gebracht und in einheitlichem Stil erzählt, und das, was nicht passt, hat er in Anhänge ausgegliedert. Dieser Verschiebung entspricht eine weitere, die den Einzug in Timbuktu betrifft. Bei Petermann erscheint er als Schlüsselszene europäischer Entdeckerlegenden: Barth zieht „feierlichst und mit einem grossartigen Gefolge der Einwohner in diese altberühmte Stadt ein“. So scheint es auch eine Illustration aus Barths Reisebericht zu zeigen. Das ‚grossartige Gefolge‘ kann indes gar nicht dem europäischen Entdecker-Heroen gelten, denn der reist verkleidet als türkischer Gesandter. Und die Karawane, die ihm folgt, besteht keineswegs aus *seinen* Begleitern, sondern, so wird es bei Barth nachzulesen sein, er hat sich umgekehrt einer Handelskarawane angeschlossen, die ihm Schutz gewährt. Und auf die Großzügigkeit und den Schutz seiner Gastgeber ist er auch während des ganzen Aufenthalts angewiesen, der von Unsicherheit, Bedrohung, der Notwendigkeit zur Lüge überschattet bleibt. Als triumphalen Einzug beschreibt Barth dagegen seine Rückkehr nach Tripolis, in den Bereich europäischer Souveränität, die das britische Generalkonsulat repräsentiert. Erst jetzt ist der *Heimkehrer* in der Position, aus der er berichten kann.

Gegenüber der souverän aus der Retrospektive komponierten Narration Barths präsentieren die *Mittheilungen* eine Geschichte, die noch nicht abgeschlossen, die mit dem *Gerücht* sogar wiederum in die Zukunft hin geöffnet ist. Dies ist nicht allein einer Spannungsdramaturgie geschuldet, sondern die Öffnung entwirft auch Forschung als einen prinzipiell un abgeschlossenen Prozess, den zu repräsentieren sowohl die geschlossene Erzählung als auch die Karte weit weniger geeignet sind als das Periodikum.

Kapitel 3
Allbewandert, Unbewandert

Bevor er die *Mittheilungen* mit Heinrich Barths Entschluss, nach Timbuktu zu reisen, auf so spektakuläre Weise eröffnet, hat August Petermann in einem knapp zwei Seiten langen Vorwort die anthropologischen wie die epistemologischen Bedingungen beschrieben, unter denen europäische Forschungsreisende im 19. Jahrhundert in die fremde Welt aufgebrochen sind. In ihnen realisiert sich idealtypisch die wissenschaftliche Neugierde als menschliche Grundeigenschaft, als „tiefer Drang“ und „unaufhaltsames Streben nach Erkenntnis“. „Blick“ und „Intellekt“ durchdringen die „unerschöpflichen Geheimnisse der Natur, – aber das unvollkommene menschliche Wissen bleibt offenbar in der geringen Kenntniss seiner eigenen nächsten Welt, der Scholle, auf der er geboren, des Planeten, den er bewohnt.“ Im kühnen Sprung von der „Scholle“ zum „Planeten“ formuliert sich der Totalitätsanspruch einer neuen Wissenschaft, der Erdkunde, die verspricht, die ererbte Unvollkommenheit zu überwinden.

In diesem kühnen Sprung formiert sich aber auch die Rastlosigkeit, die Petermanns zentraler Operation, der Reduktion, vorausgeht, und die einen Reisenden wie Barth weitertreiben wird, kaum dass er einen so lang ersehnten Ort wie Timbuktu erreicht hat. Hier noch einmal die Passage, in der Petermann das Schicksal so vieler verschollener Forscher vorwegzunehmen scheint:

Rastlos nach dem unerforschten Innern längstgekannter Continente wandert der Mensch, trotz Seuche und Gefahr; furchtlos ob der starren Natur durchbricht er die Geheimnisse der ewig eis-umgürteten Angel-enden des Erdballs; die höchsten Gipfel der himmelanstrebenden Gebirge muss er ermessen und mit seinem meilenlangen Senkblei den Grund des Meeres, wo es am tiefsten, erfassen. Die Phänomene der Luft, der Fluth, des Innern seiner Erde muss er ergünden und auf ihre einfachen Naturgesetze reduciren; des gelben welt-regierenden Metalles verborgene Schlupfwinkel prophetisch verkünden, und die natur-gerechten Stätten der ihm unentbehrlichen Pflanzen und Thiere in Gürtel-Linien um die Erde legen.⁷⁰

70 Mittheilungen 1855, S. 1. Petermanns Vorwort ist häufig zur Explikation seines Programms zitiert worden, beispielsweise von Imre Josef Demhardt, Vom geographischen Magazin zur populären Fachzeitschrift – die einflussreichsten Jahre von PGM bis zum Ersten

Petermanns Programm liest sich als Gründungsmanifest einer neuen Wissenschaft, die zwar mit ihrer Terminologie wie auch mit ihrer eigentümlich pathetischen Diktion an ältere Formationen des Wissens anzuknüpfen scheint, die sich aber ihrem Anspruch nach drastisch von diesen lossagt. *Luft*, *Fluth* und *Erde* sind, als Forschungsfeld von Meteorologie, Hydrographie und Geologie, nicht länger die Sphäre Gottes, des Mythos oder des Wunderbaren. Und sollten sie immer noch, wie es Hamlet beklagt, mehr Dinge enthalten „than are dreamt of in our philosophy“, dann fordern diese doch nur die Fähigkeit ihres Entdeckers heraus, sie „auf ihre einfachen Naturgesetze zu reduciren“ – so, wie es Petermann dann zwölf Seiten später, am Ende seines ersten Artikels, mit der Berechnung der Koordinaten Timbuktus tun wird.

Nicht nur der pathetische Stil deutet jedoch an, dass die Herrschaft der „einfachen Naturgesetze“ in den *Mittheilungen* nicht unumstritten sein wird. Es sind eben nicht Meteorologie, Hydrographie und Geologie, von denen hier die Rede ist, sondern, an sehr viel elementarere Klassifikationen gemahnend, „Luft“, „Fluth“ und „Erde“. Die Sprache von Petermanns Vorwort ist kaum die Sprache nüchterner Wissenschaft. Eher erinnert sie an das Pathos, das einen ganz anderen Versuch vorantreibt, die Antwort auf die Frage, was ist *der Mensch*, ebenfalls in seiner Rastlosigkeit zu suchen:

Ungeheuer ist viel. Doch nichts
 Ungeheurer, als der Mensch.
 Denn der, über die Nacht
 Des Meers, wenn gegen den Winter wehet
 Der Südwind, fährt er aus
 In geflügelten saußenden Häusern.
 Und der Himmlischen erhabene Erde
 Die unverderbliche, unermüdete
 Reibet er auf; mit dem strebenden Pfluge⁷¹

Friedrich Hölderlin übersetzt so, ein halbes Jahrhundert bevor Petermann den Menschen als Forscher in die Endlosigkeit aufbrechen lässt, Sophokles' *Antigonä*. Wenn er dabei die Sprache bis an die Grenze der Verständlichkeit treibt, dann kommt darin einerseits das Unverständnis gegenüber dem Pathos der griechischen Tragödie zum Ausdruck, das ein modernes Publikum nurmehr mühsam nachvollziehen kann. Andererseits ist es aber auch schon der „Chor der thebanischen Alten“, der nur mit Unverständnis auf *den Menschen*,

Weltkrieg, in: PGM 148.6 (2004), S. 10-19, hier S. 11, allerdings kaum eingehender *als Text* sowie in seinen Konsequenzen für die folgenden Beiträge betrachtet worden.

71 Friedrich Hölderlin, *Antigonä* [1804], in: Friedrich Hölderlin, *Sämtliche Werke*, Frankfurter Ausgabe, hg. v. D. E. Sattler, Bd. 16, Basel/Frankfurt a. M. 1988, S. 299.

im Singular und mit bestimmtem Artikel, blicken kann, der alles an Ungeheuerlichkeit überbietet, indem er sich die Natur unertan macht und doch ein Getriebener bleibt: „Allbewandert, Unbewandert“.⁷²

Für Petermann, der sich das Pathos Hölderlins gleichsam ausborgt, um seinen Menschen, den Forscher, wiederum im Singular und mit bestimmtem Artikel, auf den Weg ins Ungewisse zu schicken, scheint nichts Unverständliches mehr in dem Trieb dieses Menschen, die Erde zu erforschen, zu markieren und auszubeuten. Dennoch kann er ihn offenbar nicht erklären, sondern nur pathetisch formulieren – oder eher: beschwören. Auch wenn das Feld, auf dem *der Mensch* sich bewegt, nunmehr verwissenschaftlicht erscheint, bleibt dieser selbst ein Getriebener, „Allbewandert, Unbewandert“. „Rastlos“ und durch einen formelhaft wiederholten Imperativ getrieben, muss der Mensch, den Petermann als Forscher redefinieren möchte, „ermessen, erfassen, ergründen“ und schließlich „reduciren“, um dann erst „prophetisch verkünden“ zu können. Der Wille zum Wissen macht ihn zu einem Getriebenen und zugleich zu einem Aggressor, der, beständig jene Übertretung wiederholend, mit der Dantes Odysseus die moderne Episteme begründet,⁷³ in Regionen vordringt, die ihm bis dahin – aus welchen Gründen auch immer – verschlossen waren, um der Erde ihre Geheimnisse und ihre Schätze zu entreißen. Gleichsam von selbst versteht es sich, dass dieser Mensch ein Mann und ein Europäer ist. In den Erzählungen, in denen die *Mittheilungen* von der Entschleierung der Erde, von der schrittweisen Reduktion ihrer Geheimnisse und Wunder auf einfache Naturgesetze, berichten und in denen sie diese Erde zugleich als Natur neu konzeptualisieren, wird die Rastlosigkeit immer wieder auf Abwege führen, in Sackgassen, ins Nichts – etwa in den Staub Timbuktus. Hier zeigt sich, dass die Reduktion auf einfache Gesetze keineswegs das letzte Wort der neuen Wissenschaft sein wird, sondern dass jene vielmehr über ihre einfachen Gesetze in ungeahnte Komplexitäten hinausgetrieben wird, bis gegen Ende von Petermanns Jahrhundert die Physik, die ab dann die klassische heißen wird, kollabiert, um als Quantenmechanik oder Relativitätstheorie wieder neu zu entstehen – ein Prozess, von dem gerade auch die Geowissenschaften betroffen sind. Petermanns Gegenwart bleibt damit eingespannt zwischen einer Vergangenheit und einer Zukunft, die sich der *Reduktion* widersetzen. Und eben hier finden sowohl das Abenteuer, das einem auf Reisen in die fremde Welt konstituierten Wissen nur schwer auszutreiben ist, als auch die heterogenen Wissensbestände, die frühneuzeitliche Wissenschaft und Literatur

72 Ebd., S. 301.

73 Vgl. oben, S. 10.

angehäuft haben, und nicht zuletzt die damit verbundenen Formen der Darstellung ihr Refugium.

Nicht nur die Forscher sind einer für sie selbst kaum zu beherrschenden Dynamik ausgesetzt, sondern auch die Zeitschrift, die Petermann konsequent auf Aktualität verpflichtet. Wenn er sich die Aufgabe stellt, „auf sorgfältig bearbeiteten und sauber ausgeführten Karten das Endresultat neuer geographischer Forschungen zusammenfassen und graphisch veranschaulichen“ zu wollen und dabei zugleich „besonders wichtige neue Entdeckungen immer sofort, oder möglichst schnell unseren Lesern vorzulegen“,⁷⁴ dann beschreibt das ein Nebeneinander und Aufeinanderbezogensein von Karten und Texten, das wesentlich zum Erfolgsrezept der *Mittheilungen* gehört. Es bedeutet aber auch, dass Petermanns ‚Endresultate‘ immer nur vorläufig sein können; eine Vorläufigkeit, die nicht nur die Dynamik moderner Wissenschaft im Sinne eines offenen Forschungsprozesses widerspiegelt, sondern auch der Eigendynamik einer monatlich erscheinenden, an ein möglichst breites und heterogenes Publikum adressierten Zeitschrift geschuldet ist. Die Karten, so verspricht Petermann, sollen „mit besonderer Rücksicht darauf entworfen werden, dass sie allen Besitzern von Stieler’s Hand-Atlas, Berghaus’ Physikalischem Atlas, und anderen aus der Anstalt hervorgegangenen Kartenwerken ein fortlaufendes leicht zugängliches Supplement in handlicher Form gewähren“. Karten erscheinen weiterhin als „Endzweck“, aber das verleiht ihnen keineswegs Dauer. Sie sind in einen Prozess ständiger Revision einbezogen. Damit allerdings stellt sich das Verhältnis der Kartenbeilagen der *Mittheilungen* zu den Atlanten nicht ganz so harmonisch dar wie von Petermann behauptet. Atlanten sind nicht nur Sammlungen von Karten, sie sind auch meist teure und repräsentative Bücher, die auf eine längere Haltbarkeit angelegt sind. Der Offenheit des Forschungsprozesses kommt eher das in die Zukunft gerichtete Periodikum entgegen als der auf Abgeschlossenheit und Dauer angelegte Atlas oder die ‚vom Ende her‘ erzählte Narration, für die Barths monumentaler Reisebericht idealtypisch eintreten kann. Oder, andersherum: Was den Prozess ermöglicht und vorantreibt, ist besonders die Eigendynamik eines Mediums, das sich weniger in die Vergangenheit als auf die Zukunft hin entwirft.

Vor allem aber ist dieses Medium von einer Gegenwart geprägt, in der eine (populär-)kulturelle Forderung nach Sensation und Abenteuer den Willen zum Wissen, das Begehren nach der zukünftigen, perfekten Karte, überlagert. Was die Leserinnen und Leser der monatlich erscheinenden Hefte gleichsam in Echtzeit verfolgen können, ist nicht nur der Prozess, in dem die

74 *Mittheilungen* 1855, S. 2.

weißen Flecken der Landkarten – vermeintlich für immer – mit Wissen angefüllt werden, sondern sie nehmen auch am dramatischen Schicksal und nicht selten am zeitweiligen oder endgültigen Verschwinden der Forscher Anteil, an ihrem ‚Aus-der-Welt-Fallen‘, das dann in aufwendigen Suchaktionen präsent gehalten werden konnte. In solchen periodischen Unterbrechungen konstruiert und konturiert die moderne Geographie ihr eigenes Gegenstück: eine Welt der *blank spaces*, die den Prozess der Forschung anziehen, aber auch (buchstäblich) ins Leere laufen lassen. Jene Abstraktion, der sich die Karte verdankt, nämlich die Übersetzung von Erfahrung in Daten („*reduciren*“), ermöglicht und provoziert also zugleich neue Imaginationen, die, anders als die alten Mythen, welche ihr Refugium jenseits der Wissenschaft zugewiesen bekommen haben, untrennbar mit der Forschung selbst verbunden sind. Die Abstraktion, die in der Wissenschaft wie in der Ästhetik zu einem Motor moderner Visualisierungsstrategien werden wird, erweist sich dabei selbst als Imagination. So weisen die Karten einerseits zurück in die Welt phantastischer Geschichten, andererseits voraus in zunehmend abstrakt modellierte Weltbilder. In der Figur des Verschollenen, einer Figur der Monatszeitschrift, erzeugt die Entzauberung der Welt ihren eigenen Zauber. Diese Figur entfaltet sich weniger in den Karten als in den Artikeln und *Geographischen Notizen*, die Monat für Monat sechzig bis achtzig Seiten füllen. Hier wird der *Endzweck* suspendiert.

Nochmals auf andere Weise ist davon auch die Geographie betroffen, die lernen muss, dass die physikalische, kartographische Entschleierung der Welt mit kulturellen Mystifikationen verbunden ist. Mit der Verortung Timbuktus – und sei es mit Hilfe des GPS – ist sein Mythos keineswegs verschwunden. Davon, und davon, wie ein Mythos aus Sprache entsteht, handelt der 2004 erschienene Roman *Der einzige Ort* des österreichischen Schriftstellers Thomas Stangl, der noch einmal in Barths „Stadt ohne Herrn und mit vielen Herrn“ zurückkehrt, die hier als Stadt der vielen, sich überlagernden, einander widersprechenden Geschichten erscheint. Diese Geschichten widersetzen sich der einen Geschichte, der Meistererzählung, ebenso wie einer wissenschaftlichen Reduktion, in der „die Namen [...] sich von geheimnisvollen Chiffren in bloße Bezeichnungen zu verwandeln“ drohen – ein Reduktionsspiel, in dem „das Fremde und der eigene Traum von der Fremdheit [...] auf dem Spiel“ stehen. Der einzige Ort, das ist noch einmal Timbuktu. Bei Stangl entspringt der Mythos des Ortes aus der Verschlungenheit einer Überlieferung, oder besser, einer Vielzahl von Überlieferungen, von den nordafrikanischen Griots über griechische und römische Geschichtsschreiber und Geschichtenerfinder bis zu Berichten der ersten Reisenden, die ihn im 19. Jahrhundert erreichen, aber

auch bis hin zu gegenwärtigen Bildern. Der Mythos des Ortes entspringt aus den Abgründen der Zeiten und der Sprachen, dem „Feld von Möglichkeiten zwischen dem Realen und dem Imaginären“.

Zunächst ist da das Bild einer Stadt ohne Menschen (so scheint es aus dieser Entfernung, nach diesem Zeitmaß), niemand stellt sich den Blicken entgegen; da sind nur Häuser aus Lehm und Straßen, durch die sich der Sand schiebt, in Schichten von unterschiedlicher Dichte und Festigkeit; flüchtige weiche Muster, Schleifen und Spiralen formen sich, Riffe und Wellenkämme steigen für einen Augenblick aus der Tiefe auf, um dann zu brechen und wieder zu versinken, die Grenze zwischen Boden und Luft verschwindet; in gelben Wolken treiben die Sandkörner, endlose Insektenschwärme, durch die Gassen, Dünen schieben sich an die Mauern und Tore heran, klettern sie hoch. Eine Stadt mit verschiedenen Namen, ineinandergeschichtete Bilder: In Salah, die Stadt mit dem Namen *Salziges Auge*, die langsam, vom Wind getrieben, weiterwandert, denn während am einen Ende der Stadt die Häuser unter der Wüste versinken, entstehen sie am anderen immer neu; Ghadames, wie ein einziger verwinkelter Bau, vor Jahrtausenden in einen Felsen eingeschnitzt, die Stadt der Schatten; dann Tombuctoo, umkreist von Ruinen, mit gleichförmigen Häusern, die sich unter den wiederkehrenden Stürmen ducken, mit Straßen, die von Jahr zu Jahr ansteigen, als wollte die Wüste sich an die Stelle der Menschen setzen, in die Innenräume vordringen, sie ausfüllen, ersticken und bewahren.⁷⁵

Sätze, die sich in einer Art Sog aus sich selbst herauszuwinden, Perioden, Worte, die sich aneinanderzuketten scheinen, die kaum ein Satzzeichen – Punkt, Komma, Strich – zu dulden scheinen und sich so dem Atemholen ähnlich entgegenstellen wie der heiße, staubige Wind der Wüste: Es ist der eigentümliche Duktus seiner Sprache, in der Stangl an den Ort zurückfindet, an dem Heinrich Barth im Dezember 1853 aus seiner Welt zu fallen droht – weit, unendlich weit entfernt in Raum und Zeit von jenen Londoner, Hamburger, Berliner und Gothaer Schreibstuben, in denen seine Reise dann ihre ordentliche literarische Gestalt finden wird. „Der einzige Ort“ ist auch der Ort jenes Briefs, den Barth im Dezember 1853 in Timbuktu verfasst hat. Hier ist, sehr viel stärker als in seinem gedrucktem Reisebericht, der Sog zu spüren, in dem die Sätze sich aus sich selbst herauszuwinden scheinen – und, wie der staubige Wind der Sahara, dem Atem kaum Zeit und Raum lassen.

75 Thomas Stangl, *Der einzige Ort*, Graz 2004, S. 11, S. 5.

Kapitel 4
Verlorene Söhne

sie in Natal sein, wo der Bischof beabsichtigte, ihn gleich zu den Kaffern zu schicken, um ganz unter ihnen zu leben, was auch seinen eigenen Wünschen entsprechend sei. (Aus einem Schreiben Dr. Barth's.)

Regenmenge in Sierra Leone. — Die englische Colonie von Sierra Leone besitzt, wie überhaupt die ganze Westküste des Tropischen Afrika's, eigentlich nur zwei Jahreszeiten, die nasse oder die Regenzeit, und die trockene; jene bildet den Winter, diese den Sommer. Die Regenzeit dauert vom Mai bis Oktober, und die mittlere jährliche Regenmenge (in Sierra Leone) kann zu mindestens 150—200 Zoll (engl.) angenommen werden, d. i. beinahe zehn Mal so viel als im nördlichen Deutschland. Die Regenmenge variiert ungemein in den verschiedenen Jahren. So betrug dieselbe in Sierra Leone im J. 1818 im Juni (8.—30.) 54,35 Zoll (engl.)

Also in noch nicht drei Monaten 318! Zoll!). Die neuesten hystographischen Beobachtungen in Sierra Leone geben folgendes Resultat, in engl. Zoll:

| | Sierra Leone | Forsch-Bath |
|-----------|--------------|-------------|
| | 1852 | 1853 |
| Januar | 0 | 0 |
| Februar | 0 | 0 |
| März | 0 | 0,22 |
| April | 4,58 | 0,2 |
| Mai | 4,5 | 12,40 |
| Juni | 37,55 | 14,41 |
| Juli | 40,6 | 51,25 |
| August | 36,6 | 51,25 |
| September | 25,95 | 16,54 |
| Oktober | 10,55 | 12,24 |
| November | 8,5 | 3 |
| December | 1,1 | 0,4 |
| 162,11 | | |

(Sierra Leone Abstract for 1854)

Der verlorne Sohn im Fellantschi (Sprache der Fellan, Fulahs oder Fellatas) von Dr. Barth. — Wir geben die folgende interessante Probe einer für Central-Afrika so wichtigen Sprache genau in der Englischen Schreibart, wie sie von Dr. Barth in einem Schreiben, datirt Karchna, 6. März 1853, mitgetheilt werden ist.

(Lucas Kap. 15.)

11. ewódi meba, báa mákófidó.
12. tókóshé mábhe íbe aijo hebaha mákó. abókam géduam.
13. góddó bídúe séddá tókóshé mábhe emoháí jandí mákó fú eyge he garírí díbbádkí osankittí jandí mákó.
14. osórori dúanfú, wélo dúngó warri náti garírí dúmfodu tábáda dúmawódi.
15. ómmákké hókko súffiri májjim he néddó onduh he garírí díddó onfíno der gese mákó yimodúra gusájó.
16. emónámé wélo omónyáno narírí kanko nyamo narírí gusájó nyamo narírí.
17. ofite hóre mákó eyehé hóre mákó. jábe noy ewódi báa áa béfi bíngóde kubnyána, mín hóre medonána wélo.
18. medonákké meohayto báa áa, meyéwéno bába áa. yéso Alla wódi kálléduu yésona.
19. áduane gidáa yiwigo dumba, horam hómni máshido má.
20. ómmákké warri to báa mákó, dá gabańka báa mákó ígo, ómádyéle, odíggi, onngi dándé mákó, otehíno.

*) S. Petermann & Miller, Atlas of Physical Geography, S. 123.

*) Forsch-Bath liegt nur 2 engl. Meilen östlich von Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone.

*) Nicht beobachtet.

*) Bis zum 10. Nov.

21. bíkó owí he báa mákó báa áa, yéso Alla wódi kálléduu, yéso má áduane gidáa yiwigo dumba.
22. báa mákó owidam jábe mákó wóddé togóre wóndé bómáno, wóddámo hófánde hóndu mákó, páddé kóéde mákó.
23. wóddá n'wéhal kúldim kírson n'yámng meyéwéwé.
24. bíkó omay emódi, únkida onají áduomáino; béfú binwéwélay.
25. máinko émo géssa, ówírí dakan gessa, háddé úro óziane píti e bengáma.
26. onóddí der máthúdu mábhe, yámmo kóonndim.
27. káńko wímo máfa wóre to báa móa, báa má ohírse íngáre bellúde, oheh boyjam.
28. máńńkó otkí, asílíké mángu sída, báa mákó wúrtó hékko óndóhino.
29. kankoma owí he báa mákó, rár, dúti noy meéngódi do kugel má medállay kóme kugelina fawídídum, hókkay kanko indámú méhay gobéam mányama.
30. dúm bído má jandí má fú mesendayday, héko ngogwádi amphírse íngírí bellúde.
31. báa mákó owíno, meéjgódi méhema, jédi am fúmbe áa.
32. meéngóddí mándara ga mántámma omay emódi, unki dá onojí dálo míno. —

Drus-Ballet's Expedition nach Wasday. — Als Pigafteta den Bericht der ersten Reise um die Welt schrieb, sprach er seine feste Überzeugung aus, dass wegen der damit verbundenen grossen Gefahren und vielfachen Mühseligkeiten eine solche Reise nie zum zweiten Male würde unternommen werden. Ähnlich ist es mit der Erforschung Inner-Afrika's gegangen, indem man durch viele misslungene Versuche von fernern Unterechnungen lange Zeit hindurch so zurückgeschreckt wurde, dass man die Entdeckung, Colonisirung und Civilisirung dieses Continents beinahe aufgegeben hatte. Da trat ein paar Männer auf, die ihr Leben daran setzten, einen neuen Versuch zu machen, in das grosse unbekante Innere Afrika's vorzudringen, und unter diesen ragt über alle andern Dr. Barth durch seine bewundernswürdigen Willenskraft, Energie, Ausdauer, Umsicht und Talente hervor. Das Beispiel seiner wahrhaft heroischen Entdeckungsexpedition hat die Welt mit Bewunderung erfüllt und ein neues grosses Interesse für diesen Erdtheil mit allen seinen interessanten Fragen und Verhältnissen angeregt. Von allen Seiten strömt man thätenthiig herbei, um mit vereinten Kräften den Schleier zu lüften, der auf das Innere dieses Continents seit vielen Jahrhunderten ein undurchdringliches Dunkel warf. Durch Barth's Entdeckungen veranlasst, hat man es bereits dahin gebracht, dass man per Dampf sicher und leicht und ohne Gefahr in Zeit von ein paar Wochen tief in das Herz Afrika's gelangen kann.

Auch den alten Vater Nil, des Wiege der Menschheit, will man bis in sein Innerstes erkunden, und so die stereotypen Redensart zu Schanden machen, die die Alten anzunehmen pflegten, wenn sie etwas ganz besonders Schwieriges bezeichnen wollten: „Caput Nilis periclitare!“ In Bezug auf die Quellen des Nils ist es bemerkenswerth, wie dessen Zuflüsse auf der rechten Seite, einer nach dem andern, von unten hinauf, die Ehre hatten, als Haupt- und Quellstrom angesehen zu werden; so kam es, dass Erst der Atbara oder heutige Takkatie, dann der Bahr el Asrak als solche galten, während man heut zu Tage den Bahr el Abiad allgemein dafür hält. Nun erhält aber dieser letztgenannte Fluss unter 9° 10' nördl. Breite einen Zufluss auf der linken Seite, welcher auch

Abb. 10 „Der verlorne Sohn im Fellantschi“, eine fellanische Sprachprobe, 1855

Jedes Heft der *Mittheilungen* präsentiert vier bis fünf größere Artikel, von Petermann selbst oder von Fachleuten, die manchmal überblicksartig ein Forschungsgebiet skizzieren, meist aber von speziellen Aspekten und aktuellen Entwicklungen berichten. Darauf folgt, in etwas kleinerer Drucktype, die Rubrik *Geographische Notizen*. Meist ohne Verfasser-Angabe werden hier, oft in nicht weiter kommentierten Übernahmen aus anderen Zeitschriften oder gerade erschienenen Büchern, neu erhobene Daten präsentiert, es wird von der Planung, dem Voranschreiten oder dem Abschluss größerer Forschungsunternehmen aller Art berichtet und nicht zuletzt werden der gegenwärtige Aufenthaltsort und die künftigen Pläne zahlreicher Forschungsreisender gemeldet. Die Zusammenstellung ist, wie auch bei den größeren Artikeln, in aller Regel sprunghaft, was den ausschnittartigen, fragmentarischen Charakter der einzelnen Notiz noch erhöht. In ihrer Gesamtheit zeugen die *Notizen* vor allem von der Heterogenität jenes Feldes, das „das Reich der heutigen Geographischen Wissenschaft“ bildet, die, wie Petermanns *Vorwort* formuliert, „wunderbar grosse Welt menschlichen Wissens“, deren Heterogenität sich weder der Ordnung einer Narration noch der einer Karte fügt.

Auf eine der rätselhaftesten Notizen konnten die Leserinnen und Leser der *Mittheilungen* stoßen, während Heinrich Barth sich auf dem Rückweg nach Europa befand:

n. ewódi nieddo, bíbe makkodído. / 12. tókotshe mábbe ibe aljo hebaba mákko. abókkam gédoam. [...]

Es folgen noch zwanzig weitere Verse, ohne Übersetzung, nur mit einer Überschrift, *Der verlorne Sohn im Fellantschi* (*Lucas Kap. 15.*), und einer kurzen Erläuterung versehen, derzufolge es sich um die „interessante Probe einer für Central-Afrika so wichtigen Sprache“ handele, „wie sie von Dr. Barth in einem Schreiben, datirt Kaschna, 6. März 1853, mitgetheilt worden ist“.⁷⁶

76 *Mittheilungen* 1855, S. 146f.

Barth war, seinem eigenen Reisebericht zufolge, im Frühjahr 1853 für etwa sechs Wochen in der Fulbe-Stadt Kaschna oder, wie er alternativ schreibt, Kátsena aufgehalten worden.⁷⁷ In der Stadt kursierten widersprüchliche Nachrichten über die Bewegungen eines den Fulbe feindlichen Heeres, und so schien es den Reisenden, unter deren Schutz Barth nach Timbuktu zu kommen hoffte, vorerst zu riskant, den Weg fortzusetzen. Von Geldsorgen geplagt, und verunsichert von dem etwas undurchsichtigen Verhalten des Statthalters, der „mich bei meinem ersten Eintritt in dieses Land so sehr gequält hatte“, ⁷⁸ findet Barth hier immerhin die Gelegenheit zu ethnologischen, linguistischen und historischen Studien.

Während dieses langen Aufenthaltes die Zeit nützlich zuzubringen, war mir ein jüngerer Bruder des Ghaladima [des Leiters der Reisegruppe, der sich Barth angeschlossen hatte, K.K./W.S.], Namens Al-háttu, von grossem Nutzen bei meinem ersten Bestreben, mit allen charakteristischen Zügen des Landes und seiner Bewohner bekannt zu werden, obgleich er keineswegs ganz der Art war, wie ich ihn gewünscht hätte; denn er hatte durch Beimischung von Sklavenblut den besseren Theil des Charakters eines freien Mannes eingebüsst und benahm sich zuweilen wie der unerträglichste Bettler.⁷⁹

Die düstere Stimmung können die Studien nicht aufhellen. Am 5. März registriert Barth mit einer Enttäuschung, die noch seinem Reisebericht abzulesen ist, dass eine große Karawane, die gerade die Stadt erreicht hat, „mir nicht eine einzige Zeile brachte, weder von meinen Freunden in Europa, noch von denen in Afrika.“⁸⁰ Einen Tag später schreibt er dann an seinen Mentor Ritter Bunsen: „Traurig ist es, unendlich traurig, dass alle die Kaffen, die in den letzten Monaten in Bornu oder in Sudan angekommen sind, nicht eine einzige Zeile aus der Heimath mir gebracht haben; der Sinn steht mir in der That nur halb so hoch und jeder lebendige Trieb zur Correspondenz fehlt.“ Barth fühlt sich nicht nur von der Heimat und seinem wissenschaftlichen Netzwerk abgeschieden, sondern durchaus auch im Stich gelassen. Er scheint nicht nur aus der Welt, sondern, unfähig über Bewegung und Stillstand selbst zu entscheiden, auch aus der Zeit zu fallen: „Nicht nach Tagen, kaum nach Monaten, ja selbst Jahren, lässt sich in diesen Ländern irgend ein Unternehmen berechnen. Darum ist auch nichts hier zu spät.“⁸¹ In dieser Stimmung übersetzt

77 Vgl. Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 4, S. 85-106; zu den abweichenden Schreibweisen vgl. *Mittheilungen 1855*, S. 8, Fn. 1.

78 Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 4, S. 96.

79 Ebd., S. 102.

80 Ebd., S. 100.

81 *Mittheilungen 1855*, S. 9, S. 8.

er das Gleichnis vom *Verlorenen Sohn* in die Sprache, die er sich gerade mit Hilfe des Halbsklaven Al-háttu aneignet, und sendet diese „Probe“, nun doch dem ‚lebendigen Trieb zur Correspondenz‘ folgend, an Ritter Bunsen. „24. bíko omay emódi, únkida omaji dadomímo; befú binwelweltay“. Wer bibelfest ist, kann das selbst rückübersetzen: „Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden“.

Petermann zitiert den Brief aus Kaschna/Kátsena bereits relativ ausführlich in seinem ersten Artikel über Barth im Februar 1855. Die „Probe einer für Central-Afrika so wichtigen Sprache“ spart er jedoch auf bis zu dem Zeitpunkt, an dem der verlorene Sohn tatsächlich wieder aufgetaucht und auf dem Heimweg ist. Auf diese Weise markiert die Probe zugleich den dramaturgischen Gegenpol zu Barths spektakulärem Auftritt, dem Aufbruch in ein fremdes Land, mit dem er „seine Freunde und die wissenschaftliche Welt mit grosser Besorgnis erfüllt“.⁸² Weit mehr als die fremde Sprache dokumentiert die „Probe“ den Gemütszustand ihres Erforschers, seine Verunsicherung und Entfremdung, und schließlich die Hoffnung auf und die Freude über seine Errettung. Als sprachwissenschaftliche Studie wird formulierbar, was ansonsten im Kontext der Wissenschaft ungesagt bleibt – und aus dem Selbstverständnis als Wissenschaftler heraus ungesagt bleiben muss: all das, was ihn als Menschen betrifft.

Als *geographische Notiz* allerdings kann der kurze Text kaum den Anspruch einer sprachwissenschaftlichen Studie einlösen. Auch der Kontext, in dem er innerhalb von Barths Reise steht, wird darin nicht klar. Barths eigene Darstellung seines Aufenthalts in Kaschna, aus der sich dieser Kontext rekonstruieren ließe, ist noch nicht geschrieben, als die Notiz erscheint, Petermanns erster Artikel, der einige Hinweise dazu gibt, liegt immerhin schon ein halbes Jahr zurück. Wer nicht sehr gut im Kosmos der *Mittheilungen* zuhause ist, wird das kaum so einfach präsent haben. Die isolierte Notiz bleibt fragmentarisch und enigmatisch.

Was dagegen noch einmal vergegenwärtigt wird, ist einerseits eine durch die fremde Sprache vermittelte Heterogenität der Welt als Objekt des Wissens wie der Erfahrung, andererseits die Bewältigung dieser Heterogenität nicht durch Wissenschaft, sondern durch ein religiös verbürgtes – oder doch zumindest im kulturellen Wissen verankertes – Modell. Das biblische Gleichnis erweitert die anfängliche Konfiguration, die die Alternative von tollkühnem Abenteurer oder seriösem Wissenschaftler aufgestellt hatte. Es fügt Wissenschaft und eine (auch) religiös bestimmte kulturelle Identität zusammen. *Der Mensch*, den Petermanns Vorwort als Wissenschaftler redefinieren wollte, ist zugleich ein

82 S. o., S. 55.

in seiner Identität verunsicherter europäischer Mann, ein verlorener Sohn des Abendlandes.

In der Dramaturgie der Auf- und Abtritte, die Petermanns Afrika-Berichterstattung bestimmt, nimmt der *verlorene Sohn* eine Gelenkstelle ein. Während Barth die afrikanische Bühne verlässt, tritt dort ein neuer Protagonist auf, der in den kommenden Jahren die *Mittheilungen* beschäftigt und dabei vom verlorenen Sohn zum Märtyrer der Wissenschaft werden wird. Wenn man weiß, wie die Geschichte weitergeht, wird das bereits in der auf die ‚Sprachprobe‘ folgenden Notiz deutlich. Während dem *verlorenen Sohn* Meldungen über „Russland’s Malachitlager“, „Statistisches von Griechenland“ und die „Regenmenge in Sierra Leone“ vorangehen, die weder untereinander noch mit Barths Übersetzungsprobe in irgendeinem Zusammenhang stehen, folgt dieser eine Notiz über „Brun-Rollet’s Expedition nach Waday“, die die Aufmerksamkeit auf die Region lenkt, die Barth nicht ‚erobert‘ konnte und die er mit seiner Wendung nach Timbuktu hinter sich gelassen hatte. Wo Barth gescheitert war, werden andere tätig, und damit wird das Einzelunternehmen zugleich in eine umfassende Geschichte der Entdeckung und Eroberung eingeholt, die wiederum den Geltungsbereich von ‚Wissenschaft‘ erheblich, nämlich bis zu Fernão Magalhães erster Weltumseglung, ausdehnt:

Als Pigafetta den Bericht der ersten Reise um die Welt schrieb, sprach er seine feste Überzeugung aus, dass wegen der damit verbundenen grossen Gefahren und vielfachen Mühseligkeiten eine solche Reise nie zum zweiten Male würde unternommen werden. Ähnlich ist es mit der Erforschung Inner-Afrika’s gegangen, indem man durch viele misslungene Versuche von fernern Unternehmungen lange Zeit hindurch so zurückgeschreckt wurde, dass man die Entdeckung, Colonisierung und Civilisierung dieses Continents beinahe aufgegeben hätte. Da traten ein paar Männer auf, die ihr Leben daran setzten, einen neuen Versuch zu machen, in das grosse unbekante Innere Afrika’s vorzudringen, und unter diesen ragt über alle anderen Dr. Barth durch seine bewunderungswürdige Willenskraft, Energie, Ausdauer, Umsicht und Talente hervor.⁸³

Barths Beispiel habe dann andere angeregt, „mit vereinten Kräften den Schleier zu heben, der auf das Innere dieses Continents seit vielen Jahrhunderten ein undurchdringliches Dunkel warf.“ Zwischen dem östlichsten und dem

83 *Mittheilungen* 1855, S. 146. Mit der von ihm häufiger aufgerufenen Analogie zum Reisebericht Antonio Pigafettas, des Chronisten von Magellans Weltumseglung, legt Petermann zugleich eine Spur zum Archiv und zur Geschichte des Perthes-Verlags. 1801 erschien hier *Anton Pigafetta’s Beschreibung der von Magellan unternommenen ersten Reise um die Welt*, hg. von den Gothaer Gelehrten Christian Wilhelm Jacobs und Friedrich Christian Kries. Die Kartenbeilagen dieses Buches waren zugleich die ersten bei Perthes erschienenen Karten.

westlichsten Punkt, den europäische Karten in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit einer gewissen Sicherheit verzeichnen konnten, liegen „mindestens 200 deutsche Meilen“, und dort liegt „Waday, jenes grosse, eigenthümliche Land, [...] das noch nie ein Europäer hat erreichen können.“⁸⁴ Auch Brun-Rollet wird es mit seiner Expedition aus sechzig „wohlbewaffneten“ Männern nicht erreichen. Aber eigentlich dient die Notiz auch eher dazu, den Auftritt eines anderen Protagonisten vorzubereiten:

Welch eine wunderbare Fügung! Dr. Vogel und die beiden Sappers reisten am Abend des 19. Februar 1853 von London ab, um am nächsten Tage mit dem Postschiff von Southampton nach Malta abzugehen, und gerade am Morgen dieses selbigen Tages gelangte die Nachricht von Dr. Overweg's Tod nach London,

gleichzeitig mit dem Brief, in dem Barth „seinen heroischen Entschluss, allein die Reise nach Timbuktu zu unternehmen, kund gethan“ hatte.⁸⁵

Als Petermann das achte Heft des Jahres 1855 so beginnt, liegt die „wunderbare Fügung“ schon zwei Jahre zurück, Eduard Vogel bewegt sich seit ein- einhalb Jahren auf der afrikanischen Bühne, und er ist auch bereits auf dem Frontispiz von Petermanns *Account* als vierter Protagonist neben Richardson, Overweg und Barth zu finden. In den *Mittheilungen* hat er bis dahin allerdings nur einen Kurzauftritt gehabt, im ersten Artikel über Barth, und dort nur in der abschließenden Diskussion der Koordinaten, in der sich Petermann von der individuellen, Barths Briefen folgenden Narration löst. Einen eigenen Artikel widmet Petermann Vogel erst, nachdem eine *Notiz* die Ankunft Barths in Marseille am 8. September 1855 vermeldet hat. Erst nachdem der Vorgänger von der Bühne abgetreten ist, findet das Drama um die Entschleierung Afrikas mit neuer Besetzung seine Fortsetzung. Erst jetzt wird zudem wirklich klar, dass Barths spektakulärer Marsch nach Timbuktu das Resultat eines Scheiterns war.

Als Vogel sein vorläufiges Ziel, Kuka, erreicht, findet er dort statt seiner „beiden Landsleute nur Overweg's Grab, und Barth abwesend in Timbuktu und sogar das Gerücht von dessen angeblichem Tode“. Solchermaßen auf sich selbst verwiesen,

84 *Mittheilungen* 1855, S. 147.

85 Dr. Eduard Vogel's Reise nach Central-Afrika. 1. Abschnitt: Reise von Tripolis (durch Tripolitanien, Fessan, das Land der Teba) bis zum Tsad-See, März 1853-Januar 1854, in: *Mittheilungen* 1855, S. 237-259; S. 238. Zu Vogel vgl. auch: Florian Krobb, ‚An dem glühenden Ofen Afrika's, da ist mein Plätzchen‘. Eduard Vogel und die Wege ins Innere, in: Herbert Uerlings/Iulia-Karin Patrut (Hg.), *Postkolonialismus und Kanon*, Bielefeld 2012, S. 181-206.

trat derselbe nunmehr als Glied in eine Kette von Forschern, die bestimmt zu sein scheint, nicht eher zu rasten, als bis alle Geheimnisse des grossen Continentes entschleiert sind. Barth, der Glückliche und Gefeierte, ist jetzt daheim, aber Vogel, angefeuert durch sein Zusammentreffen mit ihm (wenn auch erst zwei Jahre nach seiner Abreise von Europa!) blieb zurück, entschlossen wie sein Vorgänger, der Wissenschaft mit aufopfernder Ausdauer zu dienen.⁸⁶

Mit Vogel betritt ein anderer Typus des Reisenden die Bühne, der sich weit konsequenter als Barth dem von Petermann vorgegebenen Telos der Karte verpflichtet sieht. Während Barth bereits vor seiner Ernennung zum stellvertretenden Leiter der Expedition durch das britische Außenministerium über mehrere Jahre in Nordafrika gereist war, sich für arabische Kultur interessierte und über gute Sprachkenntnisse verfügte, qualifizierte sich Vogel in erster Linie durch naturwissenschaftliche Expertise. Insbesondere hatte er als Assistent an einer Londoner Sternwarte gelernt, astronomische Positionsbestimmungen durchzuführen, was Barth, zu Petermanns wiederholter Klage, nicht konnte: „Dr. Vogel being the first professional astronomer of acknowledged talent, who has undertaken a journey to the interior of Africa, his observations are of the greatest importance, and their value will be increased the farther he may be able to penetrate into the Central regions.“⁸⁷ Darüberhinaus war Vogel getrieben von einem „Drang in die weite Welt“, der ihm jede Forschungsreise erstrebenswert machte, „sei es nach dem Nordpol oder Südpol, nach Afrika oder Neu-Guinea, – an irgendeinen Ort, wo es noch etwas Interessantes zu thun gäbe“⁸⁸ – ein Enthusiasmus, der, so könnte man sagen, mehr der Forschung an sich galt als dem zu erforschenden Land.

1855-1857 berichten drei große Artikel retrospektiv von Vogels stetigem Voranschreiten in den ersten eineinhalb Jahren seiner Reise, während kleinere Nachrichten seine aktuellen Positionen abstecken. Die kohärente Narration ist, auch diesmal, nur aus zeitlicher Distanz möglich, da der Informationsfluss wiederum alles andere als stetig ist. Im dritten Artikel, vom Mai 1857, sind Vergangenheit und Gegenwart so sehr auseinander gedriftet, dass es zu einem Bruch kommt. Während die letzten von Vogel selbst stammenden Berichte, die hier narrativ aufbereitet werden, nunmehr bereits drei Jahre zurückliegende Ereignisse betreffen, unterbrechen aktuelle, wenn auch unsichere „Nachrichten über dessen angeblichen Tod in Wadai“ die Chronologie des Reiseberichts.⁸⁹ Zwar versucht Petermann, das „Gerücht“ von Vogels Tod zu entkräften und

86 Mittheilungen 1855, S. 238.

87 Petermann, Account, S. 13.

88 Mittheilungen 1855, S. 237.

89 Mittheilungen 1857, S. 130.

der Situation ihre Dramatik zu nehmen mit dem Hinweis auf einen „uns vorliegenden Original-Briefe“, in dem der Sultan von Wadai in „allerfreundlichsten Ausdrücken“ erklärt, „dass der Reisende ihm höchst willkommen sein würde und in seinem Lande so ruhig wie in Mursuk würde leben können“. Auch wenn dieser Brief schon einige Jahre alt sei, „sind die Persönlichkeiten dieselben geblieben, und es ist kaum anzunehmen, dass der Sultan von Wadai, wegen ärgerlicher Vorkommnisse in seinen Handels-Beziehungen mit Bengasi, einen unschuldigen Europäischen Reisenden tödten lassen würde, dem er vorher die freundlichste Aufnahme versprochen hatte“.⁹⁰ Sehr bald jedoch wird genau dieser Sultan in die Rolle des Schurken im afrikanischen Drama eintreten. Im August 1857 finden sich in den *Notizen* „Traurige Nachrichten von Dr. Vogel's Expedition“, die aber nach wie vor nur aus einem „Gerücht von Dr. Vogel's Tod“ bestehen, „freilich wieder nur nach Mittheilungen aus Bornu; von Wadai selbst sind immer noch keine Nachrichten angelangt“.⁹¹ Im November berichtet ein deutscher Professor der Anatomie in Kairo von einem Gespräch mit einem „Gesandten von Dar Fur“, der erzählt habe, der englische Reisende Abd el Wahed (Vogels Pseudonym) sei in der Nähe von Wara, der Hauptstadt Wadais, getötet worden, weil er einen heiligen Berg untersucht habe. Ein alternatives Gerücht, Vogel sei getötet worden, weil der englische Konsul in Bengasi Waren von Wadai-Kaufleuten habe beschlagnahmen lassen, bestreitet der Gesandte. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Anatomie-Professor der Frage der Glaubwürdigkeit seines Informanten, die er aus dessen Physiognomie und Auftreten ableitet: „Er ist aus dem Senegal-Lande gebürtig, ein schöner, grosser Mann von Kaukasischer Gesichtsbildung, heller Farbe, angenehmen Maniren, gewandt in der elegantesten Arabischen Ausdrucksweise, höchst intelligent, entzückt von den Wundern Europäischer Civilisation, welche er in Ägypten zu Gesichte bekam.“⁹²

Ohne diese eigentümliche Definition von Intelligenz zu diskutieren, mag sich Petermann dieser Argumentation nicht ganz anschließen. Aber trotz berechtigter Zweifel an ihrer Glaubwürdigkeit seien die Nachrichten „dennoch interessant genug [...], um hier mitgeteilt zu werden“.⁹³ Wenn damit implizit der Kuriositätenwert über die Seriosität gestellt wird, dann auch, um eine Position innerhalb eines sich formierenden breiteren öffentlichen Interesses am Schicksal Vogels zu markieren. Im Januar 1858 berichten die *Mittheilungen* über die große Resonanz seines ‚Falls‘ in der deutschen Öffentlichkeit und

90 Ebd.

91 Ebd., S. 323.

92 Ebd., S. 427f.

93 Ebd., S. 427.

fassen noch einmal den Stand der Informationen zusammen, die allein auf zwei Quellen zurückzuführen seien: den Bericht des Gesandten aus Dar Fur, über den sich Anfang Dezember „zahllose Deutsche Blätter aus London berichten liessen, während dieselbe Nachricht viel specieller und ausführlicher mehr als drei Wochen früher in den ‚Geographischen Mittheilungen‘ [...] zu finden war“, sowie einen Brief des „den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannten Bayerischen Reisenden Freiherrn Dr. von Neimans“.⁹⁴ Auch hier reklamieren die *Mittheilungen* einen Informationsvorsprung für sich, wenn sie diesen Brief zwar nicht als Erste, dafür aber im Wortlaut und „in extenso“, nämlich über drei Druckseiten, zitieren können. Was sich in dieser Ausführlichkeit entfaltet, sind nicht nur die Informationen, sondern auch die verschlungenen Wege, auf denen sie überhaupt zu Informationen werden konnten. Verkleidet „als ein Tunesischer Pilgrim, und in unbeargwohntem Verkehre mit den übrigen Pilgern“, sei es ihm, so Neimans eigene Darstellung, gelungen, „eine Menge von nützlichen Notizen und Anhaltspunkten zu sammeln“. Vogel habe demzufolge zwar Misstrauen erregt, indem er „das ganze Land ‚aufgeschrieben‘“ habe, sei aber nicht getötet worden, sondern „überfallen, gefangen und seitdem in Ketten geworfen“. Auch für Neimans spielt die Frage der Seriosität seiner Zeugen (seine eigene Seriosität scheint mit dem redaktionellen Hinweis auf seine Bekanntheit bei den Lesern der *Mittheilungen* hinreichend belegt) eine zentrale Rolle, und auch er entwirft dazu rigorose Klassifikationssysteme. Von den Bewohnern Wadais, „Neger [mit] geringem Grade von Kenntnissen und geistigen Anlagen“, seien keine brauchbaren Auskünfte zu erwarten. Auch einem „mit einer für Mahomedaner seltenen Lebhaftigkeit und Intelligenz“ ausgestatteten arabischen Pilger misstraut Neimans, denn dieser „so gewandte Mann“ habe am Ende seiner Erzählung, derzufolge Vogel in Folge eines von ihm begangenen Sakrilegs getötet worden sei, „eine gewisse Befangenheit“ gezeigt, weit weniger detailfreudig erzählt und sich bei wiederholtem Nachfragen gar in Widersprüche verwickelt. Neimans schließt daraus, der Erzähler habe diesen Schluss aus Hass gegenüber dem Sultan von Wadai erfunden. Aber auch Neimans eigener ‚Schluss‘ erscheint recht spekulativ: „bei dem stets berechnenden Charakter des Orientalen“ sei es nicht wahrscheinlich, dass der Sultan die Chance vertan habe, eine Geisel zu nehmen, um Lösegeld zu erpressen. Nur müsse er Vogel „aus Furcht vor dem Fanatismus des Volkes“ zunächst versteckt halten. Schließlich zieht Neimans noch eine Parallele zu Barth, den man auch zu Unrecht für tot erklärt habe, also sei auch „eine ähnliche Lösung für das Schicksal seines Gefährten zu hoffen“.⁹⁵ Auffällig ist die

94 Mittheilungen 1858, S. 40.

95 Ebd., S. 40f.

Parallele jedoch auf eine andere Weise als von Neimans intendiert: Wie bereits im Fall des verfrühten Nachrufs auf Barth kompensiert ein stereotypes Wissen über den „Charakter des Orientalen“, und speziell über einen Herrscher, den keiner der europäischen Berichterstatter je zu Gesicht bekommen hatte, die Unsicherheit der Nachrichten – mit dem Ergebnis, dass Lebende für tot und Tote für lebendig erklärt werden. Nur allzu oft verfangen sich die selbsternannten Detektive im Netz ihrer Vorurteile.

Für Petermann ist diese Spekulation dennoch ungleich attraktiver als gesicherte Informationen über den Tod Vogels es wären. In einem undatierten Entwurf hatte er sich gleichsam an die Todesnachricht herangetastet:

Eduard der kühne und strebsame Afrikanische Reisende hat den Deutschen ein Ländergebiet heimisch und vertraut gemacht, das ihnen sonst – von [] Wüsten und [von] [...] Steinen umgeben – unendlich fern liegt. Allerdings ist scheint es jetzt über allen Zweifel gestellt, daß er unser trefflicher Landsmann [...] gefallen u vom grausamen Häuptling von Wadai enthauptet ist, ziemlich bestimmte Nachricht[en] die auf den verschiedensten Wegen von dort [aus]gegangen sind sagen Solches aus bestätigen die erste [bestimmte] Nachricht.⁹⁶

Wenn Petermann „ist“ durchstreicht und durch „scheint“ ersetzt, dann ist das Folgende eben doch nicht „über allen Zweifel gestellt“. Der teilweise auf diesen Entwurf zurückgehende Text, der dann im August 1860 als *Geographische Notiz* erscheint, spricht sehr viel vorsichtiger vom „verschollenen jugendlichen Reisenden“ und von seinem „muthmasslichen Tode“, betont aber vor allem noch einmal, dass über das Schicksal Vogels seit seinem vermuteten Aufbruch nach Wadai nichts bekannt ist.⁹⁷ Als ‚offener Fall‘ bietet dessen Schicksal nicht nur das Potential einer spannenden Geschichte mit laufenden Aktualisierungen. Der etwas eifersüchtige Ton, in dem Petermann der deutschen Presse ihre England-Fixierung vorhält und ihr die ‚besseren‘ eigenen Quellen entgegenstellt, deutet bereits an, dass es nun vor allem darum geht, den ‚Fall‘ nach Deutschland und nach Gotha zu ziehen. Das ungeklärte Schicksal Vogels bietet dafür die Gelegenheit.

Auf Petermanns Initiative wird am 15. Juli 1860 in Gotha ein *Hilfs-Comité* gegründet, dessen Vorsitz Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg übernimmt und das bis Ende 1860 bereits 10.000 Taler eingeworben hat. Damit werden gleich drei miteinander verbundene Suchexpeditionen organisiert, unter der Leitung von Theodor von Heuglin, Werner Munzinger und Moriz von Beurmann. Auch wenn Heinrich Barth sich über deren vergleichsweise kümmerliche finanzielle

96 SPA ARCH PGM 039/05, Folio 886 verso.

97 Mittheilungen 1860, S. 318.

2281

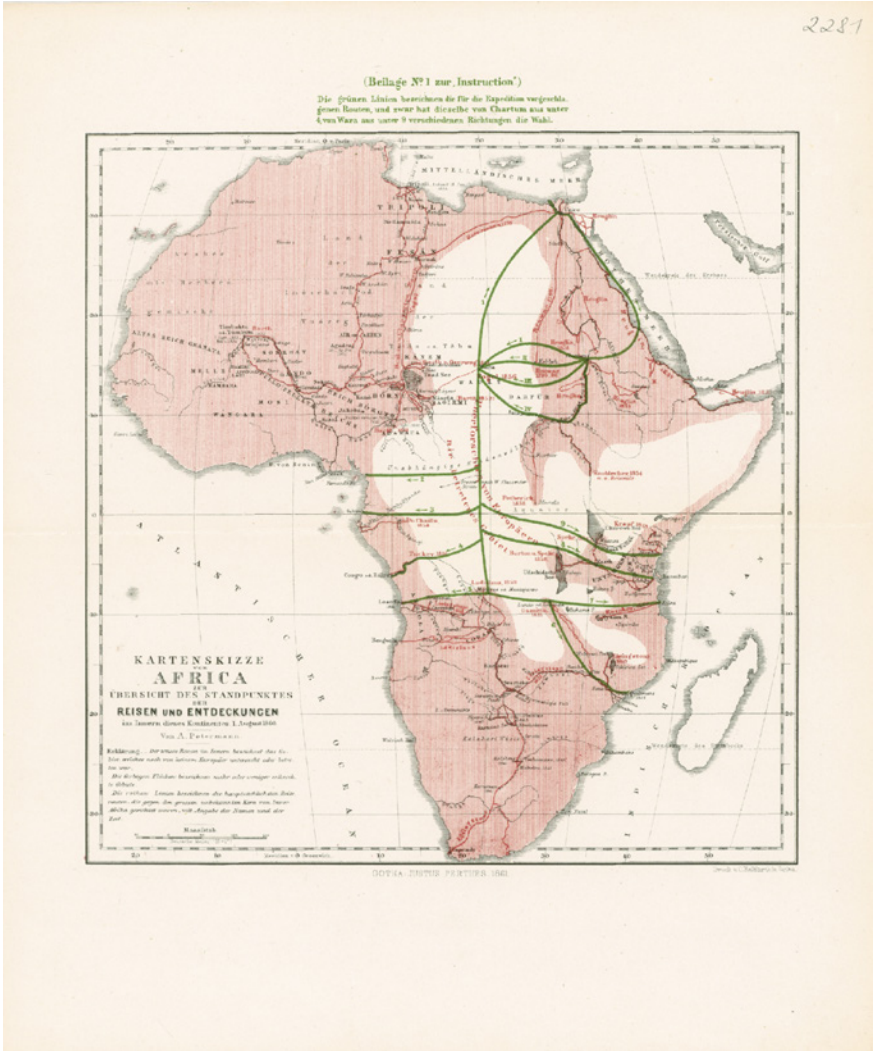


Abb. 11 Deutsche Wege ins Wadai; „Beilage No. 1 zur ‚Instruction‘“, August Petermann, 1864

Ausstattung mokierte, die der „Englische Consul [...] rundwegs für eine bloße Parodie auf Franklin's Aufsuchungs-expeditionen“ erklärt habe,⁹⁸ ist das doch ein beeindruckendes Zeugnis des Interesses.

Das von Petermann verfasste Exposé des *Hülfs-Comités* stellt nicht nur das Schicksal Vogels, sondern zugleich den Ort seines Verschwindens, Wadai, vor ein „Forum der Öffentlichkeit“:

Mit warmer Theilnahme haben die Deutschen das Schicksal Dr. Eduard Vogel's beklagt, des jugendlichen Reisenden, welcher im Dienste der Wissenschaft fern im unbekanntem Innern Afrika's verscholl. Immer wieder hat die Presse an den Mann erinnert, der von allen Europäischen Reisenden allein bis in die Mitte des grossen Kontinents nach Wadai vordrang. Mehrfach ergingen Aufforderungen zur Ausrüstung und Absendung einer Deutschen Expedition nach jenen Ländern, um durch sie den dunklen Schleier zu lichten, der über dem Gesckicke dieses verdienten und unglücklichen Forschers hängt; man brachte diesen Plan wiederholt vor das Forum der Öffentlichkeit.⁹⁹

Damit ist der entscheidende Begriff gefallen: Das Verschollen-Gehen bleibt nicht unbeobachtet, es vollzieht sich vor den Augen und vor dem Forum der Öffentlichkeit – auch Wara, die vermeintliche Hauptstadt des Wadai,¹⁰⁰ erscheint nun erstmals auf einer Karte. Für die nächsten Jahre wird es Timbuktu als ebenso zentralen wie uneinsehbaren Schauplatz des afrikanischen Dramas ablösen. Das Schicksal Vogels wird noch für einige Jahre eines der Hauptthemen der *Mittheilungen* bleiben. Und es kommen weitere Verschollene hinzu. Im Zusammenspiel meist privater Institutionen und dem sich emotional und finanziell engagierenden Publikum bildet sich der Apparat, der sich der Verschollenen bemächtigt, der sie heimholt, und sei es auch als Märtyrer. Ausführlich erinnert das Exposé noch einmal an jene, die „mehrere Jahre verschollen waren und dennoch wieder auftauchten: Dr. Barth wurde zwei Jahre für todt gehalten; Browne war drei Jahre lang ein Gefangener in der

98 SPA ARCH PGM 189, Folio 13. Vgl. u., S. 174, Fn. 264.

99 August Petermann, Th. v. Heuglin's Expedition nach Inner-Afrika, zur Aufhellung der Schicksale Dr. Eduard Vogel's und zur Vollendung seines Forschungswerkes [darin das Exposé des Hülfs-Comité unter Vorsitz Seiner Hoheit des regierenden Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha vom 15. Juli 1860], in: *Mittheilungen* 1860, S. 358-362, S. 358. Petermann war nicht der einzige, der an dem Fall interessiert war. So richtet auch Otto Ale in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Die Natur“ einen „Aufruf an die deutsche Nation“, dafür zu sorgen, dass „der dunkle Schleier, der über der Geschichte des unglücklichen Vogel schwebt, endlich gelichtet“ werde (*Die Natur*, Februar 1860, S. 48).

100 Tatsächlich war das am Rand der Sahel-Zone gelegene Wara (Quara) zu diesem Zeitpunkt bereits nach einer mehrjährigen Dürreperiode als Regierungssitz aufgegeben und von den meisten seiner Einwohner verlassen worden.

Hauptstadt des Nachbarlandes von Wadai, Darfur; Bonpland, Al. v. Humboldt's Begleiter, musste eine Gefangenschaft von mehr als acht Jahren erleiden und Herr von Heuglin hat wiederholt von einem Engländer gehört, der seit acht Jahren vom Sultan von Darfur gefangen gehalten sein soll.“ Selbst die fast schon vergessenen „Papiere Mungo Park's“ seien wieder aufgetaucht, und Aufklärung über die „Franklin'sche Expedition“ habe erst eine allerletzte, im Vergleich zu den vorherigen Anstrengungen bescheidene Suchexpedition gebracht. Mit den letzten beiden Beispielen hat sich aber die Motivation (oder auch: das Begehren) verschoben: Nicht mehr der „Schimmer der Hoffnung“, den Verschollenen zu retten, treibt die Suche voran, sondern ein unbedingter Wille zum Wissen, der Drang (oder: die Obsession), „den dunkeln Schleier zu zerreißen, der seine letzten Tage umhüllt“.¹⁰¹

Diese Formulierung, die am Anfang und am Ende des Exposé's steht, ist nicht allein auf das Dickicht der Gerüchte und des Halbwissens bezogen. Es geht auch darum, die *terra incognita* physisch zu durchdringen – und so die Homogenität der Erdoberfläche zu sichern. So werden zwar die englischen Bemühungen, auf diplomatischem Weg, das heißt unter Ausnutzung politischer und ökonomischer Kontakte, Auskünfte zu erhalten, gewürdigt, aber es wird zugleich ein direkterer, an die Präsenz europäischer Reisender gebundener Weg eingefordert: „Allein man erkannte schon lange, dass nur Europäer vor Ort und Stelle bestimmten Aufschluss erlangen und die letzten Zweifel lösen würden.“¹⁰² Es ist keineswegs so ganz klar, warum das so sein sollte, denn auch ‚vor Ort‘ bleiben diese Europäer angewiesen auf die Auskünfte Einheimischer. Es ist kaum zu erwarten, dass sie von selbst auf physische Spuren, womöglich gar den Leichnam Vogels, stoßen, und selbst wenn, dann wäre damit keineswegs aufgeklärt, was sich sieben Jahre zuvor ereignet haben könnte. Eher scheint es so zu sein, dass das ‚vor Ort-Sein‘ selbst Aufklärung bedeutet, indem es Erreichbarkeit demonstriert. So liegt letztlich auch die entscheidende Aufgabe der Expedition darin, Vogels Werk zu vollenden und ihn ebenso wie das Wadai auf diese Weise in die – geographische – Welt heimzuholen.

Allerdings war das Risiko des Scheiterns eine zentrale Dimension der so konzipierten geographischen Aufklärung. Petermann zitiert an dieser Stelle noch einmal die Analogie, mit der er 1855 bereits den ersten Aufbruch ins Wadai, durch Brun-Rollet und indirekt auch durch Vogel, kommentiert hatte:

Ohne bedeutende Opfer, Schwierigkeiten und Gefahren muß ein solches Unternehmen nicht gedacht werden. Als Pigafetta die Beschreibung der ersten Reise

¹⁰¹ Mittheilungen 1860, S. 360.

¹⁰² Ebd., S. 359.

um die Welt schrieb, sprach er seine feste Überzeugung dahin aus, dass wegen der damit verbundenen grossen Gefahren und Drangsale eine solche Reise nie zum zweiten Male würde unternommen werden. Ähnlich ist es mit der Erforschung Inner-Afrikas gegangen, die unausgesetzt so viele Opfer kostet, und doch haben dieselben nur um so mächtiger zu immer neuen Reisen angeregt.¹⁰³

In der Wiederholung der Wiederholung bildet sich auch der dunkle Schleier von Neuem, der nur vermeintlich zerrissen werden soll. Das gilt gleichermaßen ‚vor Ort‘ wie in dem Datenraum, in den die Reisen eingespeist werden. Während die Reisenden nach wie vor aus der Welt fallen können, entgeht die Fixierung auf eine Expedition, die ‚vor Ort‘ sicheres Wissen erzeugen soll, nicht dem Paradox, dass dazu zunächst einmal das unsichere Wissen der Gerüchte ernst genommen, das heißt als potentiell wahr geprüft werden muss.

Dies zeigt sich auch in der Fortsetzung der Geschichte, in der der Schleier zunächst noch dunkler wird. Die nächsten Nachrichten über Vogel, die die *Mittheilungen* präsentieren können, stammen von einem Hanseatischen Konsul in Konstantinopel, dem ein englischer Arzt berichtet hat, er habe Vogel bereits bei seiner Ankunft in Tripolis „so schwächlich befunden“, dass er es für höchstwahrscheinlich halte, dieser sei auf der strapaziösen Reise eines natürlichen Todes gestorben. Zudem sei dem ehemaligen türkischen Gouverneur von Tripolis vom Emir von Wadai ausdrücklich bestätigt worden, dass Vogel niemals dort angekommen sei. Eben dieser Emir (oder meist auch Sultan) ist aber mittlerweile so sehr in die Rolle des Schurken geraten, dass die Redaktion der *Mittheilungen* diese Zeugnisse lediglich als erneute Bestätigung wertet, „wie wenig man hoffen darf, durch Eingeborne sichere Kunde zu erhalten, und dass bloss Europäer an Ort und Stelle bestimmten Aufschluss erlangen werden“.¹⁰⁴ Einige Monate später heißt es dann in einer neuen Nachricht über Vogel, es „mehren sich die Gerüchte, dass er noch am Leben sei, in auffallender Weise“.¹⁰⁵ So schreibt ein „Dr. Robert Hartmann, der vor Kurtzem aus den Nil-Ländern zurückgekehrt ist“, von einer Begegnung „mit dem Elephantenjäger Teodoro Evangelisti aus Lucca“, der erzählt habe, „ein nach Mekka pilgernder Fellatah (aus Bornu oder Bagirmi)“ habe ihm 11 Monate zuvor erzählt, er habe im Süden Wadais selbst gehört, Vogel „werde in Wara (Dar-Borgu oder Wadai) gefangen gehalten, vom zeitigen Sultan des Landes als Rathgeber benutzt, aber so streng bewacht, dass sein Entkommen unmöglich sei.“ Zwar scheint die verwickelte Übermittlungskette auch Hartmann selbst etwas abenteuerlich, aber er verweist zugleich auf den Fall eines jungen Franzosen, der gerüchteweise

103 Ebd., S. 361.

104 Ebd., S. 440f.

105 *Mittheilungen* 1861, S. 74f.

in Darfur gefangen gehalten werde, um dann zu dem allgemeinen Schluss zu kommen, „dass derartige Internierungen von Franken in den wilden Central-Afrikanischen Staaten gar nicht selten sind“, somit auch für Vogel ein „wenn auch sehr matter, Hoffnungsschimmer“ bleibe.¹⁰⁶

In den folgenden beiden Jahren verdichten sich dann aber die Hinweise auf Vogels Tod – im Einklang mit den subtiler werdenden Methoden der ‚Aufklärer‘. Werner Munzinger kann einen Zeugen präsentieren, dessen Aussagen „trotz wiederholten Kreuzverhörs immer genau gleich blieben“ und zudem mit anderen „uns bekannten Daten übereinstimmen“. Um ein mögliches „Interesse“ des Verhörten, ihn zu täuschen, auszuschließen, täuscht Munzinger diesen seinerseits über sein Interesse, so dass „die Hauptfakten in einem scheinbar absichtslos geführten Gespräch von ihm gewonnen wurden und weder er noch überhaupt Jemand hier unser Interesse an Vogel kennt“. Nicht vom Sultan und auch nicht aufgrund eines Sakrilegs sei Vogel demnach getötet worden, sondern von einem Kaufmann im Streit um ein Pferd. Munzinger ist nicht nur ein geschickter Kriminalist, er ist auch derjenige unter den Reisenden, der sich am reflektiertesten um ein Verständnis kultureller Regeln sowie daraus resultierender diplomatischer Verwicklungen bemüht (was vielleicht seiner Herkunft als Sohn eines Schweizer Bundesrats zu verdanken ist). So erklärt er etwa die Zurückhaltung vieler Zeugen, die immer wieder den Verdacht anderer Reisender erregt hatte, indem er auf die Notwendigkeit von „diplomatischen Rücksichten“ hinweist.¹⁰⁷

Im nächsten Jahr präsentieren die *Mittheilungen* dann das „Protokoll“ eines „Verhörs“, das der britische General-Konsul in Tripolis, Oberst Herman, mit einem Mohammed ben Sliman geführt hat, der angibt, Vogels Diener gewesen und zum Augenzeugen von dessen Tod geworden zu sein. Seiner Aussage zufolge ist nun doch der Sultan selbst für die Tötung verantwortlich, da man in Vogel einen Spion vermutet habe (angesichts seiner Verbindungen zum britischen *Foreign Office* keineswegs ungerechtfertigt). Ausführlich werden dann die Übereinstimmungen und Differenzen mit dem von Munzinger übermittelten Bericht diskutiert, und letztlich wird der Erzählung des Mohammed ben Sliman die größere Wahrscheinlichkeit zuerkannt. Wenn dann allerdings doch Munzinger, und damit der deutschen vor der englischen Quelle, das „Verdienst“ zugeschrieben wird, „zur Aufklärung von Vogel's Schicksal namhaft beigetragen zu haben“, dann kann das letztlich nicht wirklich darüber hinwegtäuschen, dass die englische Diplomatie das bessere Material geliefert hat, selbst verglichen mit dem diplomatischsten unter Petermanns

¹⁰⁶ Ebd., S. 74.

¹⁰⁷ *Mittheilungen* 1862, S. 346ff.

Afrika-Forschern. So spielt der Artikel am Ende noch einen letzten deutschen Trumpf aus:

Wir geben uns ausserdem der Hoffnung hin, dass M. v. Beurmann, wie schon angedeutet, einzelne noch dunkle Punkte in Bezug auf Vogel's Reise nach Wadai wird aufklären können, dann aber wird er, nach Erledigung dieser ersten Aufgabe seiner Expedition, seine ganze Kraft auf die zweite, die fernere wissenschaftliche Erforschung Inner-Afrika's, um so mehr zu verwenden im Stande sein, als er nicht mehr ausschliesslich den Spuren Vogel's zu folgen braucht, sondern freiere Wahl in der Richtung seiner Reisen und Arbeiten hat.¹⁰⁸

Wieder einmal soll der Abtritt des einen Protagonisten die Voraussetzung für den Auftritt seines Nachfolgers bieten. Im Juni 1863, als die *Mittheilungen* diesen Wechsel inszenieren, ist jedoch auch Beurmann aller Wahrscheinlichkeit nach bereits nicht mehr am Leben – er ist den Spuren Vogels buchstäblich bis in den Tod gefolgt. Im September überbringt ein Bote nicht nur Beurmanns letzte Briefe, sondern auch die Nachricht, dass er „in der ersten Provinz oder an der Grenze von Wadai getödtet worden sei, und zwar sei er auf Befehl des Sultans von Wadai selbst getödtet worden“.¹⁰⁹

Mit Beurmann verlieren die *Mittheilungen* einen Hoffnungsträger. Er hatte sich aufgemacht, um einer von Petermann konzipierten, von Heuglin aber verworfenen Route zu folgen – einer Route, die erschlossen wurde durch das erste Blatt der Zehnblattkarte von Inner-Afrika, das Beurmann bereits mit nach Afrika nehmen konnte.¹¹⁰ Zudem bescheinigte ihm der Direktor der Sternwarte zu Leipzig, der die astronomischen Messungen von Beurmann auswertete, „dass der Reisende ganz das Geschick zum Beobachten besitzt und sicher nach und nach genauere Beobachtungen liefern wird“.¹¹¹

108 *Mittheilungen* 1863, S. 225ff. Vgl. auch den Briefwechsel zur „Instruction“ (Fn. 68) sowie zu Beurmanns Aufgaben (SPA ARCH 189, Folio 53). Vom 27.3.1863 datiert ist Petermanns letzter Brief an Beurmann, dem Petermann auch eine Karte beilegt (SPA ARCH 189, Folio 58); der dazugehörige Artikel erscheint dann im Juni 1863 in den *Mittheilungen*.

109 *Mittheilungen* 1864, S. 26.

110 *Ergänzungsband 2/Ergänzungsheft 10*, S. 94. Über Heuglin, der die erste Expedition zur Auffindung Vogels leitete, heißt es im Exposé, er sei „bekannt mit Sprache, Sitte und Natur Inner-Afrika's“ sowie, als ehemaliger österreichischer Konsul in den Nil-Ländern, „in manche Verhältnisse eingeweiht, mit mächtigen Persönlichkeiten Inner-Afrika's bekannt“ (*Mittheilungen* 1860, S. 359). Das ist, als das genaue Gegenteil der an Vogel und Beurmann gerühmten naturwissenschaftlichen Qualifikation, nicht nur lobend gemeint und vielleicht eine Vorausdeutung darauf, dass es zu einem heftigen Streit zwischen Heuglin und Petermann über Ziele und Verlauf der Expedition kommen wird (vgl. z. B. *Mittheilungen* 1862, S. 98 und SPA ARCH PGM 039/04, Folio 786).

111 *Ergänzungsband 2/Ergänzungsheft 10*, S. 91.

Zugleich besaß der junge Pionier-Offizier ein nicht unbeträchtliches Erzähl-talent. Bevor er selbst zum Reisenden geworden war, hatte er sich „aus dem langweiligen Leben in einer kleinen Garnisonsstadt“ – als ausgebildeter Ingenieur war er unter anderem bei der 4. preußischen Pionier-Abteilung in Erfurt stationiert – in die Lektüre von Reiseberichten geflüchtet.¹¹² Auch in Afrika bricht er gelegentlich aus dem Petermannschen Plan aus in eine Abenteuerwelt, die man eher bei Karl May vermuten würde:

So rückte ich denn mit der Sonne aus und die gedrückte Stimmung, in die mich alle in Gatron erfahrenen Widerwärtigkeiten versetzt hatten, wurde bald durch das Gefühl der Freiheit verscheucht, das mich beim Anblick eines herrlichen Frühlingmorgens durchdrang. Ein frischer Ostwind milderte die Hitze der Sonne, die den goldgelben Sand unter den Füßen meines Kamels beschien, und die schlanken Palmen rauschten mir ihren Morgengruß entgegen.¹¹³

Aus den „Widerwärtigkeiten“ des politisch-gesellschaftlichen Lebens geflohen, erlebt der Reiter die Freiheit einer exotisch-heroischen Landschaft: Das so geschilderte Erlebnis übersetzt das Erkenntnisinteresse einer naturwissenschaftlich-physikalischen Geographie, das in erster Linie auf Positionsbestimmungen und nicht auf ethnographische, politische oder ökonomische Verhältnisse gerichtet ist, in die ästhetische Erfahrung einer menschenleeren, erhabenen Landschaft, die sich dem europäischen Reisenden – mit einem Morgengruß – öffnet. Fast wörtlich wiederholt sich dieser Gruß in der hymnischen Assoziationskette, die Karl May seiner ersten Orient-Erzählung, *Die Gum*, voranstellt.

Afrika! -

Sei mir begrüßt, du Land der Geheimnisse! Ich soll auf edlem Rosse deine kahlen, leeren Steppen, auf flüchtigem Dromedare deine gluterfüllte Hammada durchreiten, soll unter deinen Palmen wandeln, deine Spiegelung schauen und auf grünender Oase an deine Vergangenheit denken, deine Gegenwart betrauern und von deiner Zukunft träumen.

Sei mir begrüßt, du Land des Sonnenbrandes, des tropischen Pulses und des physischen Gigantentumes! Ich habe im eisigen Norden deine Wärme gefühlt, dem wunderbaren Klange deiner Märchen gelauscht und das ferne Rauschen der Psalmen vernommen, die deine überwältigende Natur zum Himmel braust. Da brandete das Meer der Springböcke über die Ebene; das Flußpferd weidete tief unter dem Wasser; der Wald brach unter den Tritten des Elefanten und des Rhinoceros; im Schlamm wälzte sich das Krokodil, und unter stacheligen Mimosen röchelte der schlafende Löwe. Mein Fuß war gefesselt, aber meine

112 [M. v. Beurmann,] v. Beurmann's Reise in Nubien und im Ägyptischen Sudan, in: Mittheilungen 1861, S. 369-371; S. 369.

113 Ergänzungsband 2/Ergänzungsheft 10, S. 87.

Seele eilte zu dir. Da donnerte die Büchse des Boeren; da erklangen die Speere der Hottentotten und Kaffern; schwarze Gestalten wanden sich im athletischen Ringen; Ketten rasselten; Sklaven heulten, und schwer beladen zog die Karawane nach Osten, das Schiff aber dem Westen zu. Im einsamen Duar erscholl der schmetternde Chor der Hariri; vom hohen Minaret rief der Mueddin zum Gebete; am Thore der Wüste knirschte der Sand zum Teyemmüm, und am fernen Bir beugten die Kamele ihre Kniee; die Söhne der Wüste wandten ihre Augen gen Aufgang, und der Dschellab sang sein frommes ‚Lubbekka Allah hümeħ, hier bin ich, o mein Gott!‘

Sei mir begrüßt, du Land meiner Sehnsucht! Jetzt endlich sehe ich deine Küste winken, atme die Flut deiner reinen Atmosphäre und trinke den süßen Hauch deiner Däfte. Deine Zungen sind mir nicht fremd, doch will kein Angesicht mir entgegenlächeln und keine Hand die meinige erfassen, aber vom grünen Strande herüber neigen sich die Palmenwedel, und die Höhen strahlen im freundlichen Glanze mir zu ihr ‚Habakek, sei uns willkommen, o Fremdling!‘ ---¹¹⁴

Afrika ist hier ein Mosaik aus Impressionen, zusammengelesen aus der mit Reiseliteratur und Atlanten gut bestückten Bibliothek Mays; eine Collage, aus der sich kein einzelnes, menschliches „Angesicht“ herauszulösen vermag, so dass allein der Landschaft die Aufgabe zukommt, den „Fremdling“ willkommen zu heißen. Es ist detailgenau die Landschaft, die auf dem Titelkupfer von Petermanns *Account* die Karte rahmt, die erstmals jenes Afrika, in das Mays Held aufbricht, als Ganzes zeigt und den Weg von der arabischen Küste zu Flusspferden und Elefanten weist, das heißt in das Territorium zwischen Tschad-See und Wadai. Mays Held wird in diese Landschaft aufbrechen, um einen Verschollenen zu suchen, einen jungen Geschäftsmann und Vertreter des einzigen Handelshauses in Algier, „welches direkte Beziehung nach Timbuktu, Pullo, Haussa, Bornu und Wadai unterhält“,¹¹⁵ also genau in die *terra incognita* Petermanns. Er lernt dabei gute und schlechte Menschen kennen, aber er tritt mit niemandem in engeren Kontakt, auch wenn ihm, im Unterschied zu Beurmann und Vogel, die „Zungen“ der Fremden „nicht fremd“ sind. Sein einziger Verbündeter ist ein englischer Reisender, aber auch wenn dieser ihm die ganze Geschichte hindurch zur Seite steht, ist es doch der deutsche Held, der allein die Reiseroute bestimmt. Unbeirrt trägt er Indizien zusammen und folgt den Spuren, die zu lesen ihm vorbehalten bleibt, und die ihn schließlich zu dem Verschollenen führen werden.

114 Karl May, Die Gum, in: Orangen und Datteln. Reiseerzählungen von Karl May, in: Karl Mays Werke, Historisch-Kritische Ausgabe für die Karl-May-Stiftung, Abteil. IV, Bd. 24, hg. v. Josef Jaser u. Joachim Biermann, Bamberg/Radebeul 2017, S. 11-137; S. 13f. (diese Fassung ist zuerst 1894 erschienen, eine frühere Fassung erschien im September 1877 in „Frohe Stunden“).

115 May, Die Gum, S. 19.

Es ist nicht die Geschichte Beurmanns, die May nacherzählt, weder die des Entsandten eines *Hilfs-Comités* noch die des Verschollenen. Aber es ist ein auffallend ähnliches Afrika, in dem er seine Geschichte ansiedelt, ein Afrika, das sich in ethnographisch grundierte Episoden und Impressionen aufzulösen droht, um dann als physikalische Einheit wieder zusammengefasst zu werden, die erfahren und erforscht werden kann, ohne auf die „Widerwärtigkeiten“¹¹⁶ des kulturellen und politischen Lebens Rücksicht zu nehmen. Dieses Spannungsverhältnis von Natur und Kultur, das bereits das Titelkupfer von Petermanns *Account* illustriert, um es auf das Gegensatzpaar von Illustration und Karte zuzuspitzen, wird auch in Beurmanns Briefen entfaltet. Auch der reale Afrika-Forscher Beurmann durchwandert ein Abenteuer-Territorium, in dem er etwa auf eine entlegene Oase stößt, die den „Gasi“, berüchtigten Räubern, „als Stütz- und Ausgangspunkt ihrer Raubzüge“ dient, er hört von vergessenen Wegen, deren einziger Führer vor Jahren „in hohem Alter gestorben ist“, und von verschollenen Orten. Eine auf dem Weg von Wadai nach Bengasi – der Route, die ihm selbst verschlossen geblieben war – verirrte Karawane, oder, einer anderen Erzählung zufolge, ein den Spuren seines entlaufenden Kamels folgender Araber wären, kurz vor dem Verdursten, an eine Oase („Insel“) gelangt, die sie aber später trotz intensiven Suchens nicht wiederfinden konnten. „In der Beschreibung der Örtlichkeit kommen beide Erzählungen gut überein. Es ist ein durch Bäche bewässertes Thal, reich an Palmen und anderer Vegetation, so wie an Wildpret, das so zahm ist, dass man es mit der Lanze tödten kann.“ Dass die Übereinstimmung möglicherweise auch dem (u-)topischen Charakter dieses *locus amoenus* geschuldet sein könnte, schließt Beurmann aus, wenn er abschließend betont, es könne „kein Zweifel“ bestehen, dass den Einheimischen der Ort „sehr wohl bekannt ist, nur hat es Schwierigkeiten, Etwas aus ihnen heraus zu bekommen.“ Eine Anweisung für einen „etwaigen Nachfolger“, der die Spur aufnehmen möchte, kann er aber doch geben: Es muss „Sella als Ausgangspunkt gewählt“ und dort nach „Mohammed Säbi“ gefragt werden. Als müsse er sich selbst zur wissenschaftlichen Räson rufen, vermerkt Beurmann dann im folgenden Tagebucheintrag, dass er in der Nacht nach dem Ausflug in den Orient Karl Mays oder auch Scheherazades noch eine astronomische Positionsbestimmung vorgenommen habe – und so bekommt das verlorene Paradies zumindest einen Breitengrad: „25° 16' 1“.¹¹⁷ Die Georeferenzierbarkeit eines orientalistischen Traums!

¹¹⁶ Beurmann, von Beurmann's Reise, vgl. oben, S. 88.

¹¹⁷ [August Petermann/Bruno Hassenstein,] Moritz von Beurmann's Aufenthalt in Mursuk und Reise von Mursuk nach Wau, in: Mittheilungen, Ergänzungsband 2/Ergänzungsheft 10, 1862, S. 84-96, S. 90.

Es bleibt Beurmanns letzte Positionsbestimmung. Seine Tagebücher, die im *Ergänzungsheft X* der *Mittheilungen* publiziert werden, enden mit diesem Eintrag vom 30. Mai 1862. Es folgt noch ein kurzer Brief vom 13./21. Juni an Heinrich Barth, der die baldige Reise nach Wadai ankündigt. Und genau zu diesem Zeitpunkt hat auch Petermanns hoffnungsvollster Aufklärer die Grenze in die Welt der Gerüchte überschritten: „Das Letzte sind die Nachrichten über v. Beurmann's Beraubung, wenn nicht Ermordung.“¹¹⁸ Auch wenn Petermann diese Gerüchte „konfus und wenig glaubwürdig“ erscheinen, präsentiert er die Quelle in voller Länge. Ein Telegraphenbeamter aus Malta berichtet, was ihm einen Tag zuvor der ehemalige englische Vize-Konsul in Bengasi „in die Feder diktiert“ habe. Diesem wiederum habe ein „Mann Namens Francesco Salemi, aus Scalati in Sicilien gebürtig“, erzählt, er habe zwei Jahre zuvor in Baghermi einen gefangenen Christen gesehen, „einen Mann von etwa 30 bis 32 Jahren mit kleinem gelben Bart und sehr langem, über den Rücken herabhängenden Haar von derselben Farbe“, ein „Deutscher, [...] unter dem angenommenen Namen Abd el Wahid bekannt“. Dies ist das arabische Pseudonym, unter dem Vogel gereist war, und Salemi will auch dessen „Reise-Effekten in der Wüste gesehen“ haben und auch „Dr. Barth, alias Abd el Kerim“ begegnet sein. Schließlich will er Beurmann getroffen und einige Tage auf dem Weg nach Wadai begleitet, das Angebot, den ganzen Weg gegen Bezahlung mitzureisen, aber abgelehnt haben. Es habe angeblich auch einen Brief Beurmanns an den Vize-Konsul gegeben, aber Salemis Reisebegleiter, der ihn überbringen sollte, behauptet, ihn verloren zu haben. Nach einem eindringlichen Kreuzverhör Salemis und seines Begleiters kommt der Vize-Konsul zu dem Schluss, „dass Salemi es sich besonders angelegen sein liess, mir vollkommen begreiflich zu machen, dass Beurmann getödtet sein müsste, da er den Weg von Bornu nach Wadai eingeschlagen habe und die Bewohner dieser Länder im Krieg miteinander lebten. Dies sagte er aller Wahrscheinlichkeit nach in der Absicht, jeden etwa auf ihn fallenden Verdacht abzulenken.“ Die letzte Schlussfolgerung ist etwas gewagt, denn ohne die Aussage Salemis, die dieser völlig unaufgefordert gemacht hatte, hätte es gar keinen Grund gegeben, den Tod Beurmanns anzunehmen. Dem Vize-Konsul aber reicht der Verdacht, gestützt durch das Gerücht, dass Salemi wegen eines Totschlagsdelikts aus Konstantinopel verbannt worden sei, darüberhinaus angeblich eine ungewöhnlich große Geldsumme bei sich haben soll, die allerdings bei seiner Durchsuchung nicht gefunden werden konnte, um die Verhaftung des Zeugen zu veranlassen. Soweit, in verkürzter Form, der Bericht, der tatsächlich noch um einiges wirrer ist als in unserer Zusammenfassung. Darauf verweist auch Petermann, um aber zu bedenken

118 Ebd., S. 94.

zu geben, dass Salemi wohl identisch sei mit dem von Beurmann unter dem Namen Soliman „auf seinem Ausfluge nach Wau“ engagierten Diener, vor dem er „als einem schlechten Charakter gewarnt worden war“.¹¹⁹ Tatsächlich erwähnt Beurmann einen Soliman in einem Brief vom 28. April als Gegenstand eines Streits mit den Behörden in Mursuk, die den aus Konstantinopel Verbannten trotz eines von Beurmann erwirkten Freibriefs nicht gehen lassen wollen. Von einem schlechten Charakter ist hier aber nicht die Rede, nur von den guten Sprachkenntnissen Salemis, aufgrund derer Beurmann ihn mit auf die Reise nehmen möchte.¹²⁰ Genügend Hinweise auf eine „Ermordung v. Beurmann's Seitens dieses Menschen“ sieht Petermann denn auch nicht gegeben. Und er sieht sich darin bestätigt durch ein Schreiben des britischen Generalkonsuls in Tripolis, das aber erst im Verlag eingegangen sei, nachdem der Bogen mit dem ersten Teil der Salemi-Geschichte bereits gedruckt war. So kann noch im gleichen Heft, auf dem folgenden Bogen, der zunächst noch die Geschichte zum Abschluss bringt, zugleich der Widerruf hinzugefügt werden: Nachdem Salemi erneut „scharf ins Verhör“ genommen worden sei, habe sich gezeigt, dass seine Geschichte auf einer „nichtswürdigen Erdichtung“ beruhe. Auch wenn Salemi damit weder als Zeuge noch als Mordverdächtiger in Frage kommt, schließt Petermann mit der Klage, „dass zu den vielfachen Gefahren, die der Lösung der Aufgabe entgegenstehen, auch noch der Dolch des Meuchelmörders zu rechnen ist, der möglicher Weise dem Reisenden selbst beim Durchzuge durch die Grosse Wüste mit all' ihren Schrecken von der Hand desjenigen droht, welcher ihm ein Diener und Beschützer sein sollte.“¹²¹

Mit diesem Hinweis aber ist Beurmann dann doch noch nicht ganz aus dem Zwischenreich zwischen Leben und Tod entlassen, in das ihn für knapp zwei Druckseiten – im Abgrund, der sich zwischen dem 12. und dem 13. Bogen oder zwischen den Seiten 94 und 95 des Ergänzungsbandes auftut – das Gerücht verbannt hatte. Zwar hat sich diese Todesnachricht nicht bestätigt, aber die Ausführlichkeit und die Konfusion, mit der sie diskutiert wird, zeugen auch davon, dass es kein sicheres Wissen über den Reisenden selbst gibt. Das gilt dann auch für den zweiten Deutschen, dessen Weg Salemi gekreuzt haben will: Zur „nichtswürdigen Erdichtung“ ist nun auch der gefangene Christ in Baghermi geworden, und damit hat auch Eduard Vogel nach wie vor keine Adresse – nicht im Land der Lebenden und nicht im Reich der Toten.

Das verworrene Geflecht aus Gerüchten, Widersprüchen und Widerrufern, unzuverlässigen Zeugen und vergeblichen Versuchen, durch detektivische

¹¹⁹ Ebd., S. 94f.

¹²⁰ Ebd., S. 85.

¹²¹ Ebd., S. 95f.

Befragungen Klarheit in das Gewirr der Stimmen zu bringen, ist noch lange nicht aufgelöst. Fünf Jahre später, 1867, gibt es „Noch einige Nachrichten über Eduard Vogel und Moritz v. Beurmann“,¹²² nach einem weiteren Jahr meldet sich ein Mannheimer mit dem Bericht über „Meine Gefangenschaft in Abessinien“¹²³ zu Wort und trägt so nochmals zum Topos des ‚Gefangenen der Wüste‘ bei. Und ebenfalls 1867 scheint sich die Geschichte abermals zu wiederholen mit dem „Gerücht von Gerhard Rohlfs' Ermordung in Wadai“. Wiederum ist es der Ort von Vogels Verschwinden, wo ein „Deutscher Doktor“ ermordet worden sein soll, wiederum wird diese vage Nachricht über mehrere Instanzen vermittelt, wiederum wird ausgiebig die Glaubwürdigkeit der Zeugen diskutiert: „Seine Angaben waren, soviel ich beurtheilen konnte, ganz logisch, und zeichnete er mir das Innere des Sudan mit einem Stocke sehr korrekt in den Sand“¹²⁴ – genau so überprüft auch der Held von Karl Mays *Die Gum* die Glaubwürdigkeit eines fragwürdigen Fremden. Die Herrschaft des Gerüchts währt diesmal recht kurz: Redaktionsschluss des Juli-Hefts der *Mittheilungen* war am 15. Juni, am 6. Juli erhält Petermann einen Brief, der die Ankunft Rohlfs in Liverpool meldet. Und so kann bereits das nächste Heft die Richtigstellung bringen, allerdings auf eine Weise, die die Spannung so lange wie möglich aufrechterhält, mit einem nicht enden wollenden Einleitungssatz, der zunächst nochmals die vielen „Opfer“ insbesondere unter deutschen Forschern ins Gedächtnis ruft, und die Gefahren „gerade auf dem nämlichen Wege, den Gerhard Rohlfs verfolgte“, wiederholt:

Nachdem in den letzten Jahren so viele Entdeckungs-Reisende ihrer Aufgabe zum Opfer gefallen waren, nachdem besonders auch Deutsche Forscher und gerade auf dem nämlichen Wege, den Gerhard Rohlfs verfolgte, ihren Wissensdrang mit dem Leben gebüsst haben - Adolf Overweg, Eduard Vogel, Moritz v. Beurmann -, nachdem endlich auch sogar Gerüchte von Rohlfs' Tode nach Europa gedrungen waren, ist es eine ganz besondere Freude, diesen kühnen und ausgezeichneten Reisenden am Leben, ja im Augenblick wo wir dieses schreiben, ihn bereits auf Deutschem Boden zu wissen, zurückgekehrt von einer interessanten, wichtigen und erfolgreichen Reise.¹²⁵

Länger kann man die Auflösung eines Satzes, eines Schicksals kaum hinauszögern.

Wo die Reisenden verstummen, setzt eine andere Rede ein, die des Gerüchts, die einer medienbewussten Spannungsdramaturgie und die einer

122 Mittheilungen 1867, S. 1.

123 Mittheilungen 1868, S. 294.

124 Mittheilungen 1867, S. 275f.

125 Ebd., S. 31f.

kriminalistischen Spurensuche. Das bereits erwähnte Verhör, das der britische General-Konsul in Tripolis, Oberst Herman, mit Mohammed ben Sliman geführt hat, präsentieren die *Mittheilungen* in Form eines Protokolls über mehrere Seiten.

Ihr Name? – Mohammed ben Suleiman.

Ihr Geburtsort? – Kuka in Bornu.

[...]

Begegneten Sie auf Ihrer Reise nach Morzuk einem Christen (v. Beurmann)? – Ja, zu Aghadem.

Wo ging er hin? – Seine ursprüngliche Absicht war, nach Wara zu reisen, als er aber von mir die Einzelheiten von Dr. Vogel's Tod erfuhr, beschloss er, in Kaskaua an der Grenze zu halten und von jenem Punkt aus dem Sultan zu schreiben und die Herausgabe von Dr. Vogel's Effekten zu fordern. Er wünschte, dass ich ihn begleitete, aber ich schlug es ab, weil ich einem gewissen Tode entgegen gegangen wäre.

Glauben Sie, dass sein Leben in Gefahr sein würde, wenn er nach Wara gehen sollte? – Ich glaube es und dieses sagte ich ihm.¹²⁶

Mohammed ben Suleiman wäre demnach nicht nur Augenzeuge des Todes von Vogel gewesen, sondern auch der letzte Zeuge, der Beurmann gesehen hat. Wenn das stimmt, und wenn es weiterhin stimmt, dass Beurmann im Wadai ermordet worden ist, dann hätte er einmal mehr eine Warnung ignoriert und eine verbotene Grenze überschritten. Das muss nicht so gewesen sein, aber die Aussage Mohammeds – die keineswegs ‚wörtlich‘ überliefert ist, sondern als deutsche Übersetzung eines nachträglich erstellten englischsprachigen Protokolls des auf Arabisch geführten ‚Verhörs‘ – fügt der Geschichte, über die zuvor nur Beurmann selbst Auskunft gegeben hat, etwas hinzu. Mit dem fremden Blick auf Beurmann (wie verzerrt auch immer er protokolliert sein mag), taucht der Verdacht auf, dass dessen von ihm selbst als Tugend beschriebene Ungeduld ihn in den Tod getrieben haben könnte. In den Versuchen, das Dickicht der Gerüchte zu lichten, zersetzt sich die eine, autoritative Wahrheit, und es tauchen Varianten und Alternativen auf, die nicht mehr, wie die Koordinaten der Karte, rechnerisch zu bezwingen sind.

Wenn sich mit dem Verschwinden Vogels und Beurmanns die Darstellung von den Hauptartikeln (und damit von der ‚großen Geschichte‘ des geographischen Fortschritts) in die *Geographischen Notizen* verlagert, ändert sich der Stil der Darstellung grundlegend. Die Reiseroute ist nun nicht mehr durch Messungen definiert, sondern durch Begegnungen mit Menschen, die über das Schicksal der Verschollenen Auskunft geben, und der Blick ist nicht mehr

¹²⁶ Mittheilungen 1863, S. 225-227.

in eine Zukunft gerichtet, die ständig neue, ‚verlässlichere‘ Daten produziert, sondern es geht um die Rekonstruktion eines vergangenen Geschehens. Die Texte, in denen das geschieht, nun meist in den *Notizen*, gleichen zunehmend einer Kriminalakte. Immer wieder ist ausdrücklich von Verhören die Rede, und mindestens ebensoviel Akribie wie das Zusammenfügen von Aussagen erfordert die Feststellung der Glaubwürdigkeit der Zeugen. Nicht mehr die *Reduktion* auf einfache Naturgesetze ist hier gefragt, sondern ein individueller Fall ist zu rekonstruieren, und dabei tritt neben das Wissen um Orte ein Wissen von Menschen.

Dies hat zwei Konsequenzen: Zum einen tummelt sich unversehens eine ganzen Reihe ‚fragwürdiger‘ Existenzen auf der afrikanischen Bühne, Abenteurer wie der Elephantenjäger Teodoro Evangelisti, wie Francesco Salemi alias Soliman oder Mohammed ben Suleiman. Ob die drei nun eine Person sind, und ob Salemi wirklich wegen eines Verbrechens an die Peripherie des Osmanischen Reichs verbannt gewesen ist oder nicht: Der Sizilianer spricht offensichtlich mehrere Sprachen und ist mit den politischen Verhältnissen vertrauter als die Reisenden. Dennoch gehört er zu jenen fragwürdigen Figuren, die, würden sie nicht irgendeine Auskunft über die Verschollenen versprechen, außerhalb der wissenschaftlichen Netzwerke geblieben wären, so wie bereits der erste Europäer in Timbuktu, René Caillié. Die wiederkehrende Behauptung, dass nur Europäer – und das heißt: *seriöse* Europäer im Dienst der Wissenschaft – „bestimmten Aufschluss erlangen werden“,¹²⁷ kann man als – vergeblichen – Versuch verstehen, das Eindringen dieser Abenteurer einzudämmen.

Zum anderen tauchen nun zunehmend Zweifel am Selbstbild und der Selbstdarstellung der Forscher auf. Während die Nebenfiguren eine Stimme bekommen, verlieren die Helden an Souveränität. Wenn der Dolmetscher, den Beurmann mit viel Mühe engagiert hatte, ihn bereits nach wenigen Tagen im Streit wieder verlassen hat, wie hat er sich dann verständigt? Oder wenn Vogels Gesundheitszustand tatsächlich so bedenklich gewesen sein sollte, dass ein englischer Arzt in Tripolis „sich wundern müsse, wie man dazu gekommen sei einen solchen Mann nach einem so ungesunden und verderblichen Klima zu schicken; sein Magen habe nicht einmal Obst ertragen können, es sei also wohl sicher, dass die ungewohnten Nahrungsmittel ihn sehr bald aufs Krankenlager geworfen hätten, von welchem er aus Mangel an zweckmässiger Pflege nicht wieder aufgestanden sei“,¹²⁸ wie verhält sich ein solcher Eindruck zum Bild des unaufhaltsam voranschreitenden Helden? Und wenn ein von Munzinger

¹²⁷ Mittheilungen 1860, S. 440-441.

¹²⁸ Ebd., S. 441.

befragter Zeuge berichtet, Vogel solle „sich im Arabischen nur unvollständig haben ausdrücken können“,¹²⁹ was soll man dann von seinen eigenen Darstellungen halten, denen zufolge er immer wieder mit hochgebildeten Würdenträgern der von ihm besuchten Städte über Politik, Religion und Kultur diskutiert oder sich in schwierigen Verhandlungen souverän behauptet haben will?

Solche Zweifel finden, anders als etwa fehlerhafte Positionsbestimmungen, die Petermann ausführlich diskutiert, kaum Eingang in die ‚offizielle‘ Version der Geschichte, aber sie zirkulieren in den *Geographischen Notizen*, mit denen die *Mittheilungen* auch eine Geschichtsschreibung des Marginalen und der Marginalien etabliert haben, die aufgrund ihrer *Rastlosigkeit* einen relativ unkontrollierbaren Raum öffnen. Hier entfaltet sich ein anderes Wissen, das an die Stelle energischen *Voranschreitens* und *Reducirens* die geduldige Relektüre alten Materials setzt, das Gewichten und Umgewichten des nur vermeintlich längst Bekannten, ein philologisches und ein kriminologisches Wissen, letztlich aber ein Wissen vom Menschen. Auch hier wird an Herrschaftstechniken gearbeitet, die mindestens so effizient sind wie die Karte, die in die von Foucault beschriebene „Episteme des Menschen“ gehören. Insofern gehört auch dieses Wissen in einen präkolonialen Kontext. Aber zugleich kommen Zweifel auf an der Verlässlichkeit solcher Techniken, Zweifel, die nicht nur die ‚fremden‘, sondern auch die vermeintlich ‚vertrauten‘ Subjekte betreffen.

Während die ‚großen‘ Geschichten, die in den Hauptartikeln erzählt werden, dem ‚realistischen‘ Modell der Karte verpflichtet sind, das richtige oder falsche Messungen, aber keine Grauzonen kennt, zersetzt sich in der Spurensuche und den Zeugenbefragungen, die durch das Verschwinden der Reisenden in Gang gesetzt werden, die autoritative Gewalt der einen Erzählung. Was die Spurensuche ‚entlarvt‘, sind nicht zuletzt die Suchenden selbst, die sich immer wieder in ihren rassistischen Stereotypen verfangen – und nebenbei auch die Verschollenen in einer Mischung aus Selbstüberschätzung und Naivität erscheinen lassen. Vielleicht ist auch dieser aufkeimende Selbstzweifel ein Grund, warum die *Mittheilungen* die Akte Beurmann recht schnell geschlossen haben, jedenfalls im Vergleich zu derjenigen Vogels – obwohl die ersten Nachrichten und Gerüchte sich in beiden Fällen kaum unterschieden.

Zum Kriminalfall gerät die Heimkehr eines verlorenen Sohnes in Theodor Storms Novelle *Hans und Heinz Kirch*, erstmals erschienen 1882 in *Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften*. Die Verschollenheit des Protagonisten Heinz Kirch fällt, der inneren Chronologie der Erzählung zufolge, in den gleichen Zeitraum, in dem sich das Drama um Vogel und Beurmann entfaltet.

129 *Mittheilungen* 1862, S. 347.

Aber bei Storm ist es kein Märtyrer der Wissenschaft, sondern ein Seemann, der nach einem (in entscheidenden Passagen brieflich ausgetragenen) Konflikt mit seinem Vater den Kontakt mit der Heimat abgebrochen und seine Spuren verwischt hatte. In der kleinen Hafenstadt an der holsteinischen Ostseeküste, in der die Geschichte spielt, ist das kein besonders spektakuläres Ereignis:

Heinz war nicht wieder heimgekommen, er war verschollen; es fehlte nur, daß er auch noch gerichtlich für tot erklärt worden wäre; von den jüngeren Leuten wußte Mancher kaum, daß es hier jemals einen Sohn des alten Kirch gegeben habe.¹³⁰

Den offenbar routinierten, durch die gerichtliche Todeserklärung abzuschließenden Amtsgang unterbricht der Verschollene jedoch, als er nach zwei Jahrzehnten zurückkehrt und nun doch für ein gewisses Spektakel in der kleinstädtischen Öffentlichkeit und in der Familie sorgt. Verantwortlich dafür ist ein „Gerücht“,¹³¹ das in dem Heimkehrer einen Betrüger sehen will, einen gleichzeitig mit Heinz Kirch verschwundenen Armenhaus-Zögling, der sich nun in die wohlhabende Kaufmannsfamilie einschleichen will. Selbst Vater und Schwester tun sich schwer, in den „rauen Zügen“ des „so wüst und fremd“ auftretenden Mannes den „feine[n] junge[n] Mensch[en]“ von einst wiederzuerkennen.¹³² Und so richtet sich nun ein wahrhaft kriminalistischer Spürsinn auf die Indizien, die eine Identität bezeugen könnten. Eines dieser Indizien ist eine Tätowierung, die der Jugendliche sich einst selbst beigebracht hatte, die aber auf dem von Narben überzogenen Arm des Mannes nicht mehr erkennbar ist. Der um Auskunft gebetene alte Arzt, der die Wunde des Jungen einst behandelt hatte, hält ein völliges Verlöschen für unmöglich – offenbar eine Fehleinschätzung, wie sich später herausstellen soll, denn der vermeintliche Betrüger hatte die gleiche Tätowierung, sie hätte also auch bei ihm verlöschen müssen. Der Text löst diese Rätsel nicht auf, sondern er nutzt sie, um auf die Ambivalenz eines immer nur vermeintlich sicheren Wissens hinzuweisen. Nicht nur Körperzeichen liefern nur scheinbar sichere Markierungen der Identität. Von einer anderen Verwirrung zeugt, indirekt, der Arzt selbst, der nämlich in der Kleinstadt als „Justizrat“ firmiert: „Der Justizrat war der alte Physikus; bei dem früheren Mangel passender Alterstitel hier zu Lande waren alle älteren Physici Justizräte.“¹³³ Diese Verschiebung ist nur

130 Theodor Storm, Hans und Heinz Kirch, in: *Sämtliche Werke*, Bd. 3, hg. v. Karl Ernst Laage u. Dieter Lohmeier, Frankfurt a. M. 1998, S. 58-130; S. 83.

131 Ebd., S. 98.

132 Ebd., S. 99, S. 104, S. 99.

133 Ebd., S. 107.

scheinbar nebensächlich für den Gang der Geschichte, in der sich Identität in verschiedene, physische, psychische, soziale und normative Dimensionen aufzählet, die keineswegs immer kongruent erscheinen. So adressiert die Frage, die sich insbesondere dem Vater Hans Kirch stellt, eher eine normative als eine naturwissenschaftliche Autorität, also den Justizrat anstelle des Physikus. Sie betrifft weniger die biologische Vaterschaft als einen sozialen Zusammenhang: Ist derjenige, der sich so nachdrücklich der vom Vater vorgesehenen Rolle entzogen hat, noch ein Sohn? Es findet ein Gespräch zwischen Vater und Sohn statt, das sich dieser Frage annähert, das aber gerade im entscheidenden Moment abgebrochen wird durch den Auftritt der Schwester des Vaters, des bösen Geists der Erzählung. Sie bringt den Arzt mit ins Haus und setzt damit einem höchst fragilen Prozess der Erkenntnis und eines möglichen Anerkennens die vermeinte naturwissenschaftliche Autorität entgegen.

Zum einzigen Mal kommt in diesem Gespräch jenes *Draußen* zur Sprache, in dem der Sohn mehr als sein halbes Leben verbracht hat, „nur wilde See oder wildes Volk oder beides miteinander“. Ausgangspunkt ist ein Brief, in dem der Sohn nach zweijähriger Abwesenheit um Versöhnung gebeten hatte, dessen Annahme der Vater aber verweigert hatte. Dass der Brief unfrankiert war, galt dem Vater als hinreichendes Indiz für das ökonomische Versagen eines Sohnes, in dem er nicht mehr seinesgleichen erkennen und von dem er auch keine Nachricht lesen wollte. Und so gelangte der in Rio de Janeiro aufgegebene Brief nach sechs Monaten ungeöffnet zum Absender zurück. Eine bemerkenswerte postalische Leistung, „der Teufel hatte wohl sein Spiel dabei“, denn Heinz Kirch ist inzwischen weitergereist, auf fragwürdigen Schiffen und Routen, als ihn der Brief „in San Jago, in dem Fiebernest“ findet.¹³⁴ Das teuflische ist jedoch auch ein weltliches Spiel. Wenn, wie Karl Ernst Laage im Kommentar der *Sämtlichen Werke* mit einiger Plausibilität vermutet, mit „San Jago“ die Kapverdische Insel Sao Tiago gemeint ist,¹³⁵ dann ist der Brief, wie auch sein Verfasser, auf der ‚klassischen‘ Dreiecksrouten des transatlantischen Sklavenhandels gereist, in dem die Insel vor der afrikanischen Westküste eine Schlüsselstellung einnahm.¹³⁶ Und Brasilien gehörte um 1860, als der Brief von Rio de Janeiro nach Norddeutschland und dann nach Westafrika reist, zu den letzten amerikanischen Staaten, in denen der Sklavenhandel noch legal war. Das überschreibt den Welt(post)verkehr mit einem anderen, *schwarzen* Weltverkehr, von dem der Sohn dem Vater zu berichten versucht:

¹³⁴ Ebd., S. 98, S. 103.

¹³⁵ Ebd., S. 822f.

¹³⁶ Vgl. Philip Curtin, *The Atlantic Slave Trade*, Madison 1969.

Wen Vaters Hand verstoßen, der fragt bei der nächsten Heuer nicht, was unterm Deck geladen ist, ob Kaffeesäcke oder schwarze Vögel, die eigentlich schwarze Menschen sind; wenn's nur Dublonen gibt; und fragt auch nicht, wo die der Teufel holt, und wo dann wieder neue zu bekommen sind.¹³⁷

Der Vater jedoch ist unaufmerksam. So, wie er einst den Brief nicht gelesen, sondern nur nach dem fehlenden Porto beurteilt hatte, hört er jetzt nicht die Worte, sondern nur den Klang der „Stimme, womit diese Worte gesprochen“, der ihm, „so wüst und fremd“, erneut zum Indiz für das zerrissene Band zwischen Vergangenheit und Gegenwart wird. Die Geschichte des Sklavenhandels fallenlassend, lenkt er die Aufmerksamkeit auf ein weiteres Indiz der körperlichen Zerrissenheit, nicht aber der seelischen oder sozialen Versehrtheit des Heimkehrers, auf eine Narbe, die dessen Gesicht entstellt:

„Bist du mit Piraten im Gefecht gewesen?“ – Ein desperates Lachen fuhr aus des Jüngeren Munde. „Piraten?“ rief er. „Glaubt nur, Hans Kirch, es sind auch dabei brave Kerle! Aber laßt das; das Gespinst ist gar zu lang, mit wem ich all zusammen war!“ – Der Alte sah ihn mit erschrockenen Augen an. „Was sagst du?“ frug er so leise, als ob es niemand hören dürfe.¹³⁸

Die leise Frage findet keine Antwort, denn nun unterbricht der lärmende Auftritt der Tante das Gespräch, das Vater und Sohn, der bis zu seinem erneuten Verschwinden nur noch der „Andere“ sein wird, nicht wieder aufnehmen vermögen. Wie ein Kundschafter aus einer fremden Welt taucht der Verschollene in der Heimat auf, aber die Heimat will die Kunde nicht hören. Und so bricht er nach vierzehn Tagen zum zweiten Mal auf, und nun bleibt er endgültig verschollen. Nur der Vater wird ihn noch einmal sehen, in einer „wilde[n] Nacht“ zur „Zeit der Äquinoktialstürme“, als spukhafte Erscheinung, ein Schiffbrüchiger in der Stunde seines Todes. Aberglaube alter Seefahrer, so meint der Arzt, aber diesmal beharrt Hans Kirch auf seiner Intuition, dem Wissen des alten Seemanns: „Heinz hatte sich gemeldet, Heinz war tot, und der Tote hatte alle Rechte, die er noch eben dem Lebenden nicht mehr hatte zugestehen wollen.“¹³⁹ Rechte, die sich aus keinem naturwissenschaftlichen und keinem juristischen Gesetz herleiten, sondern aus einem Blick in ein nicht zu kartierendes Anderswo, dem Ort des Verschollenen.

Man kann, wie wiederum der Arzt, dieses Anderswo als Reich der „Träume“¹⁴⁰ beschreiben, als jenes „ungeheure Reich des Unbewußten, dieses wahre innere

137 Storm, Hans und Heinz Kirch, S. 104.

138 Ebd., S. 104f.

139 Ebd., S. 125.

140 Ebd., S. 126.

Afrika“ (Jean Paul),¹⁴¹ das in ein stabiles, kartierbares Raummodell zu übersetzen nicht nur die Medizin, sondern auch die Literatur des späten 19. Jahrhunderts zu ihrem Projekt gemacht hat.¹⁴² Bei Storm jedoch bleibt es ein Raum eigenen Rechts, dessen Existenz die Erzählung nicht in Frage stellt. Die wilde See, das wässrige, aquatische Milieu wird ihm dabei keineswegs zur Metapher eines wissenschaftlich noch nicht ganz zu fassenden Innern. Die eigentliche Provokation des geographisch-kartographischen Modells geht vielmehr von jenem *Draußen* aus, in dem sich Heinz Kirch bewegt. Storm hat eine stabile, präzise geschilderte Topographie entworfen, in der die kleine Hafenstadt mühelos als das holsteinische Heiligenhafen identifiziert werden kann, auf dessen Stadtplan die vielfältigen Wege der Protagonisten leicht zu verfolgen sind. Und auch der Verschollene bewegt sich, zwischen China, Amerika und Afrika, auf den gut kartierten Bahnen des Weltverkehrs. Gerade diese Lokalisierbarkeit im Realen aber macht das, was er dort erlebt hat, so bedrohlich, dass man es nur so leise aussprechen kann, „als ob es niemand hören dürfe.“ Die Kunde des Verschollenen stammt nicht aus dem ‚wahren inneren Afrika‘ der (europäischen) Psyche, sondern von einem Weltmeer, das Kolonialhistoriker als „Black Atlantic“¹⁴³ beschrieben haben: Das „Gespinst“, das Heinz Kirch nur benennen, nicht aber aufzulösen vermag, verknüpft den regionalen Handelsverkehr auf Ost- und Nordsee, dem die kleinstädtischen Reeder wie Hans Kirch ihren Wohlstand verdanken, mit einem Weltverkehr, auf dem rechtschaffener Handel, Menschenhandel und Piraterie niemals klar zu trennen sind. Als Grenzgänger weniger zwischen Leben und Tod als zwischen Gut und Böse wird der Verschollene selbst zum Indiz, zum Symptom eines Traumas, das in keiner individuellen Psyche, sondern im Weltmeer residiert: Das Trauma einer Globalisierung, in dem das Andere der ‚christlichen Seefahrt‘ lauert, das Spiel des Teufels, das globale Spiel eines Kapitals, das niemals fragt, „was unterm Deck geladen ist“.

141 Jean Paul, *Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele*, in ders.: *Werke*, hg. v. Norbert Miller, Bd. 6, München 1963, S. 1182.

142 Vgl. dazu Daniela Gretz, *Das ‚innere Afrika‘ des Realismus. Wilhelm Raabes *Abu Telfan* (1867) und der zeitgenössische Afrika-Diskurs*, in: Neumann/Stüssel (Hg.), *Magie der Geschichten*, S. 197-216.

143 Paul Gilroy, *The Black Atlantic. Modernity and Double Consciousness*, Cambridge/MA 1993.

Kapitel 5
Eine Karte des Verschwindens

VIER MÄRTYRER DEUTSCHER WISSENSCHAFT IN INNER-AFRIKA.

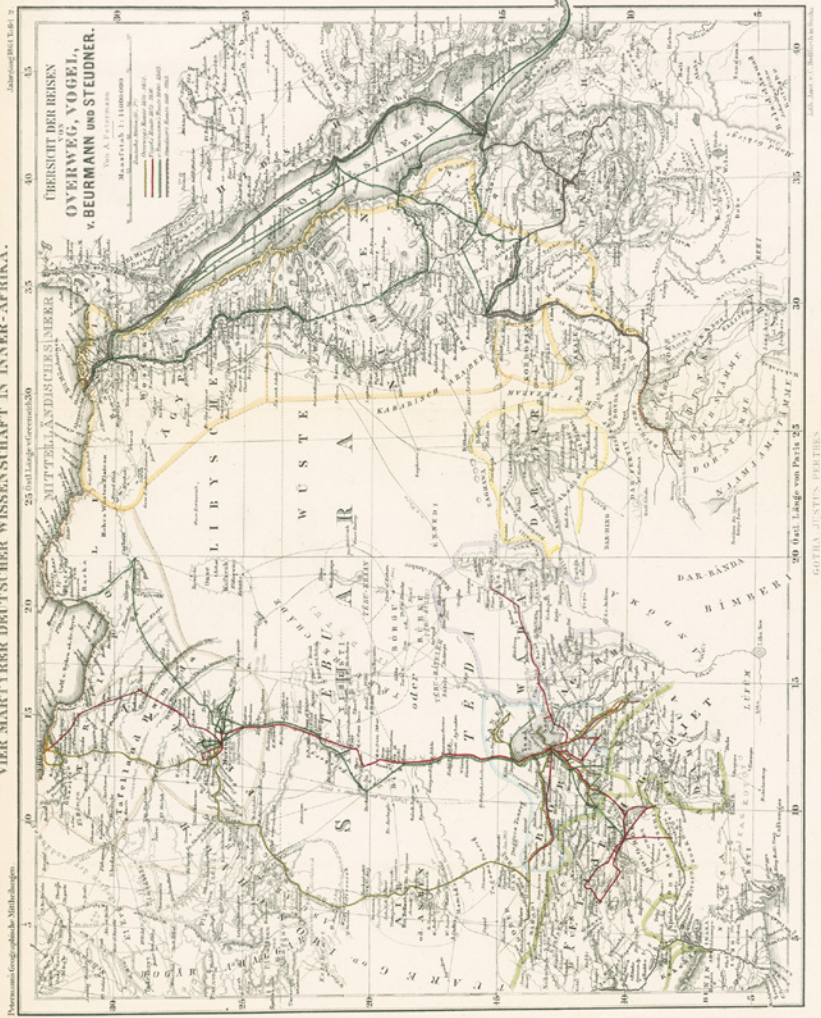


Abb. 12 „Vier-Märtyrer deutscher Wissenschaft in Inner-Afrika“, August Petermann, 1864

Während sich die Fallgeschichten der Verschollenen in den *Geographischen Notizen* allmählich entfalten, vollendet Petermann das ambitionierteste kartographische Projekt seines ersten Gothaer Jahrzehnts, die zehn Blätter umfassende *Karte von Inner-Afrika nach dem Stande der geographischen Kenntniss in den Jahren 1861-1863*, die im Dezember 1863 mit der Publikation der letzten beiden Blätter ihren zumindest vorläufigen Abschluss findet. Einer der weißen Flecken auf der Karte Afrikas ist getilgt.

Im Archiv des Perthes Verlags sind neben der Karte auch zwei Entwurfsstufen erhalten, die sehr gut die kartographischen Operationen illustrieren, in denen ein idealtypisches „Endresultat neuer geographischen Forschungen“ entsteht. Der Geographiehistoriker Imre Joseph Demhardt hat einen Ausschnitt aus dem *Wadai und Bagirmi* gewidmeten Blatt – erschienen in dem gleichen Ergänzungsheft, das auch den Bericht über *Moriz v. Beurmann's Aufenthalt in Mursuk und Reise von Mursuk nach Wau* enthält, in dem erste Gerüchte über dessen „Beraubung, wenn nicht Ermordung“ diskutiert werden [Kapitel 3] – gewählt, um einen Einblick in die „Werkstatt“ der Gothaer Kartographie zu geben, zugleich aber zu zeigen, wie vorläufig deren „Endresultat“ in diesem Fall ist.¹⁴⁴ Ein Teil der „ausgedehnten terra incognita“, die sich östlich des Tschad-Sees erstreckt, ragt hier in das kartographierte Territorium hinein und formuliert damit, so Demhardt, einen forschungsorientierenden Imperativ, der die Richtung für neue Entdeckungsreisen vorgibt.¹⁴⁵ Jedoch, und das scheint uns in der Sequenz mit gleicher Signifikanz hervorzutreten, deutet diese imperative Geste nicht nur ins Territorium, das heißt in Richtung Wadai, sondern auch auf das Kartenblatt selbst, indem sie nicht nur anzeigt, wo, sondern, betrachtet man die Folge der beiden Vorstufen und der publizierten Karte, auch wie die Karte sich dem projektierten „Endresultat“ annähern soll.

144 Imre Josef Demhardt, *Der Erde ein Gesicht geben*. Petermanns Geographische Mitteilungen und die Entstehung der modernen Geographie in Deutschland (Katalog zur Ausstellung der Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha 2005), Gotha 2006, S. 32-37 und S. 43-45 sowie die Abbildungen 16-18, die zwei Vorstufen im Vergleich mit der ‚fertigen‘ Karte zeigen.

145 Demhardt, *Der Erde ein Gesicht geben*, S. 36.

Das erste, von Bruno Hassenstein gezeichnete, Konzept zeigt eine graphische Darstellung verschiedener Itinerarien, ein Netz von Routen.¹⁴⁶ Im zweiten Entwurf, einer farbigen Handzeichnung ebenfalls von Hassenstein, wird die Landschaft dominanter, Flüsse, Seen und Berge füllen nun den Raum zwischen den Routen, die aber weiterhin sehr prominent präsent sind. Verschwunden sind allerdings bereits weitgehend die Zeitangaben, in denen im ersten Entwurf die Entfernungen gemessen werden – „2 1/2 Tage“, „10 Tage nach Burkhardt p. 67“, „7 Stunden“: Das bezieht sich auf Wege, die individuelle Reisende tatsächlich gegangen sind, Reisende, die dabei vielfältigen Einflüssen unterworfen waren, die sie oft nicht kontrollieren konnten und die zu Abweichungen, Unterbrechungen, Irrwegen geführt haben. Das ist im zweiten Entwurf schon weniger erkennbar, der die Entfernungen nun in Meilen angibt, die mit dem Stechzirkel gemäß des einheitlichen Maßstabs abzumessen sind. Auf der fertigen Karte, einem kolorierten Kupferstich, für den nun Hassenstein und Petermann verantwortlich zeichnen, sind die kontingenten Routen zu einem scheinbar festen Wegenetz geronnen, und aus den Punkten, an denen sie sich kreuzen, sind Dörfer und Städte geworden. Verschwunden ist dagegen das engmaschige Karo des Zeichenpapiers. An seine Stelle ist das sehr viel weitere Netz der Längen- und Breitengrade getreten, und während sich Routen und Landschaften in den Entwürfen noch auf dem Grund des leeren Karo-Papiers abzeichnen, erscheint das fertige Kartenblatt einheitlich grundiert. Die Differenz zwischen dem Medium Papier und den Zeichen ist damit dem Anschein nach geschwunden, Punkte, Linien und Grund bilden einen homogenen Kartenraum, der auf einen ebenso homogenen Raum verweist, der Landschaften, Wege und Orte enthält und der sich nun vor dem Auge des Betrachters entfaltet. Die Karte erscheint geschlossen, sie gibt sich nicht mehr als das Ergebnis intensiver Datenverarbeitung, als mathematisch-geometrische Konstruktion auf Papier zu erkennen. Damit erscheint sie auch nicht mehr als das Ergebnis von Bewegungen, die die Messungen und Berechnungen ermöglicht haben; sie hat gleichsam ihr *off*, das im Papier des Entwurfs noch durchschimmerte, hinter der durchgehenden Grundierung versteckt.

Sehr dominant tritt im Kartenbild dafür eine andere Art von Linien hervor: die Grenzen, die verschiedene politische Einheiten trennen, auch wenn über deren Charakter und Ausdehnung häufig nur sehr wenig bekannt ist. Grenzen gehören zu einer Karte, das hat Petermann an anderer Stelle im Blick auf nicht

146 Von einem „große[n] Netz von Itinerarien, welches unsere jetzige Kenntnis von Bagirmi, Wadai und den benachbarten Landschaften ausmacht“ spricht Hassenstein auch in seinem *Mémoire zur Karte von Inner-Afrika* (in: Mittheilungen, Ergänzungsband 2, S. 4); groß heißt hier v. a. grobmaschig: „im Süden dagegen fehlte jeder sichere Anhalt gänzlich“.

weniger prekäre Grenzziehungen betont. Als er 1868 eine Karte der polynesischen Inselwelt publiziert, weist er im Kommentar auf die – heuristische – Ordnungs- und Orientierungsfunktion von Grenzen hin: „Der Klarheit wegen, und um in die Gruppierungsbegriffe Polynesiens System und Bestimmtheit einzuführen, ist es in dieser neuen Karte versucht worden, das ganze Gebiet durch bestimmte Grenzlinien in ähnliche Unterabteilungen zu zerlegen wie das Festland.“¹⁴⁷ Kaum weniger spekulativ als die experimentell eingeführte Kerbung des „mare incognitum“¹⁴⁸ ist die Gliederung der „terra incognita“ Zentralafrikas. Für die Reisenden jedenfalls stellten sich die Grenzverläufe weit weniger übersichtlich dar als auf der Karte; die Unsicherheit darüber, in wessen Territorium man sich gerade befand, und welche Routen von wem kontrolliert wurden, gehört zu den wiederkehrenden Motiven der in den *Mittheilungen* zu lesenden Briefe und Reiseberichte.

Die Afrika-Karte versteckt die Lücken im geographischen Wissen keineswegs. Weite Flächen bleiben leer, andere werden mit Verweisen auf unsichere Quellen („Weg nach E. de Lauture's Erkundigungen“), alternierende Nomenklaturen („Etang od. Maé Sakramban?“) oder ungeklärte politische Verhältnisse („Wahrscheinliche Westgrenze von Wadai“) versehen. Der kartographische Imperativ aber, *dass* es Grenzen gibt, wird ebensowenig in Frage gestellt wie die Annahme, dass sich an einem topographischen Punkt nur *ein* Ort befinden kann, auch wenn unterschiedliche Menschen nicht nur unterschiedliche Namen dafür haben, sondern noch unterschiedlichere Vorstellungen damit verbinden. Unhinterfragt bleibt ebenfalls, dass eine Linie nur *einen* Weg markieren kann, selbst wenn es immer wieder andere Reisen sind, die ihn, zu Sommer- oder Winter-, zu Kriegs- oder Friedenszeiten, überhaupt erst zum Weg werden lassen.

Und so sind die Markierungen der Unsicherheit vor allem Markierungen der Vorläufigkeit, ein Hinweis darauf, dass die kartographische Operation, die ein Territorium erscheinen lässt, indem sie die individuellen Personen und Ereignisse, die dieses Erscheinen erlauben, zum Verschwinden bringt, noch nicht zum Abschluss gekommen ist.

Als relationales Gefüge von Punkten und Flächen definiert Petermanns „Karte der Gegenwart“, um noch einmal seine grundlegende Bestimmung aufzugreifen, zugleich die Richtung, in welche sie zu verbessern wäre: durch genauere Ortsbestimmungen. Diese zu liefern, war denn auch die vorrangige Aufgabe der Reisenden, die in der Nachfolge von Barth aufgebrochen waren, um zu Petermanns großem Kartenprojekt beizutragen. Was sie sonst noch

147 *Mittheilungen* 1868, S. 373-375; S. 374.

148 *Ebd.*, S. 375.

an Erfahrungen liefern konnten, findet keinen Eingang in das Wissen der – physikalisch-topographischen – Karte. Damit aber verändert sich auf dem Weg von der Skizze über den Entwurf zur Karte nicht nur die Darstellung, sondern auch das Dargestellte. Nicht nur das geographische Wissen verfestigt und verstetigt sich, sondern auch das dargestellte Territorium selbst scheint in der Übersetzung von der *Linienhaftigkeit* der Skizze in die *Flächigkeit* der Karte homogener zu werden. Verlorengegangen ist die Erfahrung des Weges als konkretes physisches Phänomen, das weder auf eine zwei Punkte verbindende Linie beschränkt bleibt, noch eine homogene Fläche konstituiert; verlorengegangen ist aber auch die Heterogenität dieses Raumes als ‚undurchschautes‘ Geflecht physischer wie politischer Möglichkeiten und Widerstände.

Schon einen Monat nachdem die Zehnblattkarte vollständig vorlag, im Januar 1864, konnte Petermann von einem neuen Aufbruch berichten. Im ersten Artikel ihres zehnten Jahrgangs präsentieren die *Mittheilungen* – erneut in einer dichtgefügt Dramaturgie der Auf- und Abtritte – einen neuen Reisenden, dessen Ziel einmal mehr Timbuktu heißt: *Gerhard Rohlfs' Reise von Algier gegen Timbuktu hin* erweckt einerseits die Hoffnung, endlich die von Barth gelieferten Daten verbessern zu können, andererseits verspricht seine geplante Route, die westlich von dem in der Zehnblattkarte erfassten Gebiet und von Barths Weg nach Timbuktu verläuft, dem Zeitschriftentitel entsprechend *neue Erforschungen*.

Im gleichen Heft jedoch führt Petermann seine Leserinnen und Leser noch einmal in das *alte*, bereits erfasste Territorium – und in das eigene Archiv – zurück, indem er den „kühn und doch besonnen zugleich“ vorwärtsschreitenden Rohlfs in eine „gelichtete Reihe der Afrikanischen Reisenden eintreten“ lässt und dabei insbesondere an den „kühnen, energisch vorwärts dringenden v. Beurmann“ erinnert, „der an der Westgrenze des mohammedanischen Wadai hingemordet wurde“.¹⁴⁹ Es ist das erste Mal, dass Beurmann ausdrücklich für tot erklärt wird, auch wenn Ort und Umstände seines Endes immer noch nicht eindeutig geklärt sind. Das ist auch ein Eingeständnis des Scheiterns von Seiten Petermanns. Anders als die anderen vom *Hilfs-Comité* zur Suche nach Vogel ausgesandten Expeditionen war Beurmann entlang der von Petermann projektierten Route gereist, mit den ersten Blättern der Zehnblattkarte im Gepäck, deren letzte Blätter erschienen, als er bereits verschollen war - in genau dem Territorium, das auf diesen Blättern dann kartographisch Gestalt annehmen sollte. Zwar gemahnt Petermann noch einmal an die Notwendigkeit, Opfer zu bringen, auf die er im *Exposé* des *Hilfs-Comités* und auch andernorts beständig hinweist. Dennoch scheint sich ein gewisses Unbehagen in die

¹⁴⁹ Mittheilungen 1864, S. 1.

leichte, aber signifikante Verschiebung einzutragen, in der das *Voranschreiten* Beurmanns und Rohlf's charakterisiert wird: *kühn, energisch vorwärts dringend* der erste, *kühn und doch besonnen zugleich* der zweite. Die Besonnenheit war bis dahin im Tugendkanon von Petermanns Forscher-Heroen nicht zu finden.

Petermanns Nachruf auf Beurmann liest sich fast wie ein Abgesang auf jene Rastlosigkeit, die er den Reisenden mit auf den Weg gegeben hat. Eine Rastlosigkeit, in der Beurmann eine Adresse erzeugt, an der er niemals zu finden sein sollte:

Verrathen, verlassen, beraubt, immer wieder in seinen Planen gekreuzt, körperlich geschwächt, wankte seine Seelenstärke auch nicht um ein Haar breit, und von solcher Hoffnung ist er noch bis auf den letzten Augenblick dermassen beseelt gewesen, dass er in den drei kurzen Briefen an Dr. Barth drei Mal ausdrücklich erwähnt, er werde fernere Sendungen, namentlich auch die schon in Kuka zum Abschluss gebrachten Briefe an A. Petermann, die wahrscheinlich die geographischen Resultate seiner Reisen enthalten, erst von Wadai aus über Chartum nach Europa befördern und er wünsche Sendungen von Europa auf demselben Wege.¹⁵⁰

Barth hat diesen Wunsch an Petermann weitergeleitet, er hat aus diesem Anlass aber vor allem sein Erstaunen über die darin zum Ausdruck kommende Weltfremdheit betont:

So grenzt es an Verrücktheit, wenn er sagt, der Mallem Mohammed, die gegenwärtig wichtigste politische Person in Bornu, habe ihm versprochen, ihm den Diwan von Bornu dasselbe Geschichtswerk das ich in 2 Exemplaren nach Europa befördert und bekannt gemacht – nach Wadai nachzuschicken!!¹⁵¹

In der Tat scheint Beurmann die *terra incognita* eher als eine *terra nullius* zu betrachten, ein Land, in dem sich europäische Forscher nach Belieben bewegen oder auch „an bestimmten Punkten Stationen“ einrichten können, „wo vier, fünf junge Leute mit einigen Europäischen Dienern ein Paar Jahre lang bleiben, um das Land zu studiren“, bevor sie dann durch frische Teams ersetzt werden. Diesen Vorschlag zur Reorganisation der Afrika-Forschung hatte Beurmann 1861 entworfen.¹⁵² Sinn einer solchen, die Forschung anonymisierenden Organisation ist es, das *Studium* vom „Übel“ der „individuellen Standpunkte“

¹⁵⁰ Ebd., S. 27.

¹⁵¹ Barth an Petermann, 12.12.1863 (SPA ARCH PGM 039/06, Folio 119); zum Diwan von Bornu vgl. Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 2, S. 276ff. Vgl. 039/06, Folio 1123, v. 31.10.1863, wo Barth andeutet, Beurmann sei verantwortlich für seinen eigenen Tod.

¹⁵² [M. v. Beurmann,] v. Beurmann's Reise in Nubien und im Ägyptischen Sudan, in: *Mittheilungen* 1861, S. 369-371; S. 369.

einzelner Reisender zu befreien. Ausdrücklich werden damit gleichermaßen eine zu große Vertrautheit mit dem Land als auch die Rücksichtnahme auf dessen politische und kulturelle Verfasstheit als wissenschaftsfremd klassifiziert. Erfahrungen zu sammeln wird zur Sache der Diener, denen die Aufgabe zufällt, die Infrastruktur zu sichern, die es den *jungen*, das heißt wohl vor allem, nicht durch eigene Erfahrungen vorbelasteten, Wissenschaftlern ermöglicht, ihre Studien zu betreiben, ohne allzu sehr mit dem studierten Land in Berührung zu kommen. Barth hat (davon wird das nächste Kapitel handeln) diesem Wissenschaftsverständnis nicht nur sein eigenes, fünfbändiges Reise-*werk* als eine monumentale Ausfaltung der „eigenen Standpunkte“ entgegengesetzt, er hat auch wiederholt darauf hingewiesen, dass die oft irritierende Naivität, mit der sich die Reisenden im Geflecht undurchschaubarer physischer wie politischer Möglichkeiten und Unmöglichkeiten bewegen, zumindest mitverantwortlich ist für das, was dann ihr Martyrium heißen wird.

Auf den Verdacht der *Verrücktheit* ist Petermann nicht eingegangen. Er hat zu diesem Zeitpunkt bereits eine andere Rolle für Beurmann vorgesehen, ebenso wie für Eduard Vogel, Adolph Overweg und Hermann Steudner, „die an der gleichen Aufgabe arbeiteten und wie jener tief im Innern des Afrikanischen Kontinents begraben liegen, Opfer des Klima's oder der Barbarei, Märtyrer Deutscher Wissenschaft“.¹⁵³

Petermann greift damit eine Formulierung auf, die bereits Karl Andree in dem von ihm herausgegebenen Magazin *Globus* gebraucht hatte, das seit 1862 als *Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde* den *Mittheilungen* vor allem auf populärwissenschaftlichem Feld Konkurrenz machte. Im April 1862 präsentiert auch Andree einen Überblick über *Die neuen Entdeckungsreisen in Afrika*, an dessen Ende er auf das Schicksal Vogels eingeht, dessen Tod ihm außer Frage zu stehen scheint, dessen Heimholung ins Reich des Wissens er aber zur patriotischen Pflicht erklärt:

Aber einen solchen Todten darf Deutschland nicht ruhen lassen, er darf für uns nicht verschollen sein; wir wollen Gewißheit über das Schicksal jenes Märtyrers der Wissenschaft haben.¹⁵⁴

153 August Petermann, Moriz [sic] v. Beurmann's Tod nebst Übersicht seiner Reise (1861-1863) so wie derjenigen von Overweg (1850-1852), Vogel (1853-1856) und Steudner (1861-1863), in: *Mittheilungen* 1864, S. 25-30; S. 27.

154 Die neuen Entdeckungsreisen in Afrika, in: *Globus*, 1. Jg., Heft 4, April 1862, S. 107-110; S. 110; für den Hinweis auf den Artikel danken wir Daniela Gretz. Zum *Globus* vgl. auch Kirsten Belgum, *Popularizing the World: Karl Andree's Globus*, in: *Colloquia Germanica* 46, 3, 2013, S. 245-265.

Petermann und dessen eineinhalb Jahre zuvor gegründetes Gothaer *Hülf s-Comité* geflissentlich ignorierend, inszeniert Andree indirekt zugleich einen kleinen „guerre de journaux savants“, wie Jules Verne ihn dann in den *Cinq semaines en ballon* nachstellen wird [Kapitel 1]. Wenn Andree über Heuglin schreibt, „daß er sich auf den Plan einer Reise vom Mittelmeere, durch das unbekannte Land der Tibbus nach Wadai gar nicht einließ, sondern, was allein verständig erscheint, Chartum zum Ausgangspunkte gewählt hat“,¹⁵⁵ dann dürfte zumindest dem geographisch interessierten Publikum klar gewesen sein, dass es Petermanns Plan ist, den Heuglin selbstverständlich ignoriert, und dem folgend, wie in Petermanns *Instruction* vorgezeichnet, Beurmann zum Märtyrer werden wird.¹⁵⁶

Es ist also in gewisser Weise eine Wiederaneignung der Geschichte, wenn nun auch Petermann seinen eigenen *martyrologue* entwirft, seinerseits ohne Hinweis auf Andree. Die entscheidende Anregung scheint wohl auch eher von Jules Verne zu stammen, dessen Roman übrigens der gleichen französischen Vorlage folgt wie auch Andrees Bericht, nämlich einem Artikel zu Eduard Vogel, der hier als „bon astronome“ gerühmt wird, in der Pariser illustrierten Zeitschrift *Le Tour du Monde, nouveau journal des voyages*.¹⁵⁷

Petermann hat die *Cinq Semaines en Ballon* noch im Jahr ihres Erscheinens, 1863, gelesen. Im Juli 1863 erscheint im *Magazin für die Literatur des Auslandes* eine recht freie Übersetzung von Auszügen des Romans, ohne Gattungsnennung, ohne Martyrologium, aber mit dem Auftritt Petermanns.¹⁵⁸ Auch sonst, jenseits dieses Verweises, der aus der fiktionalen Welt des Romans in die reale Welt der Geographie führt, ist der Text, der unter der Rubrik „Afrika“ und nicht, wie für einen französischen Roman zu erwarten, unter „Frankreich“ zu finden ist, vollkommen im Stil eines ‚tatsächlichen‘ Reiseberichts gehalten. Lediglich eine Fußnote erklärt augenzwinkernd, die Redaktion wage

155 Globus 1862, S. 110.

156 Vgl. Fn. 68 und 110.

157 *Le Tour du Monde* 1861, S. 408f.; 1860 hatte *Le Tour du Monde* einen ausführlichen Artikel zu Barth gebracht.

158 „Eine fünfwöchige Luftreise quer über Afrika“, in: *Magazin für die Literatur des Auslandes*, 32. Jg., No. 29, 22. Juli 1863, S. 344-347; S. 345. Der Auszug ist im Übrigen ein illustratives Beispiel für die präkoloniale Formation rassistischer Stereotype. Sehr breiten Raum nehmen die rassistischen Schilderungen abergläubischer ‚Eingeborener‘ ein, die die Ballonfahrer als Teufel bekämpfen oder als Götter anbeten, oder sich als ‚fanatische‘ Moslems grundsätzlich feindlich verhalten; so nimmt die ‚spannende‘ Verfolgungsjagd am Ende des Romans fast die Hälfte des Auszugs ein, in dem die Reise zum militärischen Kommandounternehmen mutiert. Dass eine ‚Forschungsreise‘ sich den Weg mit Waffengewalt bahnen muss und darf, erscheint hier – wie auch in vielen anderen Darstellungen, auch in den *Mittheilungen* – als Normalität.

nicht, „für die Authentizität der Erzählung einzustehen“.¹⁵⁹ Petermann hat darauf seinerseits mit einer Fußnote geantwortet, die er im September-Heft 1863 der *Mittheilungen* einem Artikel zur *Übersicht der neuesten bereits im Gange befindlichen oder projektirten Afrikanischen Reisen* hinzufügt. Zwar glaube er, so heißt es dort, seinen Leserinnen und Lesern nicht eigens erklären zu müssen, „dass das Ganze ein blosses Phantasiestück ist“, die *Cinq Semaines* also keinen Anspruch erheben können, in eine seriöse Übersicht über wirkliche Reisen aufgenommen zu werden. Gerade damit aber nimmt er sie doch auf, am Rande, als Fußnote. Und wenn er sich dort noch einmal ausdrücklich vom *Magazin für die Literatur des Auslandes* abgrenzt, tut er das in einer ähnlich vielsagend-nichtssagenden Formulierung: „Dem Kundigen brauchen wir freilich nicht erst zu sagen, was er von Jules Verne's Buch [...] zu halten habe“.¹⁶⁰ Petermann wusste ganz gut, was er von dem „Phantasiestück“ zu halten habe. Schon im folgenden Monat beschreibt er, in einem Artikel für die *Kölnische Zeitung*, die Afrikaforschung erstmals selbst als Martyrium: „Die deutsche Expedition in Inner-Afrika. Wahrscheinlicher Tod Moritz v. Beurmann's. Neueste Nachrichten von Th. v. Heuglin. Die Märtyrer deutscher Wissenschaft“.¹⁶¹ Anfang des folgenden Jahres präsentiert er dann seine eigene *Martyrologie*, nicht nur im Text, sondern er holt die Fiktion gewissermaßen wieder in die Wirklichkeit und vor allem in das Medium zurück, in dem er sich sehr viel souveräner bewegt als Andree, in die Karte, die dem Januar-Heft der *Mittheilungen* beigelegt ist: *Vier Märtyrer Deutscher Wissenschaft in Inner-Afrika*.

Damit kehrt Petermann auch kartographisch überraschend schnell an den Ort zurück, dessen Erfassung mit der nur einen Monat zuvor vollendeten Zehnblattkarte zumindest vorläufig abgeschlossen sein sollte. Nicht nur ihr Titel weist die neue, und doch nicht so neue, Karte als ein eigenwilliges Produkt innerhalb der *Mittheilungen* aus. Kartographisch fällt sie hinter den Stand der Zehnblatt-Karte zurück, die weitaus detaillierter und präziser das aktuelle geographische Wissen über das Innere Afrikas präsentierte als jene bereits veraltete Vorlage der Märtyrer-Karte, auf die Petermann einen Monat später allein „der übersichtlichen Darstellung der Reiserouten“ halber zurückgreift. Wenn er dabei ausdrücklich betont, dass die neue Karte „keinen geographischen

159 Eine fünfwöchige Luftreise, S. 344.

160 August Petermann, Übersicht der neuesten bereits im Gange befindlichen oder projektirten Afrikanischen Reisen, in: *Mittheilungen* 1863, S. 337-339; S. 339, Fn. 1 (Redaktionsschluss des 9. Heftes war der 1. September).

161 *Kölnische Zeitung* vom 30.10.1863; vgl. Johannes H. Voigt, Die Erforschung Australiens. Der Briefwechsel zwischen August Petermann und Ferdinand von Mueller 1861-1878, Gotha 1996, S. 51.

Werth beansprucht, vielmehr der Berichtigungen sehr bedarf“,¹⁶² dann befreit er sie von dem Anspruch, auf den er selbst eigentlich alle in den *Mittheilungen* erscheinenden Karten verpflichtet hatte, nämlich „das Endresultat neuer geographischen Forschungen zusammenfassen und graphisch veranschaulichen“ zu sollen¹⁶³ – wie es paradigmatisch die Zehnblattkarte tut, deren erste Blätter als „l'excellente carte qui lui servait de guide“ schon die Reise Fergussons angeleitet hatten.

Es ist kein *neues*, sondern ein *anderes*, ein verblichenes, aber doch im Archiv aufbewahrtes Wissen, das die Karte der Märtyrer demgegenüber präsentiert. Wenn Petermann der veralteten Vorlage die Routen von vier Reisenden (wieder) einzeichnet, die während des vorangegangenen Jahrzehnts in dem auf der Zehnblatt-Karte präsentierten Territorium ihr Leben verloren hatten oder verschollen waren, dann geht er noch einmal hinter das *Endresultat* zurück und erinnert an den Prozess, dem sich dieses Endresultat verdankt. Greifbar wird dabei ein doppelter Prozess, der einerseits, wie der Rückgriff auf die ältere Karte vergegenwärtigt, auf den Gothaer Zeichentischen stattfindet, sich aber andererseits, darauf verweisen die eingezeichneten Routen, auf afrikanischem Territorium abspielt. So dokumentiert die *Märtyrer*-Karte, was die Zehnblattkarte zum Verschwinden gebracht hatte: das Verschwinden selbst, insbesondere das Verschwinden jener Reisenden, die verschollen sind. Sie repräsentiert ein Wissen um ihre Wege sowie um die Orte – oder *Nicht-Orte* –, an denen ihre Reisen ein unerwartetes Ende gefunden haben, ein Wissen um oftmals abenteuerliche Erlebnisse und tragische Schicksale, denen die Leserinnen und Leser der *Mittheilungen* manchmal über Jahre hinweg folgen konnten. Auf der Karte nimmt dieses Wissen die Form von Linien an, die große Flächen nahezu schnurgerade, fast wie die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten, durchziehen, sich dann aber krümmen und zacken und gelegentlich zu bizarren Mustern verknoten – und unvermittelt abbrechen. In diesen arabesken Formen löst sich die Homogenität der Fläche wieder auf, und es formt sich ein Wissen um die physische, soziale oder politische Heterogenität eines Raumes, der den „kühnen, energisch vorwärts dringenden“ Forschern¹⁶⁴ unerwartete Widerstände entgegensetzt, ihre Routen unberechenbar und sie selbst zu Duldern und schließlich zu Märtyrern werden lässt.¹⁶⁵

162 *Mittheilungen* 1864, S. 27.

163 Petermann, Vorwort, in: *Mittheilungen* 1855, S. 2.

164 August Petermann, Gerhard Rohlfs' Reise von Algier gegen Timbuktu hin, in: *Mittheilungen* 1864, S. 2-6; S. 1.

165 Vgl. zur Arabeske als Figur der Verschollenheit Wolfgang Struck, Ingenjör Andréas luftfärd oder Die melancholischen Entdeckungen des Films, in: Hansjörg Bay/Wolfgang Struck

Dieses Wissen führt allerdings die Karte an die Grenze ihres Repräsentationsvermögens. Ob ein Reisender von einem *Endpunkt* auf der gleichen Route zurückgekehrt ist, auf der er dorthin gelangt war, ob er das Ende seines Lebens oder ob nur das Wissen über ihn ein Ende erreicht hat, ist den Linien nicht abzulesen. Elementarer aber ist, dass die *Übersicht*, das zentrale Versprechen jeder Karte, jene Unübersichtlichkeit nicht darzustellen vermag, die aus Forschern Märtyrer macht. Die Karte der Märtyrer braucht, mehr als jede andere, eine Legende.

Legenden in einem doppelten Sinn sind es, was die *Mittheilungen* in ausführlichen Erzählungen und in kurzen Miszellen entwerfen: Sie präsentieren und erläutern den wissenschaftlichen Apparat der Kartographie, sie verweisen allerdings auch auf das, was in den Karten unsichtbar geworden ist, ihre epistemischen Voraussetzungen ebenso wie die Phantasien, die in sie eingeflossen sind.

In dem Artikel, dem die Märtyrer-Karte beigelegt ist, erinnert Petermann an Leiden und Durchhaltevermögen derer, die die Daten zusammengetragen haben, aufgrund derer die Karte, der er ihre Legenden einzeichnet, nun veraltet ist. Aber die Märtyrer-Karte führt nicht nur in die Vergangenheit, sondern auch in eine Gegenwart und Zukunft, die noch unerlöst ist. Nur zwei der vier Routen enden dort, wo sich die Gräber befinden, in denen die Märtyrer zur Ruhe gekommen sind. Die anderen beiden, die der Verschollenen, führen in einen Raum der Potentialität, der durch das Verschwinden, das die Linien gerade nicht bezeichnen können, eröffnet wird. Denn weder über den ontologischen Status der Verschollenen (tot oder lebendig) noch über ihren Aufenthaltsort kann etwas Verbindliches ausgesagt werden. Nur das: Mögen sie nun lebendig oder tot sein, sie, respektive ihre Leichen, müssen *irgendwo* sein. Nur befindet sich dieses Irgendwo an keinem etablierten Ort. Es ist anderswo.

Dieser unsichere Status der Verschollenen überträgt sich auf die Karte. Wenn eine Karte „alle Punkte und Räumlichkeiten nach horizontaler Lage und Entfernung messbar“ werden lässt,¹⁶⁶ dann vermessen die Linien auf der Karte der Verschollenen Punkte und Räumlichkeiten von unterschiedlichem ontologischen Status, solche, die gemessen und berechnet werden können, und solche, die gerade nicht bestimmt werden können. Kartographiert werden kann hier allenfalls unter Aufgabe des für Petermanns Wissenschaftsverständnis zentralen Autopsie-Prinzips. Um dieses Prinzip aufzugeben und etwa mit lokalem Wissen angemessen umzugehen, fehlen seiner Geographie

(Hg.), Entdeckungsreisen. Vorfahren – Nachfahrten – Revisionen, Köln/Weimar/Wien 2012, S. 29-52.

¹⁶⁶ Vgl. oben, S. 19.

die Instrumentarien. Auf der Karte fixiert werden, als vermutete *letzte Orte*, was sich in der Wirklichkeit als ein kaum zu durchdringendes Geflecht aus Vermutungen und Gerüchten darstellt. Darauf, und nicht auf einen mit Koordinaten zu bestimmenden Ort, verweisen die im Nichts endenden Linien. Dieses Nichts zum Ort nicht einfach von Verirrung, Krankheit oder Streit, Leid und Tod, sondern eines Martyriums zu erklären, sprengt den homogenen Raum der Geographie.

Eine Möglichkeit, die Homogenität des Territoriums, die Homogenität der Welt wiederherzustellen, demonstriert *Stieler's Hand-Atlas* 1891, wenn er den Verschollenen schlicht für tot erklärt [Kapitel 1]. Solchermaßen petrifiziert, vermag der eine Verschollene, Eduard Vogel – ironischerweise ist es derjenige, der die exakte, physikalische Geographie nach Afrika zu bringen bestimmt war –, stellvertretend für die vielen anderen noch einmal auf der Afrika-Karte zu erscheinen. Aufgeopfert wird dabei allerdings die Homogenität der Karte, die mit dem Eintrag des individuellen Ereignisses in eine semiotische Unruhe versetzt wird.

Eine andere Möglichkeit eröffnet sich, ebenfalls nicht ohne Ironie, in der literarischen Phantasie eines Karl May. Ihr bleibt es vorbehalten, den „dunklen Schleier zu zerreißen“, der das Schicksal nicht nur der Verschollenen verhüllt, sondern auch das Territorium, das zu kartieren ihnen nicht gelungen war. Erst dem überragenden Spurenleser Kara ben Nemsî gelingt es, das Wissen indigener Informanten, europäischer Abenteurer oder allzu kühner Hermeneuten verderbter Briefkommunikationen überbietend, der Landschaft abzulesen, was ihre Bewohner entweder verschweigen oder in einer Flut widersprüchlicher Aussagen verwirren.

So ritt ich auch jetzt ganz allein zwischen den Dünen dahin und hielt zuweilen mein Tier an, um dem eigentümlichen Klingen des Sandes zu lauschen, welches, beinahe unhörbar, für ein scharfes Ohr dennoch zu vernehmen war. [...] Da bemerkte ich zwischen zwei Erderhöhungen einen kleinen Sandberg, welcher nicht auf natürliche Weise entstanden sein konnte. [...] Eine Strecke weiter fand ich eine ganz frische Darb (Spur), welche unsere Richtung schief durchschneidet. Sie stammte von einem einzelnen Tiere und war so klein, daß ich vermutete, das Kamel sei ein Bischarinhdjihn oder wenigstens eines jener Mehara, wie man sie bei den Tuareg in ausgezeichneter Rasse findet. [...] Dieses Tier hier war eine Stute, denn die hinteren Füße hatten eine größere Spurweite als die vorderen. Die Eindrücke waren nicht tief, aber auch nicht zu seicht; das Kamel war also nur mittelmäßig belastet; es trug nichts als seinen Reiter. Dieser war also entweder ein Verfolgter oder ein Räuber oder einer jener Kuriere, wie sie die Wüste auf ihren schnellen Tieren nach allen gangbaren Richtungen durcheilen.¹⁶⁷

167 May, Die Gum, S. 73-75.

Allein in der Wüste, spürt Mays Held nicht nur, wie einst Beurmann, „das Gefühl der Freiheit“ [Kapitel 4, S. 88]. Er vermag auch der Spur des Verschollenen bis in eine verborgene Bergfeste zu folgen, sich mühelos im wege-, aber nicht namenlosen Terrain zwischen „Timbuktu, Pullo, Haussa, Bornu und Wadaï“¹⁶⁸ orientierend. In der Überfülle dieser nur auf der Karte zu überschauenden Nomenklatur teilt sich dann aber doch auch Mays erzählerischer Phantasie etwas von der semiotischen Unruhe mit, in welche die Geschichten der Verschollenen die Karte versetzt haben:

[W]elche Oasen [bilden] den Schlüssel zum Rif[?] – ‚Ain es Salah, Ghadames, Ghat, Murzuk, Audschelah und Siut.‘ – ‚Und zum Sudan?‘ – ‚Aghades und Ahir, Bilma, Dongola, Khartum und Berber.‘ – ‚Wie reist man von Kordofan nach Käiro?‘ – ‚Von Lobeïdh nach Khartum über Kurssi, Sanzür, Koamat und Tor el Khada. Die Reise dauert zehn Tage. Oder von Lobeïdh nach Debbah über Barah, Kaymar, Dschebel, Haraza, Way und Ombelillah. Dieser Weg ist um acht Tage länger, aber besser als der vorige.‘¹⁶⁹

Der Malstrom, den der Klang solcher Namen erzeugt, entsteht auf den Karten, nicht nur des Perthes Verlags, auf denen sich die *weißen Flecken* der nord- und zentralafrikanischen Geographie schließen – Mays Held hat gerade eine Stunde zuvor erstmals afrikanischen Boden betreten, als er in einem „Examen“, das eigentlich einem potentiellen Führer durch die Wüste gilt, vor allem das eigene Wissen ausstellt. Er hat sich vorher, anderswo, orientiert: „Ich schlug die stets bereite Karte auf“¹⁷⁰. Aber nicht, um einen konkreten Weg zu finden, sondern um in einer Überfülle der Zeichen möglicher Wege den *einen* Weg zu verlieren. Denn den Weg zu dem Verschollenen kann die Karte natürlich nicht weisen. An ihre Stelle tritt, als die Handlung ihren Höhepunkt erreicht, eine „Spiegelung“, die, gleich einer „meilenweiten Camera obscura“, sehen lässt, was die Karte in diesem Fall nicht einmal benennen kann: „Die Fata morgana hatte uns die Gum verraten“.¹⁷¹ Damit aber hat Mays Erzählung eine andere Welt betreten, denn zuvor hat er selbst in einem langen Exkurs die trügerische Wirkung der „Spiegelung“ geschildert:

Hauehn aaleïhu ia Allah, hilf ihnen, o Gott! [...] Sie haben vor Durst und Hitze den Verstand verloren und halten die Fata Morgana, die gefährliche Spiegelung, für die Wirklichkeit.¹⁷²

168 May, *Die Gum*, S. 19.

169 May, *Die Gum*, S. 25f.

170 May, *Die Gum*, S. 53.

171 May, *Die Gum*, S. 106f.

172 May, *Die Gum*, S. 105.

Ebenfalls angelockt vom Klang fremder Namen, droht der Erzähler eines anderen Romans, Wilhelm Raabes *Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge*, „wie ein betrunkenener Schmetterling“ im Strudel zerstreuten Wissens verlorenzugehen:

Man hätte glorreich lügen können, ohne die mindeste Gefahr zu laufen, *ad absurdum* geführt zu werden, und wir hatten uns entschlossen, es zu thun. Was Alles hätten wir [...] über den Gorilla, die Tsetsefliege, den Tschadsee, den Sambesi und dergleichen Kuriositäten sagen können! Überall hatten wir es mit Dingen zu thun, von welchen Jedermann etwas gehört hat, ohne jedoch etwas Genaueres darüber zu wissen [...] und unser entzücktes Herz schlug und flatterte wie ein betrunkenener Schmetterling über den tausend Blumen des Mondgebirges – Dschebel al Komri [...].¹⁷³

Dies geschieht, zehn Jahre bevor Mays „Reiseerzählung“ erstmals in der Familienzeitschrift *Frohe Stunden* erscheint, ebenfalls in einer illustrierten Zeitschrift, *Über Land und Meer*, in der Raabes Roman von Mai bis September 1867 in zwanzig Fortsetzungen zu lesen ist. Der Erzähler gibt jedoch der Verlockung der Namen, von denen „Jedermann etwas gehört hatte“ – jedenfalls „Jedermann“, der verfolgt, wie sich die *weißen Flecken* auf den Karten von Afrika schließen – nicht nach. Der Buchausgabe seines Romans stellt er sogar eine Vorbemerkung voran, welche die Spur, die in die Welt der Karten ebenso wie der Illustrierten Zeitungen führt, zu zerstreuen scheint: „Ich bitte ganz gehorsamst, weder den Ort Abu Telfan noch das Tumurkieland auf der Karte von Afrika zu suchen“¹⁷⁴. Das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass nicht nur Raabe eine Karte auf dem Schreibtisch liegen hatte, auf der eben diese Orte zu finden sind, und mit deren Hilfe sich auch der Reiseweg des Helden von Abu Telfan bis nach Leipzig, wie in den von Karl May herbeizitierten Itineraren, sehr gut verfolgen lässt – bevor er sich dann in der deutschen Provinz verirrt.¹⁷⁵

Auch auf Petermanns Karte der *Märtyrer deutscher Wissenschaft* findet sich, am Rande von Eduard Vogels letzter Reiseroute, ein kleines Bergmassiv namens *Abu Telfan*, auf dem Weg ins Königreich Dar Fur, das Vogel nicht erreichen sollte, von dem aber Raabe drei Jahre später seinen Protagonisten aus

173 Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Roman von Wilhelm Raabe, in: *Über Land und Meer*, Nr. 33, Mai 1867, S. 518.

174 Wilhelm Raabe, *Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge*, in: Wilhelm Raabe, *Werke*, Bd. 7, hg. v. Karl Hoppe u. Werner Röpke, 2. Aufl., Göttingen 1969, S. 5.

175 Vgl. den Kommentar zu Abu Telfan, in: Raabe, *Werke*, Bd. 7, S. 413; demnach benutzte Raabe die – veraltete – *Karte von Afrika/nach guten Hülfsmitteln entworfen und gezeichnet im Jahre 1833/von/F. Renner/Lieutenant in der Königlich Preußisch./Artillerie/in Stein gestochen/von/Albrecht Pratt*.

langjähriger Gefangenschaft, „aus dem allerunbekanntesten, allerinnersten Afrika“,¹⁷⁶ zurückkehren lässt – was bis zu dem Zeitpunkt, als *Abu Telfan* erschien, immer noch keinem europäischen Reisenden der realen Welt gelungen war.

Das *andere Wissen* der Märtyrer-Karte ist auch ein Wissen der Literatur. Den Leserinnen und Lesern von Romanen – und illustrierten Zeitschriften – ist es letztlich vertrauter als den Geographen. Hier finden jene fragwürdigen Gestalten wie Raabes wenig heldenhafter Held Leonhard Hagebucher – wie Storms Heinz Kirch ein nicht wirklich willkommener Heimkehrer – ein Refugium. Ins ‚allerinnerste Afrika‘ war er gelangt im Gefolge eines „bis weit übers Sultanat Wadai hinaus“ „berühmten Elfenbeinjägers vom Weißen Nil“ namens „Signor Luca Mollo, genannt Semibecco“¹⁷⁷ – ein literarischer Wiedergänger, der unschwer den „Elephantenjäger Teodoro Evangelisti aus Lucca“ und auch „Francesco Salemi, aus Scalati in Sicilien“ assoziieren lässt, beide bekannt aus der Legende zur Märtyrer-Karte, wie sie sich in den *Notizen der Geographischen Mittheilungen* findet. Bei Vermessungsarbeiten an der Landenge von Suez verschollen, kann auch Hagebucher den Ruhm eines „Märtyrers für die Wissenschaft“ genießen;¹⁷⁸ ein Ruhm, in dem sich seine Familie und selbst die benachbarte Kleinstadt sonnen darf – solange, bis er heimkehrt und nicht nur die eher unheroische Geschichte seiner Gefangenschaft, sondern auch seine Verbindung zu so zwielichtigen Gestalten wie Semibecco ruckbar wird. In dem Bericht, den er nach seiner Heimkehr erstattet, konkretisiert sich zwar sein Leidensweg, er profanisiert sich aber zugleich. Schnell ist aus dem Märtyrer (wieder) der „Phantast“ und „Rechenfehler“ geworden, als der er seinem Vater vor seiner Flucht in die Fremde gegolten hatte¹⁷⁹ – wie auch Storms Heinz Kirch seinem Vater (un)berechenbar bleibt: „er rechnete, er summierte und subtrahierte, er wollte wissen, was ihm dieser Sohn [...] kosten dürfe“.¹⁸⁰ Aber, wie bereits Vernes *Cinq Semaines en Ballon* gezeigt hat, sind es Rechenfehler, aus denen Geschichten – selbst die Geschichte des wissenschaftlichen Fortschritts – entstehen [Kapitel 1].

Auch Leonhard Hagebucher wird durch ein durchaus phantastisch anmutendes Rechenexempel überhaupt erst zum Märtyrer. Als „Sekretär des Sekretärs des Monsieur Linant-Bey, Oberingenieurs Seiner Hoheit, des Vizekönigs von Ägypten“, arbeitet er mit an der Lösung der „Weltfrage der

176 Raabe, *Abu Telfan*, S. 11.

177 Ebd., S. 26.

178 Ebd., S. 96.

179 Ebd., S. 101, S. 102.

180 Storm, Hans und Heinz Kirch, S. 116.

Durchstechung der Landenge von Suez“. ¹⁸¹ Dreißig Fuß, so hatten Kritiker des Projekts berechnet, liege der Spiegel des Roten Meers höher als der des Mittelmeers, so dass sich durch den Kanal gewaltige Wassermassen des Indischen Ozeans über Südeuropa ergießen würden; kaum einen Fuß betrüge der Unterschied tatsächlich, so behaupten die Befürworter. Es sind jedoch weniger die in seiner Bewerbung betonten Fähigkeiten in den „mathematischen Wissenschaften“, die Hagebucher zur Klärung dieses Streits beizutragen hat, sondern vielmehr ist sein journalistisches Talent gefragt, da, wie die Projektemacher sehr wohl wissen, die vorrangige Aufgabe darin besteht, „nicht nur den Kanal, sondern auch die öffentliche Meinung in das rechte Bett zu leiten“. Und zu diesem Zweck „redigierten wir Zeitungsartikel für alle möglichen europäischen und außereuropäischen Blätter“. ¹⁸² Wie die Forschungsreisenden bewegen sich die Kanalbauer in grundverschiedenen Räumen: im „Sande zwischen Pelusium und Suez“, ¹⁸³ im mathematisch konstruierten Modell dieses geographischen Raums und im Imaginären der europäischen Kultur.

Auch der Erzähler bewegt sich, in ironischer Brechung seiner Rolle, in einer heterogenen, unsicheren Welt und ähnelt dabei zusehends jenen Polizeibeamten, die vergeblich versuchen, den Reiseweg Hagebuchers zu dokumentieren. Zunächst folgt er, auf einer Reise über Karten und durch geographische Mitteilungen, dem Klang exotischer Namen, die einen Spielraum der Phantasie zu eröffnen scheinen, in dem dann auch Abu Telfan im Schatten der sehr viel weiter östlich lokalisierten Mondberge liegen kann: „Man hätte glorreich lügen können, ohne die mindeste Gefahr zu laufen, dessen überführt zu werden, und wir hatten uns entschlossen, es zu tun [...] und unser entzücktes Herz flatterte wie ein betrunkenen Schmetterling über den tausend Blumen des Mondgebirges – Dschebel al Komri“. ¹⁸⁴ Zwischen Nippenburg und Bumsdorf aber – Namen, die nun tatsächlich auf keiner Karte zu finden sind – geraten Held wie Erzähler in den Bann von Mächten, die die erzählerische Phantasie nicht so „glorreich“ herbei- oder weglügen kann. Während Hagebucher bei dem Versuch, sein Abenteuer öffentlich zu vermarkten, gleichermaßen mit dem Publikum in Konflikt gerät, das sich um seine exotistische Phantasie betrogen sieht, als auch mit der Polizei, die sehr gut durchschaut, wie Hagebuchers Erzählung parabolisch auf die deutsche Realität zurückweist, konfrontiert der Erzähler sein eigenes (Un-)Vermögen, zu erfinden, mit seiner (Un-)Fähigkeit, zu finden, was bereits – in anderen Medien – festgehalten ist.

181 Raabe, Abu Telfan, S. 24.

182 Ebd., S. 25.

183 Ebd.

184 Ebd., S. 11f.

Die „Archive“ der deutschen Fremdenämter, die die „dunkle Spur“ des Helden auf dem Boden des Deutschen Bundes erhellen könnten, bleiben dem Erzähler verschlossen (auch wenn er selbst sie erfunden hat), und Hagebuchers eigenes „Reisetagebuch“ „wird ewig ein Gerücht bleiben, denn niemals wurde uns die Existenz dieses Reisetagebuchs zu einer Gewißheit“.¹⁸⁵

In einem Geflecht der Gerüchte und unsinnigen Informationen verfängt sich der Versuch, einen verlässlichen Bericht der Reise Hagebuchers über Triest, Wien, Prag, Dresden und Leipzig in die fiktive Welt von Nippenburg und Bumsdorf abzuliefern. „Zwischen Dresden und Leipzig liegt Riesa an der Bahn. Da trinkt man ein sehr gutes Eierbier“.¹⁸⁶ Selbst wenn man wüsste, was ein Eierbier ist, hätte das mit der erzählten Geschichte absolut nichts zu tun; wir erfahren nicht einmal, ob Hagebucher überhaupt in Riesa Station gemacht hat. Stattdessen wird die volkskundliche durch eine geschichtliche Information ergänzt:

In der Nähe von Leipzig soll der Fürst Schwarzenberg den Kaiser Napoleon geschlagen haben, was jedenfalls eine große Merkwürdigkeit wäre, wenn es sich beweisen ließe. Wir wollen aber die Sache in der Dunkelheit beruhen lassen, in welcher sie uns von unsern Vätern überliefert wurde – die alten Herren wußten nicht genauer als wir, wer eigentlich bei Leipzig den Kaiser Napoleon geschlagen habe.¹⁸⁷

Eine solche Aussage gibt recht gut den Gestus wieder, in dem viele Reiseberichte ihr fragmentarisches, aus ungeprüften Quellen stammendes Wissen der *fremden* Welt präsentieren. Sie demonstriert aber auch, dass es im Zeitalter der Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Disziplinen und ebenso sehr kontroverser politischer Ansichten zunehmend schwierig wird, ein kohärentes Wissen der – vermeintlich – *eigenen* Welt zu präsentieren, das dann auch noch in den Raum individueller Lebenserfahrung zurückzuprojizieren wäre. (Das Wissen über den Ausgang einer Schlacht ist 1867 natürlich nicht mehr Sache des Gedächtnisses ‚alter Herren‘, sondern der Geschichtswissenschaft, und ob man den Sieg über Napoleon einem Fürsten, einer Allianz republikanisch-national gesinnter Freiwilliger oder völlig anderen Kräften zuzuschreiben gewillt ist, ist von politischen Orientierungen kaum zu lösen.) Selbst in seiner fiktiven Welt verliert der Erzähler seine Figuren immer wieder aus dem Blick, folgt, wie die ‚Öffentlichkeit‘, Gerüchten, die er weder bestätigen noch zurückweisen will. Zwar weiß er es am Ende dann doch meist besser, aber diese Überlegenheit

185 Ebd., S. 14.

186 Ebd., S. 9.

187 Ebd.

hebt das ironische Bewusstsein nicht auf, dass selbst eine erfundene Wirklichkeit auf Verfahren angewiesen ist, Wissen zu stabilisieren. Verfahren, die auf zweifache Weise zu scheitern drohen: Entweder, indem sie zu gut funktionieren und so jede irritierende Erfahrung ausschließen, oder nicht gut genug, um aus einer Vielzahl heterogener Daten überhaupt eine Welt entstehen zu lassen. Weniger, indem er der Spur exotischer Namen ins allerinnerste Afrika folgt, erweist sich Raabe als sorgfältiger Leser geographischer Literatur – nicht zuletzt wohl auch der *Erinnerungen an einen Verschollenen* seiner Bekannten Elise Polko, Eduard Vogels Schwester.¹⁸⁸ Vor allem besitzt er ein ausgeprägtes Gespür dafür, wie in den Karten-Legenden die Sicherheit des realistischen Weltentwurfs, jenes stabilen referentiellen Modells, das die Karte verspricht, zu Bruch geht – zu Bruch gehen muss, um auch auf der Karte Neues entstehen zu lassen.

Wie bereits in den *Cinq semaines en ballon* geschieht das in einem Wechselspiel verschiedener, einander supplementierender und immer wieder auch subvertierender, Medien und Darstellungsformen: *Auftritte* vor wissenschaftlichen Gesellschaften und geographisch interessierten Laien, Reiseberichte, Briefe, Zeitschriften, Karten, Atlanten, Legenden, Fußnoten, Anekdoten wie Romane formen ein epistemisches Feld, dessen Heterogenität und dessen semiotischen Überfluss Petermanns *Märtyrer deutscher Wissenschaft in Inner-Afrika* zumindest andeuten, ebenso wie drei Jahrzehnte später noch der dürre Hinweis auf Eduard Vogel in *Stieler's Hand-Atlas*. Ausbuchstabiert wird diese Heterogenität in der Literatur des Realismus, einer Literatur, für die Realität niemals in *einer* Darstellung zu bannen, sondern immer zugleich *anderswo* zu suchen ist – in einer stets prekären Balance aus Stabilität und Instabilität, Stabilisierungen und Destabilisierungen.

Ein Wechselspiel zentrierender und dezentrierender Kräfte bestimmt auch den publizistischen Ort, an dem Raabes Roman erstmals erschienen ist. Als *Allgemeine Illustrirte Zeitung* fügt ihn *Über Land und Meer* in ein Ensemble fiktionaler und nicht-fiktionaler, sprachlicher und bildlicher Darstellungsformen ein, umbricht ihn durch Illustrationen, die in keinem inhaltlichen Zusammenhang zum Text stehen, sondern dem Regime der graphischen Gestaltung der (Doppel-) Seiten geschuldet sind. Illustrationen zu *Abu Telfan* gibt es nicht, aber eine Woche, bevor der Roman beginnt, ist ein ganzseitiges Bild erschienen, das sich sehr gut darauf beziehen lässt, wenn man gelernt hat, die Aufmerksamkeit zu zerstreuen und in der Zerstreung Zusammenhänge zu entdecken: *Die Heimkehr des Verlorengelauten*.¹⁸⁹

188 Elise Polko, *Erinnerungen an einen Verschollenen*. Aufzeichnungen und Briefe von und über Eduard Vogel. Gesammelt von seiner Schwester, Leipzig 1863.

189 In: *Über Land und Meer*, 1867, Nr. 32, S. 512.



Abb. 13 „Die Heimkehr des Verlorengelauten“, 1867

Zwei Seiten später erläutert eine Anekdote, was hier zu sehen ist: Ein Sylter Fischer ist nach einem Sturm verschollen, seine Frau blickt, gleich „einer still Wahnsinnigen“, aber auch der Königstochter in Schillers *Taucher* gleich, vierzehn Tage lang vergeblich auf die Wogen. Dann aber kehrt der Schiffbrüchige, der von einem englischen Boot aufgefischt worden war, zurück, nicht vom Strand her, von dem er ausgefahren war, sondern über einen Umweg. Das gibt der Abbildung die Gelegenheit, die *ars memoria*, den verzweifelt-hoffenden Blick der Frau, die gefasste Resignation des Vaters, ins Zentrum zu setzen und zugleich die im Text beschriebene „köstliche Szene des Wiedersehens“ durch den von hinten nahenden Heimkehrer zu antizipieren, aber noch in der (nahen) Zukunft zu belassen.¹⁹⁰ Die „köstliche Szene“ ist nur deshalb köstlich, weil zugleich ihr Gegenteil antizipierbar und im Blick der Frau präsent ist. Das, was sie nicht sieht, kann hinter ihr liegen, es kann aber auch vor ihr liegen, versteckt in einem Anderswo, das ihr Blick nicht erreicht. Das heißt, in einem Raum der Potentialität, der der Raum des Verschollenen ist, der aber auch den Raum der *Illustrierten Zeitung* auffaltet, in der jeder Zusammenhang möglich, keiner aber zwingend wird.

190 Karl Teschner, Zur Zeit der Stürme, in: *Über Land und Meer*, 1867, Nr. 32, S. 514.

Kapitel 6

*Noch einmal: Heinrich Barths Einzug in Timbuktu,
oder Wie man eine Wüste belebt*



Abb. 14 „Mirage in the Valley of Dullul“, Johann Martin Bernatz, 1854

Wenn einer eine Reise tut – dann kann er damit noch lange nicht erzählen. Aber vielleicht muss er oder sie das ja auch gar nicht mehr tun. Kerstin Stüssel hat im „Erzählversagen“ ihrer Protagonisten einen Grundzug von Verschollenheits- und Heimkehrer-Geschichten in der Literatur des Realismus ausgemacht. Wenn sie das jedoch vor allem als ‚hochliterarische‘ Abgrenzung gegenüber der Geschwätzigkeit „massenmedialer Inszenierungen“ insbesondere in den illustrierten Zeitschriften (ihr Beispiel ist *Die Gartenlaube*) wertet,¹⁹¹ dann unterschätzt sie unseres Erachtens die Souveränität und wohl auch die Lust, mit der sich Autoren wie Raabe, Storm oder Stifter (um den es auf den folgenden Seiten gehen soll) in genau diesen Inszenierungen bewegen, und wie sehr sie dabei das, was Realismus heißen soll, von der Dominanz eines einzelnen Mediums entkoppeln. Das realistische Projekt allein darauf festzuschreiben, einen Verlust an Heimat und Vertrautheit zu kompensieren – „Literatur und Erzählung sollen im Medium der Schrift bewahren, was die Evolution von ‚Weltverkehr‘ und ‚Fortschrittsmoderne‘ kassiert“¹⁹², – übersieht, dass es gerade die Journale, als Medien von Weltverkehr und Moderne, sind, in denen das Schicksal des Erzählens in der Gegenwart des 19. Jahrhunderts auf eine Weise verhandelt wird, an die viele Erzähler produktiv und keineswegs abwehrend anschließen. Denn auch wenn Figuren wie Wilhelm Hagebucher oder Heinz Kirch daran scheitern, sich im Erzählen ihrer Abenteuer in Familie und Heimat zu reintegrieren, dann geschieht das in Texten, die durchaus souverän ihr Erzählvermögen ausstellen. Nur tun sie das eben nicht im Rahmen einer familiären Zuhörerschaft, sondern ausdrücklich, indem sie ein anonymes Lesepublikum adressieren.¹⁹³ Ihr Medium ist eine Schrift, die nicht retrospektiv ihr Anderes,

191 Stüssel, Verschollen, S. 278.

192 Michael Neumann/Kerstin Stüssel, Einführung: ‚The Ethnographer’s Magic‘. Realismus zwischen Weltverkehr und Schwellenkunde, in: Neumann/Stüssel (Hg.), *Magie der Geschichten*, S. 9-27.

193 Zwei Beispiele bieten die Erzähler in Adalbert Stifters *Das Haidedorf* und Wilhelm Raabes *Abu Telfan*: Der erste möchte „den lieben Leser“ und erst in zweiter Linie den „Zuhörer“, also offenbar denjenigen, der einer Lesung zuhört, mitnehmen in eine Gegend „weit von unserer Stadt“ (Adalbert Stifter, *Das Haidedorf* [2. Fassung 1844], in: Adalbert Stifter,

eine verlorene Mündlichkeit und eine vermeintlich damit verbundene Unmittelbarkeit, zu bewahren sucht, sondern die ihre Spielräume im „Weltverkehr“ auslotet. Und es ist eine Schrift, die sich nicht von vornherein in einer schädlichen „Medienkonkurrenz“ begreift, gegen die sie ein „Antidot“ zu liefern habe.¹⁹⁴ Indem sie Erfahrung und Erzählen voneinander trennen, oder anders gesagt, indem sie Erfahrung immer schon in einem vermittelten Raum statthaben lassen, definieren die realistischen Texte ihre Wirklichkeit weniger im Spannungsfeld von Authentizität und Kunst oder, wie in Bestimmungen des ‚poetischen Realismus‘ häufig zu lesen, von kruder und poetischer Wahrheit, sondern von Teil und Ganzem, Zerstreuung und Übersicht, Kontinuität und Unterbrechung, Öffnung und Abschluss. Dabei ist Realismus gerade nicht auf einer Seite der Opposition zu suchen, sondern er zeichnet sich dadurch aus, die Spannung selbst aufrecht und bewusst zu halten. Und dazu bieten immer wieder auch die medial zerstreuten Fliehkräfte der Zeitschriften, in denen die meisten der Texte ja zunächst erscheinen, durchaus willkommene Möglichkeiten. In dieser Weigerung, Realität als abgeschlossen zu konstruieren und zu stabilisieren, konvergiert das Projekt eines literarischen Realismus mit Petermanns geographischem Realismus, der in eigentümlicher Zirkularität sein zentrales Medium, die Karte, zugleich *Endzweck* und *Basis* des Wissens von der Welt sein lässt. Einerseits verweist diese doppelte Bestimmung auf die Vorläufigkeit jeder Karte, die immer nur ein Wissen dokumentiert, das zum Zeitpunkt ihrer Vollendung bereits überholt ist. Andererseits, und darauf hat Petermann mit seiner Karte der Märtyrer hingewiesen, entstehen auf der Basis der – vorläufigen – „Karte der Gegenwart“ nicht nur zukünftige genauere Karten, sondern (auch medial) komplexere Wissensarchitekturen, die demjenigen Raum geben, was die Karte nicht verzeichnen kann. Ein Modell einer solchen Architektur soll die folgende Lektüre entwerfen, die, mit Heinrich Barth noch einmal nach Timbuktu zurückkehrend, den medial zerstreuten Realismus in der wissenschaftlichen Literatur aufsucht.

Im Frühjahr 1856, zweieinhalb Jahre nach dem *Einzug in Timbuktu*, sind der Maler Johann Martin Bernatz und der Kartograph August Petermann bei dem inzwischen in London lebenden Barth zu Gast, um die Buchausgabe von dessen Reisetagebuch vorzubereiten, die unter dem Titel *Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855* ab 1857 im

Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe, hg. v. Alfred Doppler u. Wolfgang Frühwald, Bd. 1, 4, Stuttgart u. a. 1980, S. 173-207; S. 205, S. 175, unsere Hervorhebung); der zweite führt uns zunächst auf die Spur seiner eigenen, mit derjenigen seines Autors weitgehend identischen „unzweifelhaft ungemein verdienstvollen literarischen Laufbahn“.

194 Stüssel, Verschollen, S. 281.

Perthes Verlag in Gotha sowie in einer parallelen englischsprachigen Ausgabe in London erscheinen wird – ein monumentales fünfbändiges Reisewerk mit 3500 Seiten, 60 ganzseitigen, meist farbigen Lithographien, 157 in den Fließtext eingefügten Holzschnitten und 16 eingelegten Karten.¹⁹⁵

Bernatz, dem die Aufgabe zukam, nach den Skizzen und Beschreibungen Barths die Vorlagen für die Lithographien zu erstellen, war zu dieser Zeit einer der angesehensten Landschaftsmaler in Deutschland und ein gefragter Buchillustrator. Er selbst hatte 1836 Gotthilf Heinrich von Schubert nach Westasien begleitet und sich 1841-1843 einer britischen Expedition nach Äthiopien angeschlossen und zu beiden Reisen sehr erfolgreiche Bildbände publiziert.¹⁹⁶ Der Hinweis „nach der Natur gezeichnet“, den beide Bände im Untertitel tragen, suggeriert nicht nur, dass Bernatz vor Ort gewesen ist, also nach eigener Anschauung gemalt hat, sondern reklamiert für die Bilder einen Realismus, der naturwissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Auch wenn sie heute auf Kunstauktionen gehandelt werden, sind Bernatz' Bilder im 19. Jahrhundert in wissenschaftlichen Abhandlungen zu finden. Wenn er selbst in einem Brief an den Verleger Justus Perthes darauf hinweist, ist das durchaus als Eigenwerbung zu verstehen:

Sehr freute es mich zu erfahrn, daß meine Luftspiegelung in Müller's Physik und in Schleiden's Studium aufgenommen ist wo selbst nicht allein meine bildliche Darstellung sondern auch die Erläuterung über diese Erscheinung eine so rühmliche Anerkennung gefunden hat.¹⁹⁷

-
- 195 Heinrich Barth, *Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855* von Dr. Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der Britischen Regierung unternommenen Reise. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern, Fünf Bände, Zweiter unveränderter Abdruck, Gotha 1857/1858. 1859/1860 erschien eine stark gekürzte ‚Volksausgabe‘: Heinrich Barth, *Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855* von Dr. Heinrich Barth. Im Auszuge bearbeitet. Mit Holzschnitten, zwei Bildern und dem Portrait des Reisenden, Erster Band, Gotha 1859; Heinrich Barth, *Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855* von Dr. Heinrich Barth. Im Auszuge bearbeitet. Mit Holzschnitten, zwei Bildern und einer Karte, Zweiter Band, Gotha 1860. – Parallel zur deutschen erschien die englische Ausgabe: Heinrich Barth, *Travels and Discoveries in North and Central Africa: being a Journal of an Expedition undertaken under the Auspices of H. B. M.'s Government, in the Years 1849-1855* by Henry Barth, Ph.D., D.C.L. Fellow of the Royal Geographical and Asiatic Societies, in Five Volumes, Second Edition, London 1857/1858.
- 196 Johann Martin Bernatz, *Bilder aus dem heiligen Lande, nach der Natur gezeichnet*, Stuttgart 1839; ders., *Bilder aus Äthiopien. Nach der Natur gezeichnet und beschrieben* von Joh. Martin Bernatz, Maler der britischen Gesandtschaftsexpedition nach Schoa in den Jahren 1841-43, Stuttgart/Hamburg 1854 (zuerst: *Scenes of Ethiopia*, London 1852).
- 197 SPA ARCH PGM 178/01, Folio 118.

Matthias Jacob Schleiden stellt der zweiten Auflage seiner *Studien*, einer Sammlung populärwissenschaftlicher Vorträge, die *Luftspiegelung in Abyssinien* als eine Art visuelles Motto voran, dem er dann eine „Symbolik“ zuschreibt, die er in mehreren Schritten erläutert. In einer ausführlichen Narration lässt er die Leserinnen und Leser zunächst nach ermüdendem Marsch durch „die öde und vegetationsleere Sandebene“ die „Fieberphantasien des Durstwahnsinns bei unglücklichen Wüstenreisenden“ nachempfinden, um dann nahezulegen, „die Erscheinung bildlich [zu] nehmen“ und in den – mit der Höhe des Beobachterstandpunkts wechselnden – Täuschungen das menschliche Erkenntnisvermögen gespiegelt zu sehen.¹⁹⁸ Diesen doppelten, *poetisch-narrativen* und, in Schleidens Terminologie, *symbolischen*, Bildkommentar kommentiert Schleiden dann aber nochmals, in einer langen Fußnote, mit einer naturwissenschaftlichen Erklärung. Diese sei erst mit Bernatz' Darstellung des meteorologischen Phänomens in der nordafrikanischen Wüste möglich geworden, ja, sie sei „in den genialen Skizzen des Malers Bernatz“ eigentlich bereits gegeben, mit denen wir „zum ersten Male eine unmittelbar der Natur entlehnte Darstellung dieser Erscheinung erhalten“ hätten.¹⁹⁹ Damit wird die Skizze aus dem Feld der Ästhetik über die Geographie in die Physik verschoben – wo sie ein Jahr zuvor bereits angekommen war, als Johannes Müller 1856 *Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik*, einer recht anspruchsvollen, auch an Universitäten gebräuchlichen populärwissenschaftlichen Einführung, einen dritten Band über *Kosmische Physik* hinzufügt. Dieser Band wiederum wird supplementiert durch einen *Atlas*, in dem sich die *Luftspiegelung* findet. Bernatz' „ausgezeichnete bildliche Darstellungen dieses merkwürdigen Phänomens“²⁰⁰ fallen damit in das gleiche Register des wissenschaftlichen Realismus wie etwa meteorologische Karten oder Darstellungen einer Sonnenfinsternis, des Mondes und verschiedener Planeten, „wie sie durch das Fernrohr gesehen erscheinen“, oder auch, in späteren Auflagen von Müllers *Bilder-Atlas*, Rutherfords *Mond-Photographie* von 1865.²⁰¹ Obgleich die Abbildung (wie

198 Matthias Jacob Schleiden, *Studien. Populäre Vorträge*, 2. Aufl. Leipzig 1857, S. 2ff.

199 Schleiden, *Studien*, S. 6.

200 Johannes Müller, *Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik*, 3. Bd.: *Kosmische Physik*, Braunschweig 1856, S. 262.

201 Johannes Müller, *Atlas zum Lehrbuch der kosmischen Physik*. Enthaltend 27 zum Theil colorirte Tafeln im Stahlstich, Braunschweig 1856, Inhaltsverzeichnis und Tafel XV: „Die Luftspiegelung in Abyssinien“ [4., umgearbeitete und vermehrte Auflage, Braunschweig 1875]. Müllers *Atlas* ist ein typisches Beispiel für eine ganze Reihe ikonographischer Supplementierungen, die im 19. Jahrhundert textbasierten Darstellungen allgemeinen Wissens an die Seite gestellt werden, wie etwa Brockhaus' *Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. Ikonographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste* (ab 1844).

auch bei Schleiden) ohne die wissenschaftliche, durch mehrere schematische Zeichnungen Müllers unterstützte, Erläuterung unverständlich bleibt, wird ihr dennoch, ebenso wie den Karten und den schematischen Darstellungen, denen sie zur Seite gestellt wird, ein eigener Erkenntniswert zugestanden. Da „sich der naturwissenschaftliche Unterricht vor allen Dingen auf Anschauung gründen muß“, stelle der bis auf das Inhaltsverzeichnis textlose Atlas, der den auch in seinen Illustrationen wesentlich abstrakter gehaltenen Textband ergänzt, keinesfalls einen „unnöthigen Luxus“ dar.²⁰²

Den Bildern kommt, auch wenn sie erst im *Kommentar* verständlich werden, ein eigener wissenschaftlicher Wert zu, für den nicht nur bei Müller und Schleiden „Anschauung“ die entscheidende Rolle spielt. So gegenwärtig der Begriff in Diskussionen um wissenschaftliche Darstellungen im 19. Jahrhundert ist, so breit ist allerdings auch sein Bedeutungsspektrum. In Müllers *Atlas* umfasst „Anschauung“ eine „nach der Natur gezeichnet[e]“ optische Täuschung ebenso wie das geometrische Schema zu deren Erklärung; sie charakterisiert den mit photographischer Treue wiedergegebenen Blick durch ein Teleskop ebenso wie Karten, die die Fülle des Sicht- und Messbaren in verschiedene Einzeldarstellungen zerlegen, weil die naturgemäße Zusammenschau „alle Übersichtlichkeit zerstört hätte“. Anschaulichkeit kann also auch der vereinfachenden Schematisierung zukommen, denn nur sie gewährleiste, dass dem „Leser“ das jeweils Relevante „auf den ersten Blick klar und verständlich sei, und er nicht nöthig habe, mit Mühe den Verlauf einer Linie in dem Chaos anderer Kurven zu verfolgen“.²⁰³ So kann sich Anschauung gleichermaßen im Blick auf das Detail wie auf das Ganze herstellen, sie umfasst dabei Konkretion ebenso wie Abstraktion, und sie scheint nicht per se *einer* Darstellungsform zuzukommen, sondern sich im Wechselspiel verschiedener medialer Praktiken einzustellen, im Blättern im Atlas etwa, das einer Folge von *zoom-in* und *zoom-out*-Bewegungen nahekommt, und ebenso im Hin- und Herspringen zwischen Atlas und Textband. Spätestens hier wird auch deutlich, dass die von Müller noch als „Leser“ adressierten Rezipienten zugleich andere Techniken des Umgangs mit ihnen entgegretenden Materialien beherrschen müssen. Dies gilt dann nicht mehr allein für den „Unterricht“, sondern bereits für die Praktiken, durch die, etwa in Labor- und Feldforschung oder auch auf Reisen in ferne Kontinente, Wissen in eigener Anschauung gewonnen wird.

„[I]ch habe den Himmel und seine Zeichen auf meinen Wanderungen kennen gelernt“: So untermauert der Protagonist in Adalbert Stifters Erzählung

202 Müller, Lehrbuch, S. VIIf.

203 Ebd., S. VIII.

Das Haidedorf seine Prophezeiung, dass es bald regnen werde.²⁰⁴ Nach dem Studium in der Hauptstadt hatte sich Felix, der „Sohn der Haide“, wie Bernatz auf eine mehrjährige Reise ins „Heilige Land“ und nach Ägypten begeben, während der er für seine Familie verschollen war. Als er in sein Heimatdorf zurückkehrt, herrscht dort gerade ein ungewöhnlich warmes und trockenes Frühjahr, klimatische Bedingungen, wie sie Felix auf seinen Reisen in trockenen Regionen beobachten konnte. Und so kann er die um ihre Ernte besorgten Bauern beruhigen: Das „Wasserziehen der Sonne“, „eine jener prächtigen Erscheinungen, die er wohl öfters, auch in morgenländischen Wüsten, aber nie so schön gesehen“, signalisiere baldigen Regen.²⁰⁵ Nicht existenzbedrohend, aber auf eine andere Weise für die Dorfbewohner beunruhigend, ist ein zweites der ungewöhnlichen Hitze geschuldetes, in der Haide ungekanntes, meteorologisches Phänomen: eine Luftspiegelung. Als *Das Haidedorf* 1840 in der *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode* erstmals erscheint, ist der ausführlichen Beschreibung dieser Erscheinung noch eine Fußnote beigefügt, die das, was den Haidebewohnern als „unglücksweissagender Spuk“ gilt, in ein System enzyklopädischen Wissens einfügt: „Fata morgana“.²⁰⁶ Zeitschriftenlesern und -leserinnen ist es wohlvertraut – die Volltextsuche im Zeitschriftenbestand der Österreichischen Nationalbibliothek führt allein für das Jahr 1840 zu zwölf Artikeln, in denen eine „Fata morgana“ mehr oder weniger ausführlich erklärt, aber auch metaphorisch gewendet und sogar zur literarischen Genrebezeichnung erhoben wird.²⁰⁷ In der vier Jahre später erscheinenden Buchausgabe ist die Fußnote – und damit der Verweis in das zerstreute Wissen der Bildungspresse – getilgt, dafür ist aber nun Felix' Bildungsprozess enger an das Studium der Natur gebunden. Während die erste Fassung den König höchstpersönlich bemüht, um Felix in einer märchenhaften Schlussapothese zum *poeta laureatus* zu erheben, tritt die Dichtung in der zweiten Fassung sehr viel bescheidener auf, in einem Ensemble anderer Tätigkeiten und Wissenschaften: „so lernte ich draußen allerlei Wissenschaft“.²⁰⁸ Auch der Erzähler selbst reklamiert in der zweiten Fassung „Wissenschaft“ für sich, nimmt damit

204 Adalbert Stifter, *Das Haidedorf* [2. Fassung 1844], in: Adalbert Stifter, *Werke und Briefe*. Historisch-kritische Gesamtausgabe, hg. v. Alfred Doppler u. Wolfgang Frühwald, Bd. 1, 4, Stuttgart u. a. 1980, S. 173-207; S. 205.

205 Ebd., S. 202.

206 Adalbert Stifter, *Das Haidedorf* [1. Fassung 1840], in: Adalbert Stifter, *Werke und Briefe*. Historisch-kritische Gesamtausgabe, hg. v. Alfred Doppler u. Wolfgang Frühwald, Bd. 1, 1, Stuttgart u. a. 1978, S. 161-190; S. 184.

207 Die Schatteninsel St. Branden und ihre Sagen. Eine Fata Morgana, in: *Österreichisches Morgenblatt*. Zeitschrift für Vaterland, Natur und Leben, 18.3.1840, S. 3.

208 Stifter, *Das Haidedorf* [2. Fassung], S. 197.

aber in der Wiederholung eine Verschiebung des Wortgebrauchs vor, die möglicherweise das Ensemble erweitert. Felix erschließen sich in der Anschauung der Natur universelle Gesetze, die in „morgenländischen Wüsten“ ebenso gelten wie auf der böhmischen Haide. Daher kann er seine in der Ferne gemachten Beobachtungen auf das heimische Klima übertragen. Die „Wissenschaft“ des Erzählers dagegen bleibt an den Einzelfall gebunden, und sie endet dort, wo sich die Spuren seines Protagonisten verlieren. So verzichtet er auch darauf, seinem Helden in die Verschollenheit zu folgen, und er lässt den Heimgekehrten nur sehr allgemein davon erzählen. Gerade eine solche Selbstbeschränkung erzählerischen Wissens, die Distanzierung von einem souverän eine Welt erschaffenden und beherrschenden Erzählen, wie sie sich auch in Raabes *Abu Telfan* und Storms *Hans und Heinz Kirch* findet, kann um die Mitte des 19. Jahrhunderts für den *Realismus* der Erzählperspektive einstehen. Stifter hat das Verhältnis von universellem und partikularem Wissen mehrfach problematisiert, besonders prägnant in der Vorrede zur Sammlung *Bunte Steine*, wo er es zugleich in einer Reihe von Beispielen *veranschaulicht*:

Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau empor schwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in dem feuerspeienden Berge empor treibt, und auf den Flächen der Berge hinab gleiten lässt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen, und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr an sich, während der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht.²⁰⁹

Zunächst einmal scheint es sich hier um eine Illustration thermodynamischer Gesetze zu handeln. Eine Flüssigkeit dehnt sich bei Zufuhr von Energie aus, der Druck in einem geschlossenen Behältnis steigt, und so bricht die Lava aus dem Vulkan ebenso hervor wie die Milch aus dem Töpfchen. Dessen Vorzug besteht für den Forscher darin, dass es den Vorgang auf Laborformat verkleinert und damit beobachtbar, künstlich herstellbar und wiederholbar macht. So könnte der Kochtopf auch im Physik-Unterricht naturwissenschaftlich ungebildeten Schülern die Kraft vor Augen stellen, die den Vulkan zum Ausbruch bringt. Allerdings ist das Beispiel damit nicht erschöpft. Stifter schildert ja gerade kein Laborexperiment, sondern eine alltägliche Szene. Das deutet einerseits auf die tatsächliche Allgegenwärtigkeit der Kräfte der Natur. Aber zugleich geschieht etwas anderes: Mit der „armen Frau“ ist hier eine Figur eingeführt, für die das Geschehen eine ganz andere Bedeutung hat. Für sie ist die übergekochte

209 Adalbert Stifter, *Bunte Steine*, Vorrede, in: Adalbert Stifter, *Werke und Briefe*. Historisch-kritische Gesamtausgabe, hg. v. Alfred Doppler u. Wolfgang Frühwald, Bd. 2, 2, Stuttgart u. a. 1982, S. 9-16; S. 10.

Milch, aller Gesetze der Thermodynamik zum Trotz, verloren – vielleicht keine Katastrophe, aber doch eine ärgerliche, möglicherweise bedrohliche Situation. Vielleicht hatte sie nur diese wenige Milch, vielleicht muss nun ein Kind, vielleicht sie selbst hungern. Indem Stifter das physikalische Gesetz (ansatzweise) in eine Geschichte transformiert, fügt er es zugleich in eine Lebenswelt ein, in der sich verschiedene Perspektiven und Interessen überlagern: Was für den Forscher ein willkommenes Beispiel für das „Ganze und Allgemeine“ sein mag, beim Schüler zu einer überraschenden Einsicht führen könnte, ist für die arme Frau zumindest ärgerlich. Stifter stellt sich, seiner Literatur, nicht die Aufgabe, Naturgesetze anschaulich darzustellen, sondern eher, sie in eine Lebenswelt einzureihen, in der sie komplexe, und keineswegs nur physikalische, Ereignisse bilden können. Auch der Forscher, der nur die physikalische Kraft studiert, würde angesichts dieser vielfältigen Welten zu den „Unkundigen und Unaufmerksamen“ gehören, deren „Blick“ von der Gewalt des spektakulären Phänomens *mitgerissen* wird. Das hier formulierte poetologische Programm setzt der Unaufmerksamkeit eine genaue Beobachtung des Kleinen entgegen, die sich gerade nicht von vorab formulierten Hypothesen und Theorien leiten lässt, sondern die versucht, für die blinden Flecken zu sensibilisieren, die ein *disziplinierter* Blick ebenso notwendig aufweist wie ein undisziplinierter. Anschauung wird damit zu einem ebenso fruchtbaren wie heiklen Konzept, das die Erkenntnis des „Ganzen und Allgemeinen“ zu fördern, ihr aber auch in den Rücken zu fallen vermag. In dieser, aus der Darstellung selbst, das heißt nicht aus dem „Milchtöpfchen“, sondern aus dem kleinen Wörtchen „armen“, hervorgehenden Erkenntnis erweist sich Stifter als ausgesprochen aufmerksamer Beobachter der zeitgenössischen Wissenschaft – als Interpret von „Zeichen“, die er auf „Wanderungen“ durch naturwissenschaftliche Studien und Zeitschriften „kennen gelernt“ haben könnte.

In einer Kombination aus Abstraktion und Anschauung, aus Übersicht und der detailversessenen Ausfaltung dessen, was in sieben Jahren Reisetätigkeit angesammelt worden ist, und ebenso aus einem Wechselspiel verschiedener Medien und Darstellungsformen entsteht auch das Wissen, das in Barths monumentalem Reisewerk zu einer festen Form gerinnen soll. Petermann, dem auch die redaktionelle Betreuung des Gesamtprojekts oblag, erstellte auf der Grundlage der von Barth gelieferten Daten, jedoch im ständigen Abgleich mit weiteren, oft gerade erst eintreffenden Informationen die Karten, die nicht allein Barths Reiseweg illustrieren, sondern das aktuelle geographische Wissen über die bereisten Regionen repräsentieren sollten. Auch wenn Barth selbst sowohl Bildvorlagen als auch geographische Daten beigesteuert hatte, wirkten die darauf basierenden Bilder und Karten wiederum auf seine Narrationen

und Deskriptionen zurück. Reisebericht, Bild und Karte treten, sowohl produktionstechnisch als auch im fertigen Werk, in komplexe Konkurrenzen und Wechselwirkungen. Im Dreieck von Erzähler, Maler und Kartograph strukturiert sich der Daten-Raum mehrfach um, innerhalb dessen dann die Ankunft in Timbuktu als ein einschneidendes Ereignis in der Geschichte europäischen Wissens erscheinen kann.

Auf den ersten Kartenentwurf, den Petermann nach London sendet, antwortet Barth mit einem langen, enthusiastischen Brief, mit dem er sich beiläufig in einen selbstreflexiven Diskurs der Reisebeschreibung begibt, die sich dessen bewusst ist, dass sie zwischen schöner Literatur, der Aufzeichnung von Beobachtungen und der Beschreibung des Aufgezeichneten, der Aufbereitung geographischer Daten und Ergebnisse schwankt:

39 Alfaroad St. John's wood March 10/56

Allertrefflichster Freund,

Mit wahrer Wollust bin ich so eben durch das Blatt vom großen Gebirgsabfall gegangen. Ich hoffe daß jeder Mensch von Fleisch und Blut sich daran ergötzen soll. Das heißt, ein Land plastisch darlegen. Mögn meine Narrative ebenso glücklich mit den Sitten und Charakter des Volkes sein und das Blatt in allen Beziehungen verlebendigen. Das Werk wird einzig in seiner Art sein.

Nur einige kleine Fehler habe ich verbessert, vor Allem bei Qasr Jebel herum, wo Sie die Route hin die ich leider zu wenig im Detail ausgeführt, westlich von Tagerbust das hart am westlichen Abfall liegt, gezogen hatten.

Dann habe ich das höchst bedeutende Wadi Mulgha das vom Tarhōna sich in der Richtung von Air Zara hinabzieht, eingetragen. Vogel muß zuweilen [viel] ganz ins Tolle hinein astronomisiren oder wahrscheinlich liederlich rechnen. Es ist unglaublich was für ein Fehler in seine Position des Mulgra [...], oder haben Sie den Namen verwechselt?

Um Tripoli hätten Sie die große Palmenpflanzung der Meshiah wol angeben müssen. Ich sage das Weller, es ist doch mehr consequent, man hält sonst die fruchtbarste Stätte für eine Wüste.

Ain Zara habe ich Smitlers Position etwas mehr angenähert.

Das westliche Wadi Haera muß ganz verschieden von der östlichen S sein, das Sie ganz richtig gezogen haben.

Unendlich freue ich mich auf Ihr Herkommen, da wollen wir die ganzen späteren Aussichten abmachen, aber ich laß Sie nicht her, bis Sie nicht alle Blätter zum ersten Theil fertig haben. Sie wohnen natürlich bei mir, wenn es Ihnen nicht zu weit vom Mittelpunkt der Stadt entfernt ist; das Zimmer für Sie habe ich schon in Bereitschaft. Aber Rendezvous mit Ihren male & female friends werden Sie wol anderswo geben. Ich rechne, daß Bernatz im nächsten Monat herkommt, damit ich mit ihm Alles noch Fehlende bespreche. Mein Haus ist geräumig. Unsre beiden „Sklaven“ wegen deren ich neuerlich einen interessanten Satz mit der Anti Slavery Society gehabt habe, sind vor einigen Tagen unter Hydaspes abgereist. Leider habe ich noch keine Hausfrau gefunden.

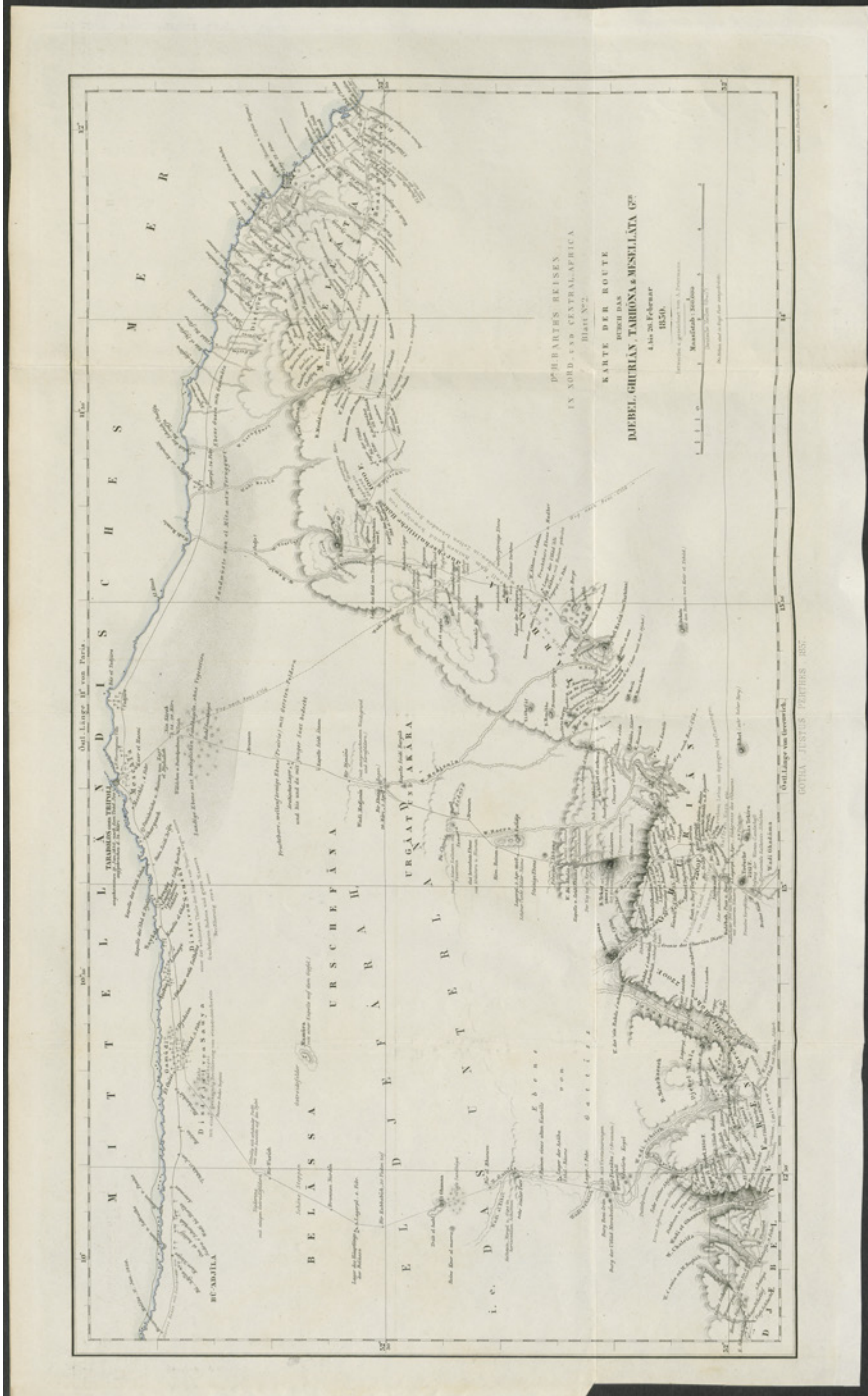


Abb. 15 „Das Blatt vom großen Gebirgsabfall“: „Karte der Route durch das Djebel, Gurian, Tarhona & Mesellata Geb. 4. bis 26. Februar 1850“, August Petermann, 1857

Sie werden von Perthes gehört haben, daß Longmanns leider die Bilder hier ausführen lassen wolle. Die ersten Bilder von Bernatz waren wirklich nur mittelmäßig. [...]

Nun leben Sie wohl und [schaffen] Sie um Gottes Willen das Werk vorwärts; es wird ja nun um so Vieles interessanter. [...]

Aufrichtigst
d. Ihrige

Dr. Barth²¹⁰

Bei dem „Blatt vom großen Gebirgsabfall“, durch das Barth „mit wahrer Wollust“ *gegangen* sein will, handelt es sich um eine *Karte*: den Entwurf für das, nach einer kleinen Orientierungskarte, erste für das Reisewerk bestimmte Kartenblatt, *Dr. H. Barth's Reisen in Nord- und Central-Afrika, Blatt No. 2. Karte der Route durch das Djebel, Ghurian, Tarhona & Mesellata Geb., 4. bis 26. Februar 1850. Entworfen und gezeichnet von A. Petermann*. Die Karte illustriert, wie der Titel sagt, Barths Reiseweg, sie geht aber darüber hinaus, indem sie auf der Basis aller aktuell verfügbaren Daten die Region deutlich präziser und detaillierter präsentiert als noch die entsprechende Karte in Petermanns *Account of the Progress of the Expedition to Central Africa Performed by Order of Her Majesty's Foreign Office, Under Mess'rs. Richardson, Barth, Overweg & Vogel in the years 1850, 1851, 1852, and 1853*. Dass die neuere Karte trotz ihres etwa viermal größeren Maßstabs (1:500.000 gegenüber 1:2.100.000) weniger leer wirkt als ihre nur drei Jahre ältere Vorläuferin, liegt jedoch daran, dass sie nicht nur neue, sondern auch qualitativ andere Daten auf eine fast experimentelle Weise präsentiert. Die von Barth gerühmte *Plastizität* gewinnt sie durch den Versuch, den „Gebirgsabfall“ und andere Erhebungen sowohl graphisch, durch intensive Schraffuren, als auch sprachlich („Tiefe Schlucht“, „Der Weg tief in Mergel eingeschnitten“, „Wasserfall“) zu veranschaulichen – und zu dramatisieren. Ebenfalls in einer Mischung aus graphischen und sprachlichen Markierungen sind Pflanzungen („Fruchtbare wellenförmige Ebene mit Gersten-Feldern und hie und da mit junger Saat bedeckt“, „schöner Palmenhain“), historische und ethnographische Besonderheiten markiert („reich an Korn, voll Röm. Ruinen und bewohnt von einer wandernden, in Zelten lebenden Bevölkerung“). *Plastisch* scheint die Karte auch dadurch zu werden, dass individueller Reiseweg und Beschreibung des Landes miteinander vermittelt sind. „Schöne Steppen“, „Allmählig sich erhebender Punkt mit einer Aussicht auf den Jebel“, „sehr steiler Pass“, „Regen“: Solche Details lassen die Freuden und Mühen der

210 Barth an Petermann, 10. March 1856, SPA ARCH PGM 039/02, Folio 305f.

einen Reise in die vieler möglicher Reisen übergehen. Aus der individuellen Erfahrung wird ein Raum potentieller Erfahrbarkeit. Man kann der Route von Barth folgen, man kann sich aber auch von ihr lösen, man kann den Blick am „Gebirgsabfall“ hinauf- und hinunterklettern lassen.

Was bleibt dann für den Erzähler noch zu tun? Sich selbst schreibt Barth die Aufgabe zu, „Sitten und Charakter des Volkes“ darzustellen, und auch das scheint eine Vermittlung zwischen dem einen, individuellen Reiseweg und einer Vielzahl möglicher Begegnungen zu implizieren: „meine Narrative“ sollen das „Blatt in allen Beziehungen verlebendigen“, aber auch wiederum in eine zeitliche Folge zerlegen, was auf der Karte gleichzeitig zu sehen ist.

Einen Monat später, ebenfalls in einem Brief an Petermann, spricht Barth von „meinen schönen Historien, mit denen ich das Ganze unterflechten zu müssen glaube“.²¹¹ In der englischen Ausgabe sei das problematisch, da diese anekdotischen Geschichten gelegentlich „für die unschuldigen Engländerinnen zu naiv“ seien – also wohl im Sinne der Ästhetik des 19. Jahrhunderts „als natürlich mit dem wirklichen verschwistert“²¹². Dem deutschen – und insbesondere einem im Zuge der ästhetischen Rehabilitation des Naiven in den Ästhetiken von Kant und Schiller gebildeten – „Publicum“ glaubt Barth mehr zumuten zu können, zum Vorteil der deutschen Ausgabe: „Es sind einfach treue Erzählungen und zur Sittenschilderung fast unumgänglich nothwendig.“²¹³

Einerseits heißt das, dass nicht nur Bilder, sondern auch „Historien“ und „Narrative“ – in beiden Fällen formuliert Barth sein Darstellungsziel im Plural – „verlebendigen“ und „Anschauung“ ermöglichen können. Ein Text kann ebenso illustrieren wie ein Bild zu erzählen vermag. Bilder sind sprachlich, wie Sprache bildlich verfasst ist.

Andererseits hat Barth hier ein Paradox formuliert, das sich für die Produktion von Wissen im 19. Jahrhundert zusehends als konstitutiv erweist: Wie ist ein *Ganzes* (der Begriff findet sich nicht nur an dieser Stelle, sondern wird immer wieder im Hinblick auf das Reisewerk gebraucht) zu denken, das darauf angewiesen ist, *unterflochten* zu werden? Was fehlt dem Ganzen, um ganz zu sein? Daran schließen sich weitere Fragen an: Ist das Ganze eine sich in der Kontinuität der Zeit wie der Narration entfaltende Route? Oder bildet es eine sich in der Homogenität der Karte entfaltende Fläche? Und wie ist der Reisende, der zugleich sein Autor ist, darin situiert? Begibt er sich mit den „Sittenschilderungen“ in eine Beobachterposition oder kündigt er diese gerade auf, indem er sich als Romancier betätigt? Weist der Begriff „Historien“ darauf

211 SPA ARCH PGM 039/02, Folio 301 (19. April 1856).

212 So, Goethe zitierend, das Deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm, Bd. 13, Sp. 321.

213 SPA ARCH PGM 039/02, Folio 301 (19. April 1856).

hin, dass es sich um etwas Artifizielles und bewußt Gemachtes handelt, dem Barth überdies den Status des Schönen zugesteht, oder hebt er vielmehr auf die Treue der „Historien“ als etwas ab, das er *gefunden* und nicht *erfunden* hat?

Auf keine dieser Fragen gibt es eine ausdrückliche Antwort, aber sie alle verweisen auf das mediale Dreieck aus Text, Bild und Karte, und sie kreisen dabei um die Begriffe des Ganzen, der Anschauung und der Lebendigkeit. Auffällig ist dabei, dass Barth der Karte als Inbegriff eines zu unterflechtenden Ganzen im Produktionsprozess ebenso wie in der Rezeption einen gewissen Vorrang einräumt. Dieser Eindruck verstärkt sich mit der Insistenz, mit der er weitere Karten von Petermann einfordert, auch wenn die Herstellung des Reisewerks damit eigentümlich zirkulär zu werden scheint. Denn es sind ja weitgehend die von Barth selbst gelieferten Materialien, Messungen, Wegbeschreibungen, Kartenskizzen und Anweisungen, die Petermann verarbeitet – was Barth in Erinnerung ruft, wenn er einige „kleine Fehler [...] verbessert“. Aber trotz seines Besser-Wissens sei, so schreibt er ein halbes Jahr später an den Verleger Justus Perthes, die „Beschreibung des Landes“ nur auf der Grundlage von Petermanns Karten möglich:

Dazu unumgänglich aber ist, daß die Karten endlich vor sich gehn. Denn wie ist es möglich für mich, der Beschreibung des Landes den vollen Abschluß zu geben, bevor ich die vollendete Kartenzeichnung vor [nach] mir habe. [Das Blatt] sollte längst in meiner Hand sein, damit ich zu ganz klarer Anschauung komme. Petermann spricht jetzt nicht einmal davon wann er diese Blätter zu liefern gedenkt [...], während er doch alles Material zu den drei ersten Theilen schon seit einem Jahre in Händen hat. [...] Ich fange erst jetzt an das Ganze zu beherrschen [...]. Der rüstige unverzügliche Fortschritt der Karten sind die *conditio sine qua non* des Ganzen.²¹⁴

Durch das seiner Ansicht nach zu langsame Arbeiten Petermanns wird Barths Kartenbegehren immer wieder frustriert, was ihn schließlich so weit treibt, Perthes zu drohen, Karten in England anfertigen zu lassen, sollte dieser Petermann nicht veranlassen, das Ersehnte schneller zu liefern. Als „*conditio sine qua non* des Ganzen“ ist die Karte dabei weniger eine Erinnerungsstütze als der Vorgriff auf ein Ganzes, auf dessen *Beherrschung* Barth hinarbeitet, das sich aber im Arbeitsprozess erst schrittweise einstellt. Als Ergebnis einer Aufzeichnungspraxis wird die Karte wiederum zu deren Ausgangspunkt. Die nachträgliche oder aufarbeitende Verfertigung des Tagebuchs bedarf der dazugehörigen Karte:

²¹⁴ Barth an Justus Perthes, 21. Oct. 1856: SPA ARCH PGM 039/02, Folio 267f.

Ich für meinen Theil muß nun nothwendig das Blatt von den Kanemrouten und das ganze Tsadblatt haben, da ich nun ganz klar mein Tagebuch nach Kanem ausgearbeitet habe und zu manchen neuen Anschauungen gekommen bin.²¹⁵

Wie aber ist es überhaupt möglich, in einem derart zirkulären (Herstellungs-) Prozess zu „neuen Anschauungen“ zu gelangen, wenn das zugrundeliegende Material nur abermals oder erneut aufgenommen wird? Vorstellbar wäre es, dass „neue[] Anschauungen“ im Wechsel zwischen den Medien entstehen, welche ihre ‚Inhalte‘ wiederholt aufzubereiten suchen: durch das Kursieren von Karten, Skizzen und Wegbeschreibungen. Im Durchgang durch die Karte strukturieren sich die Erfahrungen der Reise neu, zugleich aber, und das scheint hier das Entscheidende, insistieren sie. Die Karte fordert die Ergänzungen, die sie zugleich ermöglicht. Und damit fungieren diese Ergänzungen als Kommentar nicht nur der einen Karte, sondern der Kartographie.

Der Brief vom 10. März gibt eine Reihe weiterer Hinweise, wie Barth seine „Narrative“ gegenüber jener Karte positioniert, die er nicht nur „mit wahrer Wollust“ betrachtet hat, sondern „durch“ die er „gegangen“ ist. Die „kleine[n] Fehler“, die er zunächst „verbessert“, betreffen in erster Linie Positionen und Relationen von Orten, hier bewegt er sich also innerhalb von Petermanns kartographischem Paradigma, dem er sich auch mit seinen ersten, hastigen Lageberechnungen aus Timbuktu verpflichtet hatte. Im Vorwort der englischen Ausgabe seines Reisewerks erkennt er ausdrücklich Petermanns kartographische Leistung an, die er so reformuliert: „But now all that pertains to physical features and geographical position has been laid down, and executed with artistic skill and scientific precision, by Dr. Petermann“.²¹⁶ Hier scheint also, nachdem Petermann Barths Verbesserungen eingearbeitet hatte, tatsächlich etwas abgeschlossen und als ebenso ästhetisch wie wissenschaftlich in sich gerundetes Ganzes vorzuliegen. Der Hinweis auf die „große Palmenpflanzung“ aber geht eigentlich über das hinaus, was Petermann der physikalisch-topographischen Karte als Gegenstand zuweist. Petermann hat sich Barths Wunsch gebeugt und auf seiner Karte einige kleine Bäumchen verteilt, auch wenn er mit diesen ikonischen Markierungen, ebenso wie mit dem extensiven Schrift-Gebrauch, die – *indexikalische* – topographische Karte auf eine inkonsequente Weise *thematisch* überformt. Wenn auf späteren Perthes-Karten die Palmen wieder verschwunden sind, deutet das nicht auf eine ökologische Katastrophe, sondern auf eine kartographische Flurbereinigung: blühende Landschaften oder Wüste, das ist für die Geopositionierung egal.

215 Barth an Petermann, 25. Dez. 1855: SPA ARCH PGM 039/02, Folio 329.

216 Barth, *Travels and Discoveries*, Bd. 1, S. XV.

Einen entschiedeneren Schritt über das Kartenparadigma hinaus vollzieht jedoch die Polemik gegenüber Eduard Vogel. Der Vorwurf, dieser würde „ins [Tolle] hinein astronomisieren“, ist nicht auf die Konfrontation unterschiedlicher Messmethoden zu beschränken, und er richtet sich ebenso sehr an Petermann selbst wie an seinen Protegé Vogel. Es waren allein dessen astronomische Kenntnisse, die Petermann veranlasst hatten, den englischen Organisatoren der Expedition zu empfehlen, Barth den wenig reiseerfahrenen Vogel zur Unterstützung hinterherzusenden, „denn so viel uns bekannt ist, beruhen alle von Barth gegebenen Positionen lediglich auf Computationen einer *dead reckoning* und nicht auf astronomischen Beobachtungen“.²¹⁷ Von Vogels astronomischen Positionsbestimmungen verspricht sich Petermann gegenüber dem *dead reckoning*, also der Bestimmung der aktuellen Position aus Richtung und Länge des zurückgelegten Weges, nicht allein präzisere Ergebnisse, sondern eine Professionalisierung der Geographie im Sinne einer Naturwissenschaft – wobei er sich nicht scheut, die wissenschaftliche Bedeutung des nicht-promovierten Assistenten am privaten *George Bishop's Observatory* in London zu steigern, indem er ihn dem englischen Publikum seines *Account* als „Dr. Vogel“ präsentiert, eine Aufwertung, die in der Folge vielfach, auch in Deutschland, abgeschrieben wird:

Dr. Vogel being the first professional astronomer of acknowledged talent, who has undertaken a journey to the interior of Africa, his observations are of the greatest importance, and their value will be increased the farther he may be able to penetrate into the Central regions.²¹⁸

Dass sich diese Hoffnung nicht erfüllt hat, sondern dass in den „Central regions“ schließlich Vogels eigene Position nicht mehr zu bestimmen sein sollte, ist bekannt. Barth weist demgegenüber nicht nur – zu Recht – darauf hin, dass astronomische Messungen an Land keineswegs (und nicht nur bei *liederlichem Rechnen*) besonders verlässliche Ergebnisse liefern. Erfahrungsgemäß sei es sicherer, so schreibt er in der Einleitung seines Reisewerks, sich „auf genaue Beobachtungen des Kompasses, möglichst viele Bergwinkel und genaue Zeitbeobachtungen zu verlassen“.²¹⁹ Dass mit der Entscheidung, ob ein Reisender die Erde oder den Himmel als Referenzsystem seiner Bewegungen wählt, jedoch sehr viel mehr auf dem Spiel steht als die Genauigkeit

²¹⁷ Mittheilungen 1855, S. 13.

²¹⁸ August Petermann, *Account of the Progress of the Expedition to Central Africa Performed by Order of Her Majesty's Foreign Office, Under Mess'rs. Richardson, Barth, Overweg & Vogel in the years 1850, 1851, 1852, and 1853*, London 1854, S. 13.

²¹⁹ Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 1, S. XX.

der Positionsbestimmung, hat Barth im Oktober 1855 in einem „kurzen ungebundenen Vortrag“ vor der Berliner Geographischen Gesellschaft ausgeführt, von dem er Petermann in einem ausführlichen Brief berichtet:

Ich bezeichnete meine Leistungen als vorzugsweise die Oberfläche der durchzogenen und erforschten Länder in Bezug zum Menschen, nicht zum Himmelsystem, darstellend und in allen ihren feinen Gestaltungen ihrer Produkte und Eigenthümlichkeiten dem Auge wo möglichst plastisch vorzuführen, indem ich hierbei den Irrthum jener mathematischen Geographen rügte, die an Reisende besonders in CentralAfricas schwierigen und gefährvollen Länderstrichen den Anspruch genauer astronomischer Längenberechnungen machen und einen Versuch versprach, wie weit ich mich mit meinen Distanzen, Wegmessungen und Azimuthwinkeln der wahren Längenlage nähern würde.²²⁰

Während der am Ende versprochene „Versuch“ noch einmal das *dead reckoning* als keineswegs obsoleter Methode der Positionsbestimmung verteidigt, verwandelt der anfangs formulierte Anspruch, „vorzugsweise die Oberfläche der durchzogenen und erforschten Länder in Bezug zum Menschen, nicht zum Himmelsystem“ darzustellen, ungleich offensiver die vermeintlichen Nachteile des erdgebundenen Verfahrens in einen entschiedenen Vorzug. Was für Petermann eine *kartographische* Operation darstellt, deren Wert sich allein nach der Genauigkeit der mit ihr erzeugten Koordinaten bemisst, wird für Barth zur Basis einer *Erdkunde*, die auch jene „feinen Gestaltungen“ zu erfassen und „plastisch vorzuführen“ bestimmt ist, die dem „Himmelsystem“ nicht abzulesen und in keinen mathematischen „Computationen“ zu errechnen sind. Dass von der Kenntnis vielfältiger „Gestaltungen“, die einem im Territorium entgegenzutreten vermögen, nicht nur der Erfolg der geographischen Forschung, sondern auch das Schicksal der Reisenden selbst abhängen könnte, deutet Barth in seiner wiederholten Kritik am Vorgehen Vogels und später auch Beurmanns an:

Die Nachrichten von Vogel bleiben recht lange aus; eine Karawane ist nach zwei Monaten ganz ohne Briefe von ihm angekommen. Er hat wol nicht die gehörige Vorsicht zu seinem Verkehre angewandt [...]. Möge es ihm gut gehn.²²¹

Nicht die „gehörige Vorsicht zu seinem Verkehre angewandt“ zu haben, das heißt wohl vor allem, nicht das nötige diplomatische Geschick aufgebracht, oder, allgemeiner gesagt, den „feinen Gestaltungen“ politischer und religiöser Verwerfungen in den bereisten Ländern nicht genügend Aufmerksamkeit

²²⁰ Barth an Petermann am 14. Oct. 1855: SPA ARCH PGM 039/02, Folio 354-356.

²²¹ Barth an Petermann, den 19ten April 1856: SPA ARCH PGM 039/02, Folio 300.

gewidmet zu haben. Ein „Irrthum“, der dann bei dem zweiten jener von Petermann ausgesandten und dann verschollenen „mathematischen Geographen“, Moritz v. Beurmann, zur „Verrücktheit“ werden wird [Kapitel 5, S. 107]. In der Einleitung zu seinem Reisewerk spitzt Barth die Differenz der aus den verschiedenen Messverfahren resultierenden Raumlogiken zu, indem er die mangelnde Genauigkeit der ‚Eckdaten‘ seiner Reise mit dem „lebendigen Zusammenhange“ dessen kompensiert, was sich zwischen den Punkten befindet und was nur auf der Reise selbst erschlossen werden kann. Was zählt, ist der Weg, nicht seine Anfangs- und Endpunkte: „Wenn auch die äusseren Punkte etwas verschoben sein mögen, wird doch das Eingeschlossene unter sich auf diese Weise in wahren lebendigen Zusammenhange stehn.“²²²

Plastizität und Lebendigkeit also begegnen der kartographischen Genauigkeit, die, ob nun zu Recht oder Unrecht, das ‚Astronomisieren‘ für sich reklamiert. Das *dead reckoning* dagegen richtet die Aufmerksamkeit des Reisenden nicht nur auf die „Oberfläche der durchzogenen und erforschten Länder“, sondern entwirft auch die Reise selbst als eine *kontinuierliche* Bewegung auf dieser Oberfläche, die der Astronom zu verlassen scheint, wenn er sich zum „Himmelssystem“ in Beziehung setzt, ohne damit allerdings schon auf der anderen Oberfläche, der Karte, angekommen zu sein. Seine Messungen erzeugen je einzelne, diskrete Punkte, die erst auf der Karte zueinander in Beziehung treten werden. Erst hier, als *Endresultat* der *Reductionen*, die der Astronom gleichsam im Territorium vorwegnimmt, die jedoch erst noch von anderen *computiert* werden müssen, entsteht der Zusammenhang, der dann, wie das „Blatt vom großen Gebirgsabfall“, auch wieder *plastisch* genannt werden kann. Lebendig aber wird er erst in den anderen Operationen des Reisens, deren nicht allein metaphorische Grundlage Barth mit seinem *dead reckoning* geschaffen hat und die dem Reisewerk auf der *Basis* der Karte wieder eingetragen werden müssen. Darauf gründet sich die *schöpferische* Leistung, die Barth für sich reklamiert. Er hat eine Wüste „belebt“:

Mag man es meinem guten Stern oder meiner Ausdauer zuschreiben, ich hoffe, dass Niemand in Abrede stellen wird, dass ich die Kenntniss des Inneren Afrika's um ein Ansehnliches gefördert und weite Landstrecken, die vorher als nackte, leblose Wüsten in unserer Kenntniss dieses Erdtheiles dalagen, mit lebendigen Zügen der mannichfaltigen Schöpfung belebt habe.²²³

Nackte, leblose Wüsten zu beleben ist offensichtlich etwas anderes als die Berichtigung von Messfehlern – und es fällt auch aus der Logik der Karte

²²² Barth, Reisen und Entdeckungen, Bd. 1, S. XXI.

²²³ Ebd., S. XV.

heraus, die den astronomischen Blick ‚von oben‘ in einen jeden Blickpunkt neutralisierende geometrische Projektion übersetzt. So nimmt sich das Feld der „physical features and geographical position“, das Barth Petermann überlässt, recht bescheiden aus gegenüber der *ganzen*, das heißt keineswegs nur topographischen, „configuration of the country“, deren lebendige Darstellung Barth sich selbst vorbehält:

The principal merit which I claim for myself in this respect is that of having noted the whole configuration of the country; and my chief object has been to represent the tribes and nations with whom I came in contact, in their historical and ethnographical relation to the rest of mankind, as well as in their physical relation to that tract of country in which they live. If, in this respect, I have succeeded in placing before the eyes of the public a new and animated picture, and connected those apparently savage and degraded tribes more intimately with the history of races placed on a higher level of civilization, I shall be amply recompensed for the toils and dangers I have gone through.²²⁴

Auch hier also der Hinweis, dass es um eine andere, vielfältigere Relationalität geht als um diejenige von zu vermessenden Punkten. Und auch diesmal wird diese Vielfalt mit Lebendigkeit verbunden, die dem *Dargestellten* („tribes“, „nations“, „mankind“) ebenso zukomme wie der *Darstellung* („a new and animated picture“), und schließlich mit dem *Darstellenden* in Beziehung gesetzt, dessen Erleben nicht vom Forschungsprozess abzulösen ist („the toils and dangers I have gone through“, „with whom I came in contact“). Das, was man, im Erwandern und Erfahren eines Landes in der Kontinuität der eigenen Bewegung, Bodenhaftung nennen könnte, führt eine anthropologische Dimension in die Darstellung ein, die gleichermaßen das Objekt wie auch das Subjekt der Forschung wie der Darstellung betrifft. Barths *dead reckoning* ist, ebenso wie Vogels *Astronomisiren* und Petermanns *Reduciren*, zugleich ein *self-fashioning* des Forscher-Subjekts. In der afrikanischen Wüste wie im geographischen Datenraum erscheinen Techniken der Verortung zugleich als fundamentale Techniken der Selbstkonstitution, die dann wiederum umstandslos in kulturelle Hierarchien – „apparently savage and degraded“ – übersetzt werden können.

Formuliert wird diese Selbstverortung nicht selten als eine an das erlebende Subjekt gebundene ästhetische Erfahrung. So schreibt Barth etwa über einen Ort, an dem er für eine Nacht Station gemacht hat: „Dutschi hat, wie das im nebenstehenden Holzschnitte nur unvollständig dargestellt ist, ein höchst wildromantisches Aussehen.“²²⁵ Das ist nicht ohne Ironie formuliert, denn der

²²⁴ Barth, *Travels and Discoveries*, Bd. 1, S. XV.

²²⁵ Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 4, S. 126.

Holzschnitt präsentiert den Ort in Form einer Kartenskizze, in deren Semiotik ein Attribut wie *wildromantisch* schlichtweg nicht vorgesehen ist – und zwar weniger, weil Attribute nicht kartographisch codierbar wären, sondern weil die kartographische Projektion keine Perspektive kennt, aus der heraus etwas in dieser Weise wahrgenommen werden könnte. Um das zu erkennen, bedarf es jedoch der Hinsicht auf die Karte: Die Ironie entfaltet sich nur zwischen dem Lesen des Textes und dem Blick auf die Karte.

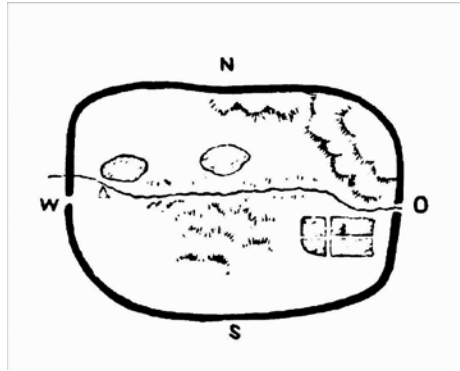


Abb. 16
Holzschnitt von Dutsch, nach einer
Skizze von Heinrich Barth, 1857

Aber auch moralische Fragen sind aus der Selbstkonstitution des Reisenden und damit aus der zirkulären Konstitution des *Ganzen* nicht mehr auszuschließen, wenn den geographischen Operationen eine anthropologische Dimension eingeschrieben wird. Einen eher versteckten Hinweis darauf gibt Barths Brief an Petermann, wenn er scheinbar beiläufig, im Zusammenhang mit der Organisation seines Londoner Haushalts, „unsere beiden ‚Sklaven‘“ erwähnt. Es handelt sich um zwei von Overweg (frei-)gekaufte Männer aus dem Sudan, die Barth nach England begleitet und insbesondere bei seinen sprachwissenschaftlichen Studien unterstützt hatten. Aber nicht nur deshalb gehören sie in die ökonomische wie produktionsästhetische Argumentation. Denn was den „unschuldigen Engländerinnen“ zu „naiv“ erscheinen könnte, wäre insbesondere die unbefangene Haltung, die Barth dem Sklavenhandel gegenüber einnimmt. Und darauf beziehen sich auch die meisten der „schönen Historien“, mit denen er in der deutschen Ausgabe „das Ganze unterflechten zu müssen“ glaubt, die er aber den „unschuldigen Engländerinnen“ vorenthält – das heißt wohl in erster Linie jenen Abolitionistinnen, die wesentlich zur finanziellen Ausrüstung der Expedition beigetragen und dafür gesorgt hatten, dass eines ihrer vorrangigen Ziele die Bekämpfung des Sklavenhandels sein sollte. In der englischen Ausgabe schließt Barth sich dieser Ausrichtung an und rechtfertigt seine Teilnahme an einem kriegerischen Unternehmen,

das ausdrücklich der „Skavenjagd“ diene, allein vor diesem humanitären Ziel. Er habe ein Opfer gebracht, um „eye-witness“ jener Praktiken zu werden, die nur bei genauerer Kenntnis wirkungsvoll bekämpft werden könnten: „it was necessary that I should become acquainted with the real state of these most important features of African society, in order to speak clearly about them“.²²⁶ In der deutschen Version scheint die Bekämpfung des Sklavenhandels dagegen allein „ein Lieblingsgegenstand für den verstorbenen Herrn Richardson“, den ursprünglichen Expeditionsleiter, gewesen zu sein, der mit dessen Tod ad acta gelegt ist. Keine moralische, sondern eine rein geographische Frage ist es nun, die „der Entscheidung eines Augenzeugen zu bedürfen scheint“, nämlich, ob der Tschad-See einen Abfluss hat oder nicht. Und „jene schönen flachen Alluviallande“, in denen dieses afrikanische Rätsel zu lösen war, seien eben nur „in Begleitung einer zahlreichen, auf Unterjochung und Sklavenjagd ausgezogenen Heeresmacht“ zu erreichen gewesen. „Dies ist uns in England zu grossem Vorwurf gemacht worden, und die ‚British and Foreign Anti-Slavery Society‘, das Wesen über der Form vergessend, hat dies zum Punkte einer ernsthaften Anklage gegen uns gemacht.“²²⁷ In der deutschen wie in der englischen Fassung geht es darum, Wissen zu erlangen, nur ist dies im einen Fall einem humanitären „Endzweck“ untergeordnet (auch wenn dahinter wiederum ein imperialistischer Endzweck aufscheint), im anderen einem wissenschaftlich-geographischen. In der Leichtigkeit, mit der Barth den Wechsel vom einen zum anderen Zweck vollzieht, vergisst er allerdings seinerseits, dass, wie er selbst in seiner Auseinandersetzung mit dem *Astronomisieren* eindringlich demonstriert hat, „Wesen“ und „Form“ in der wissenschaftlichen Praxis keineswegs so einfach zu trennen sind.

Auch das Ineinanderfallen von Wesen und Form betrifft den Forscher selbst. Wenn Barth seine „schönen Historien“ in eine andere Sprache auslagert, um die englischen Leserinnen vor der ungewollten Begegnung mit der rohen Wirklichkeit oder wohl eher sich selbst vor der ungewollten Begegnung mit diesen Leserinnen zu schützen, und wenn er dabei zugleich im Überschreiben seines wissenschaftlichen mit einem humanitären Interesse den epistemischen Ort, an den sie gehören würden, versteckt, dann hat er auch seine eigenen Spuren verwischt. Gerade indem Barth darauf beharrt, dass das forschende Subjekt im Feld anwesend und in vielfacher Weise darin verflochten ist, geht er auch eine Verpflichtung ein: Ein *Mensch aus Fleisch und Blut* kann sich nicht so ohne Weiteres auf die Position des nicht-involvierten wissenschaftlichen Beobachters zurückziehen. Oder anders gesagt, er kann es partiell, insofern er

²²⁶ Barth, *Travels and Discoveries*, S. XVII.

²²⁷ Barth, *Reisen und Entdeckungen*, S. XXV, S. XXVII.

sich selbst parzelliert und über die verschiedenen Medien und Darstellungen zerstreut. Damit aber riskiert er zugleich, in die Nähe so fragwürdiger Gestalten wie Theodoro Evangelisti, Francesco Salemi oder gar Lucca Mollo, genannt Semibecco, zu geraten [Kapitel 5].

Auch deshalb ist die Karte *conditio sine qua non*. Als *Endzweck* erlaubt sie die Distanz, die jede Wissenschaft gegenüber ihrem Objekt aufbauen muss, um es als ein Ganzes zu konzeptualisieren. Als *Basis* ermöglicht sie gleichzeitig unterschiedliche Bewegungen der Annäherung, in denen sich etwa ein aus der Karte herausgerechneter *Mensch aus Fleisch und Blut* auf unterschiedliche Weise und in unterschiedlichen Rollen wieder in das nun gleichsam durchlöchernte Ganze hineinzuprojizieren vermag. Die kartographische Projektion etwa mit „schönen Historien“ zu „unterflechten“ hebt jedoch den Totalitätsanspruch nicht nur der Karte, sondern jeder an ein einzelnes Medium gebundenen Darstellung auf. Das ist es, was in den produktions- wie rezeptionslogisch zirkulären Prozessen im Dreieck aus Karte, Bild und Text verhandelt wird. Die Karte ist „*conditio sine qua non*“ eines „new and animated picture“, das sie selbst nicht sein kann, auch wenn „jeder Mensch von Fleisch und Blut sich daran ergötzen soll“. Das macht innerhalb des Zirkels genau dann Sinn, wenn es heißt: Nur ein „Mensch aus Fleisch und Blut“ kann sich an der Karte „ergötzen“, indem er sie weiterdenkt, weiterliest und auf die anthropologische Dimension hin betrachtet, die er selbst an sie heranträgt. Die von der Karte vorgenommene Reduktion ist nicht verzichtbar, aber sie treibt die Karte gleichsam über sich hinaus. Damit stellt sie geradezu modellhaft ein Ganzes dar, das darauf drängt, unterflochten zu werden. Auch die Karte erzeugt Bodenhaftung, indem sie das *verortet*, das heißt, zu einem Ganzen verfügt, was sonst ein unbestimmter Plural bliebe: „Narrative“, „Erzählungen“, „schöne Historien“. Nur in einem zirkulären Prozess – des *Durchgehens* unterschiedlicher Medien und Darstellungsformen – entsteht das *Ganze*, und zugleich im Einklang von „artistic skill“ und „scientific precision“, den Barth in Petermanns Karten entdeckt hat – und den Naturforscher wie Schleiden und Müller auch an Bernatz' Bildern geschätzt haben.

Auch den Bildern kommt im Ganzen von Barths Reisewerk die Funktion zu, zwischen der Bewegung einer individuellen Reise, die sie in der Momenthaftigkeit singulärer Ereignisse zuspitzen, und der Allgemeingültigkeit und Statik eines zumindest vorläufig festgestellten Wissens zu vermitteln. Dabei sieht sich Bernatz jedoch in einer schwierigeren Situation als die beiden anderen. Anders als für Petermann, dessen kartographische Operationen darauf basieren, zumindest in einem ersten Schritt von den konkreten Phänomenen abzusehen, um das *Ganze* in den Blick zu bekommen, stellt es für Bernatz ein Problem dar, über keine eigenen Anschauungen dessen zu verfügen, was, genau wie

Barths *Historien*, dieses Ganze unterflechten und anschaulich werden lassen soll. Nicht „nach der Natur“ kann er zeichnen, sondern nur anhand dessen, was Barth ihm an Skizzen und Beschreibungen zur Verfügung stellt. Wenn Barth also, in deutlichem Kontrast zur „Wollust“, die Petermanns Karte bei ihm erregt, die ersten Entwürfe Bernatz' „wirklich nur mittelmäßig“ findet, dann fällt diese Unzufriedenheit auch auf ihn selbst zurück. Spätestens mit Bernatz' Arbeits-Besuch in London scheinen die Probleme jedoch ausgeräumt. Nicht nur Barth äußert sich zunehmend zufriedener über Bernatz' Arbeit; vor allem kann auch ein Problem abgewendet werden, das für Perthes – und das ganze Publikationsprojekt – zu einer Bedrohung hätte werden können. Der englische Verlag, Longmans, Green & Co, hatte nämlich erwogen, eigene Illustrationen anfertigen zu lassen – für Perthes, der bereits vertraglich an Bernatz gebunden war und dabei die Beteiligung Longmans einkalkuliert hatte, wäre das ein Desaster gewesen.²²⁸ Auch mit englischer Beteiligung bergen die aufwendigen und kostspieligen Illustrationen ein verlegerisches Risiko. Dennoch wird ihre Notwendigkeit aber zu keinem Zeitpunkt in Frage gestellt. Wie die Illustrationen in Müllers kosmischem *Atlas* stellen sie aus der Sicht aller Beteiligten keinen „unnötigen Luxus“ dar, sondern einen integralen und offenbar als unverzichtbar empfundenen Teil des *Ganzen*. In der kostengünstigen zweibändigen Volksausgabe, Heinrich Barths *Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855. Im Auszuge bearbeitet*, die 1860 als Reaktion auf den schleppenden Verkauf des fünfbandigen Werks erscheint, ist die Zahl der Lithographien zwar drastisch reduziert, aber es bleiben doch immerhin vier Illustrationen übrig, die nun um so markanter erscheinen. Indem sie auf die – auch durch die Textkürzungen – stärker profilierten Höhe- und Wendepunkte der Reise hinweisen, kommt ihnen ein eigenständiges narratives Potential zu, zugleich bleibt es jedoch ihre Aufgabe, den „feinen Gestaltungen“ von Landschaft und Menschen Anschauung zu verleihen.

Auf jeweils einem eigenen Blatt hochwertigen Papiers gedruckt, werden die sechzig in der Regel koloriert ausgeführten Lithographien des fünfbandigen Werks als Gemälde exponiert, gerahmt vom weißen Grund des Papiers, versehen mit einem Titel, Ort und Datum sowie immer gleichlautenden Angaben zum Drucker, Lithographen und Maler, sowie meist dem Hinweis auf Barth als Zeichner der zugrundeliegenden Skizzen. Im Inhaltsverzeichnis

228 Schon im Februar 1856 schreibt Barth an Perthes: „Ich habe mit großem Vergnügen die letzten Blätter von Bernatz gesehen, sie sind wirklich unvergleichlich besser als die ersten und hätten gewiß hier vollkommen befriedigt. Aber die große Mittelmäßigkeit der ersten Blätter hatten Longman schon zu dem Entschluß kommen lassen, die für die Englische Ausgabe hier machen zu lassen. Das ist weder mir angenehm noch kann es Ihnen Freude machen. (SPA ARCH PGM 039/02, Folio 315).“

wie im Text werden sie durchgängig als „Ansichten“ bezeichnet. Aber selbst, wenn es sich tatsächlich um Ansichten handelt, die den Anblick eines bestimmten Ortes, einer bestimmten Landschaft präsentieren, sind diesen zu- meist Gruppen von Menschen oder Tieren eingefügt. Diese *Bevölkerung*, mag sie auch nur aus einer Elefantenherde bestehen und wie Staffage anmuten, in der die Figuren als Statisten auftreten, verleiht den Ansichten den Charakter einer Szene – „Scene“, „Scenerie“ und „Staffage“ sind Begriffe, die Barth in seiner Reisebeschreibung selbst wiederholt gebraucht.²²⁹ Die Staffage wirkt nicht zuletzt raumerschließend, sie fächert den Bildraum nach hinten auf und öffnet damit den Horizont bis ins Unendliche oder ins Diffuse, Unsichtbare. Ohnehin tendieren die *Ansichten* dazu, Horizonte nach oben hin auslaufen zu lassen. Oft geht ihr Bildraum am oberen äußeren Rand in den Blattuntergrund über, während sie am unteren Rand klar begrenzt und durch die Untertitel zusätzlich gerahmt sind. Während die Szenen sich nach ‚hinten‘ im Diffusen verlaufen, sind sie ‚vorne‘ zentriert. Damit vermitteln sie das, was zu sehen ist, mit dem, was nicht zu sehen ist, mit dem Raum, der sich hinter der Szene entfaltet, die Teil eines nur partiell sichtbaren Ganzen ist. Diesem graduellen *Off* korrespondiert ein anderes *Off vor* der Szene. Indem die Perspektive der Ansicht so gewählt ist, als wäre sie von einer Position ‚aufgenommen‘, die Teil des Raumes, aber nicht der Szene ist, führt sie korrespondierend *zu*, aber nicht interagierend *mit* den im Bildraum agierenden Figuren einen Beobachter oder eine Gruppe von Beobachtern ein: Zeugen, die das Geschehen beglaubigen und so an die Betrachter vermitteln, dass diese selbst sich mit den Zeugen identifizieren können. Eben dieses Changieren zwischen Nähe und Distanz, An- und Abwesenheit ist es, was Anschaulichkeit herstellt und mit der Autorität eines wissenschaftlich disziplinierten Beobachters vermittelt. Jedoch nicht allein die Staffage der „Ansichten“ erzeugt den Eindruck, dass es sich hier um Szenen, ja Ereignisse, handelt. Dass sie mit Ort und Datum versehen sind, sie ihr „wo“ und „wann“ verzeichnen, macht die Szenen zum Ereignis, das aus der Narration wie aus den Karten herausgehoben ist, durch Ort- und Zeitangabe aber dort eingeordnet werden kann. Dass es kein singuläres Ereignis darstellt, einer „Elefantenherde am Tsad“ zu begegnen, dass es häufiger vorkommen könnte, bezeugt gerade dessen Auszeichnung als singuläres Ereignis, das an einem bestimmten Ort und zu einer gewissen Zeit stattgefunden hat.

229 „Scenerie“, z. B. Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 4, S. 29, passim; „Scene“ etwa ebd., S. 14, passim, „Staffage“, vgl. etwa Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 2, S. 15, S. 26, S. 569; „Scenes in Aethiopia“ ist auch der Titel der englischen Ausgabe von Bernatz' Äthiopien-Reisewerk.



Abb. 17 „Elephantenherde am Tsad“, Johann Martin Bernatz, 1857



Abb. 18 „Wadi Telessare“, Johann Martin Bernatz, 1857

Natürlich liegt es nahe, den Standpunkt des Beobachters mit der Perspektive zu identifizieren, die Barth selbst auf seiner Reise eingenommen hat. Dass die Verhältnisse jedoch komplizierter sind, zeigen einige Ansichten, in denen Barth selbst *in* der Szene auftritt. Erstmals ist das der Fall auf der siebten Ansicht im ersten Band des fünfbandigen Reisewerks, *Wadi Telissare*, 7. Juli 1850.²³⁰

Hier blicken wir, aus einiger Distanz und leichter Überhöhung, einem Mann über die Schulter, der seinerseits auf einem exponierten Felsen sitzt, und, einen Zeichenblock auf den Knien, von außer- und oberhalb auf das im Text beschriebene Tal blickt. In der durch die Ansicht unterbrochenen Erzählung ist Barth selbst der Zeichner, und er beschreibt auch, was er hier am Ende eines Reisetages im letzten Sonnenlicht gezeichnet hat: Nicht das kleine Dorf in dem Tal, auch nicht die dramatisch wirkende Szene mit dem wilden Pferd im Vordergrund, sondern „einige bemerkenswerte Skulpturen [...] welche unserer besonderen Aufmerksamkeit werth waren [...]; obwohl keine vollendeten Skulpturen, waren sie doch mit fester und ruhiger Hand, welche wohlgeübt in solcher Arbeit gewesen, in tiefen Umrissen eingegraben“ in die „Sandsteinblöcke“, die die gegenüberliegende Wand des Tals bilden. Bernatz hat diese Reliefs in der Bildmitte platziert. Dabei konnte er allerdings nicht auf Barths „vollendetere Zeichnung, welche ich davon machte und im Laufe desselben Jahres nach England schickte“ zurückgreifen – eben die Zeichnung, an deren Entstehung Bernatz uns gleichsam als Augenzeugen teilhaben lässt. Denn diese, wenn sie England denn je erreicht hat, scheint dort „verlegt worden zu sein“.²³¹ So muss Barth aus dem Gedächtnis rekonstruieren, was Bernatz dann in das Zentrum stellt, um das herum er, unter Rückgriff auf ikonographisches Material seiner eigenen Reisebücher, seine Ansicht konstruiert. Diese Konstruktion muss also eine infrastrukturelle Störung beheben, die sich, einmal mehr, zwischen das Hier und Jetzt einer einmaligen Situation und deren medialer Wiederholung geschoben hat – eine Diskontinuität, die den zeichnenden Beobachter zumindest für den Moment von seinem europäischen Publikum distanziert, dem die „vollendetere“ Ansicht für immer vorenthalten bleibt. Zugleich rückt sie den bildimmanenten Betrachter und Zeichner näher an die Szene heran.

Sehr viel drastischer tritt diese Diskontinuität hervor in einer Ansicht, die Barth nicht mehr nur als zeichnenden Beobachter, sondern als Protagonisten zeigt: die Ankunft in Timbuktu, oder, wie es in der Bildunterschrift heißt, der

²³⁰ Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 1, nach S. 210.

²³¹ Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 1, S. 210f.



Abb. 19 „Einzug in Tumbutu“, Johann Martin Bernatz, 1857

*Einzug in Tumbutu.*²³² Was genau hier zu sehen ist, geht erst aus der Narration hervor, die dem Geschehen in einem Text-Bild-Arrangement eine dramatische Zuspitzung verleiht und dabei zugleich eine Anweisung gibt, *wie* zu sehen ist:

So näherten wir uns der Stadt; aber ihre dunklen schmutzigen Thonmassen, die eben nicht von hellem Sonnenschein beleuchtet wurden – denn der Himmel war dick überzogen und die Atmosphäre mit Sand erfüllt – waren kaum von dem Sande und dem rund umher aufgehäuften Schutte zu unterscheiden. Auch gab es keine Zeit mehr, aufmerksam umherzuschauen, da uns eine Schaar Leute aus der Stadt entgegenkam, um den Fremden zu begrüßen und willkommen zu heissen.

Dies war ein bedeutungsvoller Augenblick; denn wenn diese Leute den geringsten Argwohn in Bezug auf meinen Glauben gehegt hätten, würden sie meinen Eintritt in die Stadt leicht ganz und gar verhindert haben und selbst mein Leben wäre in äusserster Gefahr gewesen. Ich befolgte also den Wink, den mir A'lauate gab, und indem ich mein Pferd in Galopp setzte, sprengte ich, meine Flinte zur Hand, vor meinen Begleitern voraus, um die Entgegenkommenden zu bewillkommen. Hinter einem solchen furchtlosen Auftreten geborgen, ward ich mit vielen ‚ssalam's‘ empfangen, aber ein Umstand ereignete sich, der mir grosses Unheil hätte bringen und selbst meine persönliche Sicherheit gefährden können. In dieser Gruppe war nämlich ein Mann, der mich auf Türkisch anredete; allein ich hatte dasselbe fast ganz und gar vergessen und konnte daher nur mit grosser Noth eine passende Antwort auf seinen Glückwunsch finden. Um weiteren zudringlichen Fragen auszuweichen, trieb ich mein Pferd an und eilte sicherer Herberge zu.

Noch bevor die sichere Herberge erreicht ist, unterbricht eine Fußnote den Erzählfluss, um den Blick zuerst aufs Seitenende und dann nach rechts, zur „gegenüberstehenden“ Seite, zu leiten:

Dieser Moment ist in der gegenüberstehenden Ansicht dargestellt, zu welcher ich nur die Angaben gegeben habe, während Herr Bernatz die Einzelheiten der Wahrheit getreu auszuführen gesucht hat.²³³

232 Die Abbildungen finden sich jeweils in Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 4, Abb. 13 (zwischen S. 412/413), bzw. in Barth, *Reisen und Entdeckungen, Auszug*, Bd. 2, hier nach dem Inhaltsverzeichnis. Sowohl im vollständigen Reisewerk als auch im *Auszug* werden die Abbildungen mit „Tumbutu“ unterschrieben, im Text wird „Timbuktu“ gedruckt. „Einzug“ heißt es jeweils bei beiden Bildern („Einzug in Tumbutu“), der Text des *Auszug[s]* spricht von der „Ankunft in Timbuktu“. Das vollständige Reisewerk betitelt das Kapitel 13 u. a. „Eintritt in Timbuktu“ (im Inhaltsverzeichnis und im fortlaufenden Text), der Schluss jenes Kapitels wird zudem durch den „Einzug in die Stadt“ zusammengefasst (im Inhaltsverzeichnis und als Kopfzeile der letzten Seite von Kapitel 13, und nachdem das Bild gezeigt wurde).

233 Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 4, S. 412.

Auch wenn nicht eindeutig ist, um welchen Moment genau es sich handelt (im Bericht kommt es ja zweimal vor, dass Barth sein Pferd antreibt, um aus einem Gruppen-Arrangement auszubrechen), ist das geschilderte Geschehen in seiner Zuspitzung zur dramatischen Szene deutlich erkennbar. Als deren Protagonist kann Barth also nicht beobachtet haben, was hier zu sehen ist. Außerdem geht aus dem Bericht hervor, dass es in der völlig flachen, zudem mit Buschwerk bewachsenen Ebene, wo die Begegnung stattfand, den erhöhten Beobachterstandpunkt, von dem aus das Ereignis zu überblicken gewesen wäre, gar nicht geben konnte. Zudem war die Stadt laut Bericht in der von aufgewirbeltem Sand erfüllten Luft kaum „zu unterscheiden“, und schließlich fehlte auch die Zeit, „aufmerksam umherzuschauen“. In der Ansicht ist Timbuktu jedoch deutlich zu sehen. Um den „bedeutungsvolle[n] Augenblick“ stattfinden zu lassen, hat Bernatz eine Bühne errichtet, einen innerhalb der Szene nicht möglichen Beobachterstandpunkt konstruiert und eine Vielzahl von Informationen – visuelle wie die Skizzen und Kartenentwürfe Barths ebenso wie deskriptive und narrative – zusammengefügt. Er ist also ähnlich vorgegangen wie ein Kartograph, der auf der Zeigefläche etwas erscheinen lässt, das nirgendwo sonst je zu sehen gewesen ist. Zugleich unterscheidet sich die Ansicht jedoch von einer Karte durch die perspektivische Komposition ihrer Bühne und durch die zeitliche Dimension der Szene, in der der Statik der Stadt unterschiedliche Dynamiken entgegentreten. Zwar haben die Bürger ihre Stadt verlassen und sind den Fremden entgegengekommen, nun aber sind sie in einem Tableau zum Stillstand gelangt, in dem sie darauf zu warten scheinen, entdeckt zu werden. Auf sie zu bewegt sich der Zug der Karawane in langsamer, gleichförmiger Bewegung, wie der Fluss der Narration, die Barth nach Timbuktu getragen hat. Dazwischen befindet sich der Reiter, dessen Pferd gerade einen Sprung vollzieht, in dem von Barth beschriebenen Ansatz zum Galopp, eine Bewegung, die aus der Szene herausführt. Was in der Narration eine Flucht vor dem Durchschautwerden darstellt, kann im Bild als das unaufhaltsame Vorwärtsdrängen der Wissenschaft und ihrer Protagonisten erscheinen, das von Petermann immer wieder beschworen wird: ein Sprung, den das geographische Wissen macht. Der Sprung verweist auf das Singuläre, das hier stattfindet: Es ist eben keine alltägliche Karawane (jedenfalls nicht, soweit es Barth betrifft), die hier ankommt. Damit ist die Ankunft in Timbuktu ein Ereignis, das erst der europäische Betrachter erkennen kann.

In der „Karte der Gegenwart“, von der Petermann in seiner Kartographie-Definition spricht, wäre dieser Sprung, das heißt das kartographiegeschichtliche Ereignis, als das der Einzug in Timbuktu seit Petermanns erstem Artikel in den *Mittheilungen* erscheint [Kapitel 2], nicht darstellbar. Es findet

zwischen den Karten statt, in dem Prozess, in dem die neueren ständig die älteren Karten überschreiben, in der Differenz also von Ab- und Anwesenheit eines Ortes wie Timbuktu. Eine Einzelkarte könnte hier allenfalls einen kartographiefremden Text einfügen, so wie es in *Stieler's Hand-Atlas* mit dem Hinweis „E. Vogel ermordet“ geschieht: einen Text, der nicht nur aus der Karte, sondern aus der Kartographie (als semiotisches System) herausweist. Und noch auf eine andere Weise widerstreitet das Ereignis seiner kartographischen Verzeichnung: Ein „bedeutungsvoller Augenblick“ ist der Einzug in Timbuktu ja vor allem deshalb, weil sich die Stadt bisher allen Versuchen eben einer solchen Verzeichnung widersetzt hat. Einmal erreicht und im *dead reckoning* zumindest vorläufig vermessen, hat sie aufgehört, ein nicht zu verortender Mythos zu sein. Die kartographische Praxis tut mit Timbuktu, was sie mit allen anderen Orten auch tut: Sie weist ihm Koordinaten zu.

Aber auch in der Reisenarration ist der „bedeutungsvolle[] Augenblick“ eigentlich gar nicht so besonders herausgehoben. Relativ kurz und bündig wird er auf einer Seite abgehandelt, weit weniger ausführlich als eine ganze Reihe der oft dramatischeren Ereignisse und Ankünfte auf der langen Reise zuvor und deutlich weniger enthusiastisch als Barths Rückkehr nach Tripolis, die nun tatsächlich als „Triumph“ ausgekostet wird. Timbuktu, das „lang ersehnte Ziel“, ist, einmal erreicht, ein Ort unter vielen, der Mühsal und Gefahr, aber auch lange Perioden der Langeweile produziert. Nur, indem die vorangegangene Reise zur *Anreise*, ein Mittel zum Zweck wird, kann die Ankunft zum dem „bedeutungsvolle[n] Augenblick“ werden, als den ihn die Ansicht als Historiengemälde festhält. Während sich in den Karten die Spur des Reisenden als erlebender „Mensch von Fleisch und Blut“ verliert, ohne dass ersichtlich wird, wie er als Betrachter der Karten seine Wiederauferstehung feiern könnte, verwischt Barths monumentales Reisewerk in der Narration die Singularität des Ereignisses. So benötigt und bekommt das (relativ ereignisarme) Ereignis zur Kompensation eine „Ansicht“, die ihm ein (leidlich) stabiles Setting verleiht, in das es einbrechen, in dem es sich ereignen könnte – oder, müsste man vielmehr formulieren: in dem es sich ereignet haben wird. Das Ereignis wird zum Ereignis, insofern es immer schon Gemälde war.

Die zweibändige Volksausgabe hebt die bildnerische Inszenierung noch hervor, indem sie den „Einzug in Tumbutu“ aus dem Zusammenhang der Erzählung herauslöst und an prominenter Stelle, am Beginn des zweiten Bandes, noch vor dem Inhaltsverzeichnis, platziert. Als Schlüsselszene wird ihr damit zugetraut, das ganze Projekt zu repräsentieren. Dass damit das subtile Blickarrangement der fünfbandigen Ausgabe zerstört wird, kompensiert eine markante Abweichung im Text. Während das fünfbandige Reisewerk nur

lakonisch bemerkt, „so näherten wir uns der Stadt“, verkündet der „Auszug“ feierlich: „Endlich erblickte ich die Stadt Timbuktu.“²³⁴ Der Leser hält unvermeidlich inne, so als würde sich der Anblick vor ihm ausbreiten, obgleich Architektur und Witterung auch in dieser verkürzten Ausgabe die Sicht verstellen. Die fünfbändige Ausgabe hat dieses Innehalten inszeniert, mit der Fußnote, die den Leser tatsächlich den Rollenwechsel zum Betrachter vollziehen lässt – wenn er der Anweisung folgt und seinen Blick auf die „gegenüberstehende[.]“ Ansicht lenkt.

Indem die Ansicht zwei Dinge erscheinen lässt, die Barth nicht sehen konnte (sich selbst und die Stadt Timbuktu), unterbricht sie nicht nur den Fluss der Narration, sondern sie hebt erneut die Diskontinuität zwischen der dargestellten Szene und ihren Darstellungen hervor – und das in genau dem Moment, von dem an Barth verschollen sein wird. Die Briefe, die er am 7. September 1853 schreibt, werden für fast ein Jahr die letzten von ihm selbst stammenden Nachrichten sein, die Europa erreichen. Und so kann er in den nun folgenden Kapiteln etwas bislang Unerhörtes schildern. Wiederum unterbricht er jedoch zunächst die Erzählung durch einen ausführlichen Exkurs zur Geschichte der Stadt, den er dem „tarich e' Ssudan“ des Ahmed Baba entnimmt. Barth hatte die aus dem späten 16. Jahrhundert stammende Chronik des islamischen Universalgelehrten schon vor der Ankunft in Timbuktu, in Gando, einsehen und exzerpieren können, es war ihm jedoch nicht gelungen, ein Exemplar der verbreiteten Handschrift an sich zu bringen. Erst nach diesem historischen Exkurs kehrt Barths Erzählung in die Gegenwart Timbuktus und in jene deprimierende Stimmung zurück, in der er im Dezember 1853 den Brief an seine Familie verfasst hatte und die noch in seiner retrospektiven Schilderung spürbar ist: „Meine Lage in dieser anarchischen, von vielen Herren beherrschten und doch herrenlosen Stadt näherte sich jetzt einer ernstlichen Krise“.²³⁵

Erzählerisch entfaltet sich die Krise als Abenteuerroman; etwa, wenn Barth von einem befreundeten Scheich überredet wird, für einige Zeit in ein Wüstenlager in der Nähe der Stadt zu übersiedeln:

[Donnerstag, 1^{sten} Dezember.] Die Nacht brachte ich wachsam und sorgenvoll zu, meine Pistolen im Gurt und so auf den schlimmsten Fall gerüstet; ich war froh, als der Morgen graute. [...] Es war ein trüber Tag und im Lager herrschte eine gedrückte Stimmung. Da brachte mein Tauater Freund gegen 2 Uhr Nachmittags die Nachricht, dass er in der Ferne Reiter erblicke, und ich war kaum in mein Zelt getreten, um nach meinen Sachen zu schauen, als Mohammed el

²³⁴ Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Auszug, Bd. 2, S. 260.

²³⁵ Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 4, S. 499.

Chalil, der traute Schüler des Scheichs, plötzlich athemlos hereinstürmte, mit dem Rufe, ich solle zu den Waffen greifen. Ich erfasste daher Alles, was ich von letzteren bei mir hatte, nämlich eine Doppelflinte, drei Pistolen und ein Schwert [...]. Das nur aus ein Paar Zelten bestehende Lager war ganz einsam und es fehlte an Waffen. Ich bewaffnete daher Mohammed ben Muchtar, einen der energischsten Anhänger meines Beschützers, sowie Mohammed ben Chalil und richtete niederknieend meine Doppelflinte auf den Vordermann der Reiter; es waren ihrer 13. Auf unsere Drohung, Feuer zu geben, wenn sie näher kämen, hielten sie an [...] und da sie sahen, dass ich bereit war, die ersten zwei oder drei, welche sich nähern würden, niederzuschossen, zogen sie sich wieder zurück und befreiten uns so aus unserer ängstlichen Lage.²³⁶

Wie die Ich-Erzähler Karl Mays tritt Barth hier zugleich als Erzähler und als Held auf, der trotz der bedrohlichen Situation souverän agiert. Er organisiert die Verteidigung, er schlägt durch seine Kaltblütigkeit und Kampfbereitschaft die Gegner in die Flucht. Souverän behauptet er sich auch in den Gesprächen, häufig religiösen Inhalts, die er mit seinen Beschützern führt: „Einem protestantischen Christen kann es freilich nicht schwerfallen, seinen Glauben gegen diese unwissenden Kinder der Wüste zu verteidigen“.²³⁷ Dass er tatsächlich keineswegs Herr der Situation ist, äußert sich darin, dass noch nicht einmal klar ist, ob es sich bei den Reitern überhaupt um Gegner gehandelt hat und im Auftrag welcher „Herren“ sie gekommen waren. Zwar sieht Barth sich selbst immer wieder im Zentrum umfangreicher Verhandlungen und Auseinandersetzungen, aber er kann weder abschätzen, welche Rolle er wirklich darin spielt, noch vermag er seinen Wunsch durchzusetzen, bald aus der Stadt abzureisen. Seine physischen oder intellektuellen Machtdemonstrationen beeindruckten die „Kinder der Wüste“, nicht aber die vermeintlichen oder tatsächlichen Gegner in der „vielherrigen Wüstenstadt“.²³⁸

Die Ansicht, die erst hundert Seiten später, im folgenden fünften Band, das Zeltlager zeigt, in dem Barth in den folgenden Monaten noch mehrmals Zuflucht suchen wird,²³⁹ verzichtet auf solche Abenteuerlichkeit. Sie illustriert keine spektakulären Konfrontationen, sondern das zermürbende Warten, das weit mehr als konkrete oder eingebildete Gefahren die neun Monate prägt, die Barth in oder vor der Stadt festgehalten wird. Zu sehen sind einzelne Genre-Szenen, wie sie Barth statt neuer geographischer Erkenntnisse geschildert hat, beispielsweise zwei sich ständig streitende Kinder. Und so bietet die Ansicht vom *Zeltlager des Scheichs El Bakáy bei Timbuktu* gegenüber

236 Ebd., S. 504-506.

237 Ebd., S. 515.

238 Ebd., S. 513.

239 Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 5, nach S. 86.



Abb. 20 „Zeltlager des Scheich el Bakay“, Johann Martin Bernatz, 1857



Abb. 21 „Timbutu“, Johann Martin Bernatz, 1857

vorangehenden Ansichten, die solche Szenen in weitaus spektakuläreren Landschaften platziert hatten, kaum etwas Neues: „Die gegenüberstehende Lithographie gibt eine hübsche und treue Vorstellung von diesem Wüstenlager mit seiner Ungebundenheit, seiner Lebendigkeit, aber auch seiner Einförmigkeit“.²⁴⁰ Abseits der Menschen ist ein schwer zu identifizierendes Objekt zu sehen, ein Heuhaufen vielleicht, das aber auf erstaunliche Weise dem zeichnenden Barth in der Ansicht vom *Wadi Telissare* ähnelt. Nur schemenhaft, als Erinnerungsspur, würde dann der Verschollene in der Szene auftauchen, vom Geschehen abgewandt („da ich fast keinen einzigen aufgeweckten Menschen um mich hatte, mit dem ich mich hätte unterhalten können“²⁴¹) und kein Bild mehr erzeugend, sondern (so wäre mit etwas Phantasie zu erkennen) versunken auf etwas blickend, das eine Karte sein könnte. Wenn das so ist, dann sieht es nicht so aus, als könne diese Karte einen Ausweg weisen. Vergeblich projiziert sich der Verschollene in den europäischen Wissensraum, der ihn nicht mehr als datensammelnden Beobachter, sondern nur noch als duldenden Märtyrer wahrzunehmen vermag.

Nur noch eine weitere Ansicht illustriert die fast neunmonatige Wartezeit, eine *Ansicht der Stadt Timbuktu*, wie es im Inhaltsverzeichnis, bzw. *Tumbutu*, wie es auf der Lithographie heißt.²⁴² Es ist die einzige Binnenansicht der Stadt: Ein Blick auf die Dachterrasse des Hauses, das Barth während seines Aufenthalts nur selten verlassen konnte. Diese Terrasse gewährte zwar, wie Barth schreibt, eine „interessante Aussicht“, selbst wenn diese in Richtung des Stadtzentrums von „höheren und stattlicheren Wohnungen“ verstellt war. Aber sie hatte „den Nachtheil, dass sie mich [...] den Blicken der Vorübergehenden völlig aussetzte; daher konnte ich nur langsam und mit wiederholten Unterbrechungen eine Skizze von der von hier aus gewonnenen Ansicht vollenden, welche dem gegenüberliegenden lithographischen Blatte zu Grunde liegt.“²⁴³ Nicht der Postweg hat diesmal die reibungslose Konstruktion der Ansicht unterbrochen, sondern die Szene selbst, in der sich der Beobachter nicht nur in seiner Sicht beschränkt, sondern selbst beobachtet – und durch die Beobachtung bedroht – sieht. Bernatz hat diese Konstellation so umgesetzt, dass keiner der vier auf dem Dach versammelten Männer einen Bezug zur Außenwelt herstellt: zwei scheinen in einen Disput verwickelt, ein dritter sitzt unbeteiligt auf dem Boden, und die Brüstung, über die der vierte blickt, liegt über

240 Ebd., S. 87.

241 Ebd., S. 86.

242 Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 4, nach S. 450.

243 Ebd., S. 450, S. 451.

dem Innenhof.²⁴⁴ Erst hinter einer zweiten Brüstung entfaltet sich die Stadt als unübersichtliches Labyrinth von Straßen und Gassen, das in der Ferne mit der Wüste zu verschwimmen scheint.

Zwar hat Bernatz die beiden Ansichten aus der Verschollenheit, wie die meisten anderen auch, aus einer leichten Übersicht konstruiert, aber diese Perspektive schafft hier keine Übersichtlichkeit. Sie zeigt aus der Kontinuität des Ganzen isolierte, in labyrinthische oder amorphe Umgebungen eingefügte Räume, in denen Barth nicht mehr als Kundschafter europäischer Wissenschaft aufzutreten vermag. In keinem der Bilder ist er wirklich erkennbar: Ist das, was wir im *Zeltlager des Scheichs El Bakáy bei Timbuktu* als am Boden kauernde Figur sehen, überhaupt ein Mensch? Und welcher der Männer auf dem Dach in *Tumbutu* könnte Barth sein – der herrisch auftretende mit dem Gewehr in der Hand vielleicht oder eher der abgewandt über die Brüstung blickende? Während in den Szenen von *Wadi Telissare* und dem *Einzug in Tumbutu* die Rolle, in der Barth figuriert, im Text klar vorgegeben ist, scheint er sich als Verschollener in seiner Umgebung aufzulösen – und Bernatz scheint wenig gewillt, hinter die Camouflage zu blicken, in der Barth als türkischer Gesandter Timbuktu betreten hat.

Mit dem Beobachter verliert auch das Beobachtete an Kontur. So vermittelt Bernatz vom Wüstenlager und von der Stadt „eine hübsche und treue Vorstellung“, aber keine „Wahrheit“, wie sie Barth der Ansicht vom *Einzug in Tumbutu* attestiert. Was dort gelungen ist, nämlich die Dynamik einer Szene mit der Statik einer erst retrospektiv zu konstruierenden Stadtansicht zu verbinden und so dem Bild ein Wissen einzuzeichnen, das in der Erfahrung nicht verfügbar war, scheint in den Ansichten der Verschollenheit nicht mehr möglich. Jedenfalls verzichtet Bernatz darauf, den Schilderungen eine „Wahrheit“ zu verleihen, die über Barths Angaben und Skizzen hinausgeht. In seinen anderen Darstellungen, und nicht nur im *Einzug in Tumbutu*, wo er die über die Kartenskizze zu erschließende Stadtansicht wieder in die Perspektivkonstruktion eines Gemäldes (zurück-)übersetzt hat, hat Bernatz den *Ansichten* hinzugefügt, was Barth vielleicht nicht gesehen hat, was aber hätte zu sehen sein müssen. In einem Brief an Perthes deutet Bernatz an, wie er arbeitet:

Die Schlagschatten auf dem Schnee, in welchem sich, in der Natur die Luft reflectirt, hielt ich etwas mehr blau als in dem Original [...]. Da an dem Abhang des Berges zur Linken bestimmte Schlagschatten angegeben sind, wonach der obere Theil durch Sonnenlicht beleuchtet ist, so hielt ich den beleuchteten Theil etwas lichter als im Original [...].²⁴⁵

²⁴⁴ Vgl. den Grundriss des Hauses, ebd., S. 458.

²⁴⁵ SPA ARCH PGM 178/02, Folio 353.

Das bezieht sich nicht auf Barths Reisewerk, aber es beschreibt die Operationen, die Bernatz' spezifischem Realismus zugrunde liegen, der gleichermaßen der Beobachtung der „Natur“ wie auch ihrer naturwissenschaftlichen Durchdringung, etwa in der Kenntnis optischer Gesetze, geschuldet ist. Bernatz weiß nicht, wie die jeweilige Landschaft in dem einen, durch Ort und Datum bezeichneten Moment ausgesehen hat, in dem Barth sie gesehen oder eben auch nicht gesehen hat. Aber er weiß, wie Landschaftsformationen aussehen und wie sie darzustellen sind. Und so kann er aus Angaben zu Bodenbeschaffenheit, Vegetation oder dem Lichteinfall zu bestimmten Tageszeiten eine *Ansicht* konstruieren – fast könnte man in Parallelität zu Petermanns kartographischer Operation sagen: *computieren*. Es ist ein Realismus, der das Auge von den Beschränkungen befreit, denen es in der Wirklichkeit unterworfen ist. So kann es auf der Ansicht hin- und herwandern wie auf der Karte; es kann die vom Schleier des Sandsturms befreite Stadt Timbuktu studieren, es kann die aus ihren Mauern getretenen und zum Tableau arrangierten Bewohner beobachten oder sich mit der Karawane langsam vorwärtsbewegen. Es kann schließlich auch den Sprung, zu dem Barth ansetzt, tatsächlich vollziehen, kann zur Narration zurückkehren oder das Ganze auf der neben dem Buch ausgefalteten Karte verorten, kann – in der Ansicht vom *Wadi Telissare* – dem Zeichnenden über die Schulter blicken und zugleich besser sehen, was dieser auf der Zeichnung festgehalten hatte, die dann in England „verlegt worden zu sein“ scheint. Möglich wird das, weil Bernatz das, was er nicht gesehen hat, und das, was auch Barth nicht sehen konnte, nicht aus der Phantasie, sondern aus der Kenntnis optischer Gesetze ergänzt. Auch Barth überlässt sich hin und wieder einem solchen wissenden Sehen:

Der so gebildete Doppelstrom [...] machte aber eine leichte Biegung nach Norden und floss am nördlichen Fusse des Berges Bágele entlang. Hier war er dem leiblichen Auge verloren, indem der Horizont von mehreren Berghöhen begrenzt wurde, die das nördliche Ufer hier abdämmen; das geistige Auge aber verfolgte den Lauf des schönen Stromes durch die Gebirgslandschaft der Bátschama und Sina nach Hamárrua und von dort längs der Ufer des über seine Nachbarn durch einstige politische Bedeutung und einen gewissen Grad von Industrie hervorragenden Korórofa, bis er den grossen westlichen Fluss erreichte, den von den ältesten Sitzen der Mandigo's oder Wánkore (Wángara) aus, nur wenige hundert Meilen nördlich von der Küste von Guinea, in weitgeschwungenem, bogenförmigen Laufe mit einer Länge von mehr als 2000 Meilen an so vielen Stätten lebendigen Handelsverkehres vorüberfliessenden Djoliba, I-ssa oder Kuara, mit dem vereint er dem Alles verschlingenden Ocean zueilt. Eine neue Welt lag vor mir, voll von anregenden Bildern der vielfältigen Schöpfung und den wunderlichen Schicksalen der in so mannichfaltigen Geschlechtern über ihre Gefilde zerstreuten Menschheit.²⁴⁶

246 Barth, Reisen und Entdeckungen, Bd. 2, S. 557.

Das „geistige Auge“, das ist hier ein durch kartographische und historiographische Kenntnis, oder: durch die Medien der Kartographie und der Historiographie (nicht zuletzt auch durch die Bücher islamischer Historiker, die Barth auf seiner Reise einsehen konnte), formierter Blick, dem Bernatz dann seinen naturwissenschaftlich formierten Blick hinzufügt. Die Ansicht *Taepe, Zusammenfluss des Benuë und Faro* bleibt bei dem, was dem „leiblichen Auge“ vorbehalten ist, geht aber über Barths Schilderung hinaus, zum Beispiel in der Darstellung der Interferenzmuster, die sich beim Zusammenfluss der beiden Ströme ergeben, akzentuiert noch dadurch, dass auch die Spur eines Bootes sich in das Wellenmuster einprägt. Während Barth also den Ausschnitt, den er sieht, mit dem ‚geistigen Auge‘ in ein geographisches Ganzes integriert (so wie es Petermanns visionäre Afrikakarte auf dem Titelkupfer seines *Account* dargestellt hatte [Kapitel 2]), realisiert sich das Ganze für Bernatz in der Universalität physikalischer Gesetze.



Abb. 22 „Taepe. Zusammenfluss des Benuë und Faro“, Johann Martin Bernatz, 1857

Eine Generation später ist das, was die Zeitgenossen als Bernatz' Realismus schätzten, suspekt geworden. In einem Artikel in der *Allgemeinen Deutschen Biographie* blickt Hyacinth Holland, selbst Kunst- und Literaturhistoriker, am Anfang des 20. Jahrhunderts mit einer gewissen Irritation auf die Synthese aus Kunst und Wissenschaft zurück:

Uebrigens litt der Künstler doch unter diesen wissenschaftlichen Bestrebungen: seine Bilder trugen vorwiegend das Gepräge der Wahrheit, häufig auf Kosten des malerischen Eindrucks und die Farbe wurde hart und schwer; auch bei der Wiedergabe von architektonischen Denkmälern überwog nicht die poetische Stimmung, sondern die Treue. Was sie also auf der einen Seite für die Wissenschaft gewannen, ging freilich theilweise für die Kunst verloren.²⁴⁷

Hollands eigenes Forschungsinteresse betrifft das Verhältnis von Poesie und bildender Kunst, die Naturwissenschaften dagegen sind ihm fremd geworden. So fasst er in seiner *Geschichte der deutschen Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst* eine „Geschichte aller geistigen Thätigkeiten des deutschen Volkes in beständigen Parallelen“ ins Auge, die aber die Naturwissenschaften nicht mit einschließt.²⁴⁸ Der Graben zwischen Natur und Kultur und ihren jeweiligen Wissenschaften, den Barths Reisewerk im Neben-, Mit- und Gegeneinander von „schönen Historien“, Bildern und Karten noch zu überspannen versuchte, scheint am Beginn des 20. Jahrhunderts ebensowenig noch zu überbrücken wie der zwischen Wissenschaft und Kunst. Wenn Holland zugunsten einer autonomen, dabei aber um ihre Existenz neben den (Natur-)Wissenschaften ringenden Kunst „poetische Stimmung“ gegen „Wahrheit“ in Stellung bringt, dann vertieft er nicht allein diesen Graben. Er übersieht vor allem, dass die „wissenschaftlichen Bestrebungen“ eines Bernatz' nicht im autonomen Einzelwerk kulminieren. Zumindest dort, wo sie Buchillustration ist, ist der Kunst das Bewusstsein eingeschrieben, immer nur *eine* mögliche *Ansicht* zu bieten, die, auch über die Grenzen ihrer eigenen Medialität hinweg, auf andere Ansichten bezogen ist. Wie Petermanns Karten basieren Bernatz' Ansichten zwar auf Materialien, die Barth geliefert hat, ermöglichen es jedoch, in deren medialer Transposition zu „neuen Anschauungen“ zu gelangen – aber eben nur, wenn diese Transposition erkennbar bleibt.

Die Lithographien nach Bernatz' Gemälden sind, ebenso wie die Holzschnitte nach Barths Skizzen, den Beschreibungen und Narrationen als Bebilderung beigegeben, sie fügen sich, mehr oder minder chronologisch, in (loser) Folge ein. Skizzen und Gemälde zerstückeln und verfugen die Reisebeschreibung gleichermaßen. Weder gehören sie der Beschreibung und Schilderung der Reise notwendig an noch erweisen sie sich als überflüssig. Sie

²⁴⁷ ADB, Bd. 46 (1902), S. 391f.

²⁴⁸ Hyacinth Holland, *Geschichte der deutschen Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst*, Bd. 1: Mittelalter, Regensburg 1853, „Vorwort“, o. S. Nur dieser Band ist erschienen.

besetzen einen Zwischenraum, der den Zusammenhang des ganzen Werks stabil hält. Jenen Status des Dazwischen teilen Gemälde und Skizzen mit weiteren medialen Komponenten des Reisewerks, die in variablen Kontexten zum Einsatz kommen. Ein „bedeutungsvoller Augenblick“ ist die *Ankunft in Tumbutu* auch deshalb, weil sich hier „schöne Historien“ der Reise, die Geschichte der Geographie und der statische Raum einer topographischen Karte – eingespielt über Barths Kartenskizze, die eine der Grundlagen für die Darstellung der Stadt im Hintergrund liefert – *in einem Bildraum* überlagern. Die Transformationsprozesse zwischen den Medien, in denen Anschaulichkeit entsteht, verdichten sich dieses eine Mal in einer Darstellung.

Aber dieser Augenblick vergeht. Auf der Karte wird die Szene verschwunden sein, sobald Timbuktu vom Mythos zum geographischen Ort geworden ist. In der Narration zerfällt sie in eine Vielzahl von Szenarien: eine Ankunft in einer Kette vieler ähnlicher Ankünfte, ein Augenblick, dem spektakulärere vorausgegangen sind und folgen werden, die Erfüllung eines Forscherlebens, die Unsicherheit über die Zukunft; oder, wie Barth es dann in seinem Brief an die Familie formulieren wird: „Tod, Gefangenschaft, frohe Rückkehr in die Heimat, dies sind die Aussichten, die mir wechselnd vor Augen schweben“.²⁴⁹ In ihrer Potentialität fügen sich die „Aussichten“ keiner „Ansicht“, ebensowenig wie die nicht nur topographisch, sondern auch sozial labyrinthische „vielherrige[] Wüstenstadt“.²⁵⁰ Diese vermag auch Bernatz nicht zu *computieren*, und so fallen die beiden folgenden, Barths Verschollenheit illustrierenden Darstellungen deutlich weniger spektakulär aus – und zwar gleichermaßen in ihrer Ereignishaltigkeit wie auch in dem, was sich in ihnen an Wissen kondensiert. Im *Zeltlager des Scheichs El Bakáy bei Timbuktu* gelingt es nicht, dem Verschollenen über die Schulter zu blicken, aber ein solcher Blick könnte ja auch nur eine Karte zeigen, die Barth bereits nach Afrika mitgebracht haben müsste – im Zeltlager fehlte ihm, wie er wiederholt beklagt, jede Möglichkeit, Aufzeichnungen oder gar Kartenskizzen anzufertigen. Die Karte, auf die er blickt, wäre also zu diesem Zeitpunkt längst veraltet gewesen, insbesondere auch im Vergleich mit den Kartenbeilagen des Reisewerks, die dessen Leserinnen und Leser neben dem Buch ausbreiten und betrachten können. Indem er den Reisenden einmal weder als Beobachtenden noch als Handelnden zeigt, sondern vertieft in eine veraltete Karte, hat Bernatz darauf hingewiesen, dass hier kein Wissen entstehen kann. Und auch Barths Anspruch, das erforschte Territorium in seinem „wahr[e] lebendigen Zusammenhänge“ zu erfassen,²⁵¹ kommt dort an seine

249 SPA ARCH PGM 039/01, Folio 125 (vgl. Kapitel 2).

250 Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 4, S. 513.

251 Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 1, S. XXI. [vgl. oben, S. 139].

Grenzen, wo die Verbindung zum europäischen Wissensraum abgebrochen ist. Nachdem er bereits mehr als ein halbes Jahr in Timbuktu zugebracht hat, projiziert sich Barth prospektiv in diesen Raum zurück, nämlich in eine zukünftige Schreibszenen: „Ich werde, wenn ich glücklich zurückkomme, schon eine interessante Beschreibung dieses Krawinkelstädtchens machen, und ein kleines separates Buch ‚mystères de Timbuktu‘ schreiben“.²⁵² Aber dieses kleine Buch wird nie geschrieben werden, und auch in seinem großen Reise- werk gelingt die Provinzialisierung der „Stadt ohne Herren und mit vielen Herren“ nur unvollkommen. Auch gemeinsam lösen Barth, Petermann und Bernatz das Rätsel, das Barths Verschollenheit aufgegeben hatte, nicht auf.

So weisen die ungeschriebenen *mystères de Timbuktu* einmal mehr darauf hin, dass nicht nur die einzelnen Darstellungen, sondern auch das über Texte, Bilder und Karten zerstreute Ganze wiederum eine Supplementierung benötigen. In dieser Erkenntnis besteht das selbstreflexiv-epistemologische Potential, das sich in der Konfiguration entfaltet, zu der Barth, Petermann und Bernatz im Frühjahr 1856 zusammentreten. Wissen entsteht, so ließe sich das darin Verhandelte zusammenfassen, in Prozessen der Zirkulation: zwischen den verschiedenen ‚Akteuren‘ ebenso wie zwischen unterschiedlichen Formen des Aufzeichnens und Darstellens. Jedes Ganze konstituiert sich in Ausschlüssen, die das Ausgeschlossene *anderswo* präsent halten. Die beiden in diesem Prozess ebenso zentralen wie schwer zu fassenden Kriterien der Plastizität und der Lebendigkeit sind keinen spezifischen Medien, keiner einzelnen Darstellung zuzuordnen. Vielmehr scheint beides gerade dort zu entstehen, wo die jeweilige Darstellung aus sich herausweist. Das zeigt sich etwa darin, dass Johannes Müller die Rezipienten seines textfreien Atlas als „Leser“ anspricht, Barth dagegen bestrebt ist, seine „Narrative“ „dem Auge wo möglichst plastisch vorzuführen“.

Plastizität und Lebendigkeit werden als Darstellungsmaximen für variable Aufzeichnungspraktiken und Medien in Anschlag gebracht, beide Forderungen hängen metaphorisch mit dem zusammen, was man mit Barths *dead reckoning* Bodenhaftung nennen könnte. Barth charakterisiert seine „Leistungen als vorzugsweise die Oberfläche der durchzogenen und erforschten Länder in Bezug zum Menschen, nicht zum Himmelssystem, darstellend“, und nimmt für sich in Anspruch, „diese in allen ihren feinen Gestaltungen ihrer Produkte und Eigenthümlichkeiten dem Auge wo möglichst plastisch vorzuführen.“²⁵³ Seine Darstellung hält sich an die Oberfläche des Erdballs, nicht nur, was geographische Verzeichnung anbelangt, sondern er leitet diese gewissermaßen

²⁵² SPA ARCH PGM 039/01, Folio 134 (Timbuktu, den 13. März [1854]).

²⁵³ Vgl. oben, S. 138.

aus dem Paradigma einer plastischen, anthropologisch gestützten Darstellung her. Plastizität korrespondiert mit Ausfaltungen – diese lassen sich in der eindimensionalen Narration, auf der zweidimensionalen Karte oder in der zentralperspektivisch auf die dritte und in ihrer Dynamik zusätzlich auf die zeitliche Dimension verweisenden Ansicht durchmessen. Das „Blatt vom großen Gebirgsabfall“, eine Karte, kennt oben und unten, lässt den Blick hinab- und hinaufklettern. Es lässt eine Folge entstehen, die nicht rein linear verläuft. Dabei bietet es eine Struktur dar, die nicht synchron vorliegt, sondern die man in mannigfachen Varianten durchgehen kann, da sie an vielfältigen Stellen auf Vertiefung angelegt ist. Jene parallele synchrone sowie diachrone Struktur teilt die Karte mit der plastischen Narration. Gleichwohl gibt weder das Paradigma der Karte das alleinige Vorbild für plastische „Narrative“ ab, noch schreiben diese dem geographischen Wissen ihr (anthropologisch gestütztes) Verfahren vor. Eher ließe sich formulieren, dass sie wechselseitige Anleihen betreiben, einander supplementieren. Als (metaphorische?) Maxime scheint Plastizität auf mehrere Kontexte anwendbar: auf Narrative, Karten, Beschreibungen, Oberflächen. Geographisches Wissen und Reisewerk stehen nicht (oder noch nicht) im Widerspruch zueinander, vielmehr entlarven sie sich als aufeinander angewiesen und unterliegen ähnlichen Aufbereitungsverfahren.

Dafür legt, mehr noch als Barths Reisewerk, das Gesamtprojekt der *Mittheilungen* Zeugnis ab. Auch sie bereiten Materialien variierend – häufig wiederholend – auf, zerstückeln sie und verfugen sie erneut.

Und auch Petermanns Karten-Definition, so kompakt sie erscheint, räumt die Möglichkeit zirkulärer Prozesse ein, wenn sie, auf eine zunächst paradox erscheinende Weise, den *Endzweck* sogleich wiederum zur *Basis* werden lässt. Barths Intervention zeigt, dass das, was auf dieser Basis zu errichten ist, keineswegs nur weitere, genauere Karten sind. Wüsten wie Karten in „wahrem lebendigen Zusammenhange“ zu zeigen, das heißt: sie ihrerseits zu beleben, scheint nur möglich in einer dynamischen Konstellation, die Übersicht und Zerstreung immer wieder neu konfiguriert.

Die Verschollenheit scheint diese Dynamik zu bedrohen, sie ist aber ebenso sehr ihr Produkt. Endlich der Gefangenschaft entkommen, sieht sich Barth als erstes mit dem Gerücht seines eigenen Todes konfrontiert. Zugleich aber erhält er, am 17. Mai 1854, ein Paket mit für ihn aufbewahrten Korrespondenzen, das allerdings nicht die erwünschten Nachrichten von Familie und Freunden enthält, sondern neben einigen längst nicht mehr aktuellen Geschäftsbriefen „zwei Nummern des ‚Galignani‘ und ‚Athenäum‘ vom 19. März 1853“.²⁵⁴ So konnte Barth mit mehr als einem Jahr Verspätung

²⁵⁴ Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 5, S. 142.

in der Londoner Bildungszeitschrift *Athenaeum* unter der Rubrik „Our Weekly Gossip“ unter vielem anderen lesen, dass Georg Gottfried Gervinus von einem Mannheimer Gericht zu vier Monaten Haft verurteilt worden war (tatsächlich waren es zwei Monate, und dieses Urteil war bereits von einem Berufungsgericht aufgehoben, als Barth davon lesen konnte), dass der Herzog von Mecklenburg für alle in Hamburg, Barths Heimatstadt, erscheinenden Bücher und Zeitschriften die Verbreitung in seinem Herrschaftsbereich verboten hatte, dass im Februar 1853 in England nicht weniger als 38 Reiseberichte erschienen waren, davon sieben über Reisen in Nordafrika. Und er konnte eine ausführliche Rezension zu einem Bericht über die australische Kolonie New South Wales lesen, erschienen in dem Verlag, bei dem auch er unter Vertrag stand, Longmans.²⁵⁵ Dringend benötigte Finanzmittel dagegen sind nicht mehr an ihn, sondern an Eduard Vogel adressiert und werden ihm daher vorenthalten – „denn man hielt mich ja schon lange für todt“.²⁵⁶ Während er sich in Timbuktu immerhin, ob zu Recht oder Unrecht, im Zentrum der Aufmerksamkeit der „vielen Herren“ sehen konnte, kennt die europäische Aufmerksamkeit nur noch *Weekly Gossip*. Das monumentale Reisewerk kann man als Versuch sehen, sich solcher Dezentrierung der Aufmerksamkeit entgegenzustellen. Möglich aber wird das nur in der Dezentrierung des Werkes selbst, in deren Folge sich Barth die Autorität der Textherrschaft teilen muss – nicht nur mit Petermann, dem Kartographen, und Bernatz, dem Maler, sondern mit den jeweiligen Eigendynamiken von Karten, Bildern und „schönen Historien“. Und schlimmer noch: Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit ist Barth niemals in größerem Maße gewesen als während seiner Verschollenheit. Dieser, und damit der Herrschaft des *Weekly Gossip*, ist seine auktoriale Autorität erborgt.

255 The *Athenaeum*, No 1325, March 19th, 1853, S. 354, S. 340, S. 348.

256 Barth, *Reisen und Entdeckungen*, Bd. 5, S. 401f.

Kapitel 7
„My heart is in the highlands!“ – Ein Nachruf auf die
Verschollenen

Am Ende einer ganzen Reihe von Briefen zwischen August Petermann und Karl Christoph Vogel, dem Vater des verschollenen Eduard Vogel, welche sich nicht nur über den vermissten „theueren“ Sohn und „Freund“, sondern im weitesten Sinne über naturhistorische und geographische Interessen austauschen, steht ein kurzer Briefwechsel zwischen Petermann und Vogels Schwester, Julie Vogel, die als zurückbleibende Vertreterin der Familie – zumindest vorübergehend – nach England emigriert ist. Ihr letzter sauberer, von Hand einer jungen Frau verfasster Brief bleibt jedoch nicht frei von Läsionen. Rein materiell und formal handelt es sich um ein Fragment, da die obere Hälfte ausgerissen ist – auch diese Botschaft ereilt partiell dasselbe Schicksal wie Julies Bruder und von zahllosen von den afrikanischen Forschungsreisenden versendeten Schriftstücken und „Effekten“: Sie gehen verschollen, verbleiben also in einem Zustand, der das Weshalb und Wohin nicht mehr klären lässt. Vor allem aber ist vollkommen unsicher, ob überhaupt noch von ihrer Existenz auszugehen ist. Ebensowenig lassen sich Tod oder Zerstörung nachweisen, die Dinge und Personen befinden sich in einem eigentümlichen Schwebезustand zwischen Sein und Nicht-Sein.

Diesem letzten Brief Julie Vogels geht ein Briefwechsel voraus, der nicht allein als reine Höflichkeitsbezeugung zu begreifen ist, in welchem Julie über ihr „Geschick“ und ihren Verbleib Auskunft gibt und sich zum Wohle einiger englischer Freunde Petermanns Rat einholt.

Als (scheinbar) letzte Botschafterin ihrer Familie hat sie „nach all' den entsetzlichen Schicksalsschlägen die das Haus Vogel getroffen, [...] für den Augenblick wenigstens eine liebe Zufluchtstätte in dem herrlichen Edinburgh gefunden“, so schreibt Julie Vogel am 30 July 1863, sieben Jahre nach dem Verschollengehen ihres Bruders und vier Jahre nach dessen wahrscheinlichem Tod.²⁵⁷ Edinburgh ist der Ort, wo auch Petermann mit seiner britischen Gattin „[v]or beinahe 20 Jahren“ „zwei der glücklichsten Jahre meines Lebens“ – wie er in seiner Antwort vom 3. [?] August 1863 formuliert – verbracht hat, bevor

257 SPA ARCH PGM 191, Folio 126-129; die Briefe des Vaters finden sich unter derselben Signatur.

er aufgrund seiner Stellung im thüringischen Gotha gezwungen war, nach Deutschland zurückzukehren.²⁵⁸

Die Auskunft über Julies „Geschick“ nimmt einen tragischen Ton an und folgt einer inneren Logik der Zuspitzung, die auch die *Mittheilungen* bei ihren Berichten über das Schicksal der Reisenden vorantreiben, bevor sie – an das Schicksal eines weiteren Märtyrers oder die Bemühungen der neuesten Expedition anknüpfend – zur Tagesordnung übergehen. Mit Blick auf das Rohmaterial der *Mittheilungen* generell, die sich neben Itinerarien und Skizzen zur Kartenherstellung aus Briefen zwischen Verlag, Herausgeber, Forschungsreisenden und deren Familienmitgliedern sowie Kollegen speisen, stellt sich die Frage nach der spezifischen Zubereitung der Briefe auf eine solch öffentliche Rezeptionssituation: Dies gilt nicht allein für Auswahl und Inszenierung dessen, was die aus der Ferne Schreibenden zu überliefern willig sind, sondern auch in Bezug auf den Aus-Schnitt (durchaus wörtlich zu nehmen) und die Kompilation durch den Herausgeber der *Mittheilungen*, August Petermann. Von der Gattungsgeschichte des Briefes her gedacht, fragt sich, inwiefern er als (fiktives) Medium der Empfindsamkeit und bekenntnishafter Introspektion auf eine literarische Öffentlichkeit hin angelegt ist. Als den Merkmalskatalog des Briefes ausbeutende und reflektierende Gattung löst etwa der Briefroman die Vertrautheit in Richtung einer breit interessierten Öffentlichkeit auf, die nie hat intim sein wollen; und auch die Briefe der Forschungsreisenden – welche vorenthaltenen Details sich in philologischer Retrospektion auch immer offenbaren mögen – kalkulieren ihre Veröffentlichung im Regelfall mit ein. Schreibt Julie Vogel – literarisch gebildet wie ihr Bruder – ihre Briefe an August Petermann im empfindsamen Ton, so knüpft sie an ein längst überholtes Protokoll an, das dennoch zum Muster dient; dass ihr dies keineswegs rein zufällig unterläuft, davon legen ihre Verweise auf diverse literarische Traditionslinien, aus denen sich ihre Passion zur Schriftstellerei speist, beredtes Zeugnis ab. Brief und Zeitschrift inszenieren sich gleichermaßen als Organ von Öffentlichkeit – und es stellt sich die Frage, inwieweit die Zeitschrift sich der Potentiale des Briefromans bedienen, bzw. ob der Brief sich als Medium kollektiver Mitteilung oder gar vielstimmige Kommunikationssituation in Szene setzen könnte: als mehrstimmiger Dialog innerhalb einer Zeitschrift. Kultur- und gattungsgeschichtlich ließe sich weitergehend nach den Wechselwirkungen zwischen Brief und Zeitschrift und deren gegenseitigen Anleihen fragen. So weist Hildegard Kernmayer nach, dass „[...] die Zeitung selbst aus einer epistolären publizistischen Praxis, nämlich der Verbreitung von Nachrichten über das Medium der ‚Geschriebenen Zeitung‘, hervor[geht].“

²⁵⁸ SPA ARCH PGM 191, Folio 132.

Insofern nimmt der Brief im 16. Jahrhundert seinen Ausgang als öffentliches Medium, um dann seit dem 18. Jahrhundert „mit der Ausweitung des Pressewesens und der Übernahme der öffentlichen Nachrichtenverbreitung durch die Zeitung“ zunehmend privatisiert zu werden.

Seit dem 16. und noch bis ins 18. Jahrhundert nachweisbar, stellen ‚Geschriebene Zeitungen‘ nichts anderes als handschriftliche Sammlungen von Neuigkeiten dar, die in Briefform übermittelt, abgeschrieben und weitergegeben werden. Befördert wird die Entwicklung dieser Form der brieflichen Nachrichtenübermittlung zuerst durch die weitreichenden Geschäftsbeziehungen einzelner Handelshäuser. Daneben haben Politik und Diplomatie, aber auch überregional vernetzte Gelehrtenkreise Interesse an der überindividuellen Verbreitung von Nachrichten. In den ‚Geschriebenen Zeitungen‘ offenbart sich auch die Rolle des Briefs als ursprüngliches publizistisches Genus.²⁵⁹

Dass die Geschichten und Schicksale der Forschungsreisenden in den *Mittheilungen* als eine Art Fortsetzungsroman in (und aus) Briefen lanciert werden, verhält sich beinahe spiegelverkehrt zur Tradition einer – seit dem 18. „und speziell im 19. Jahrhundert“ zunehmend beliebten Reiseliteratur in Briefen.²⁶⁰ Auch das intrikate Verhältnis von Fiktionalität und Faktualität schärft sich vor diesem Kontrast: können doch die Briefe der Reisenden keineswegs mehr als Rohmaterial der Zeitschrift begriffen werden, wohingegen die in Briefen verfasste Reiseliteratur als reines Formenspiel betrieben würde, die das Reisen womöglich nur als Ereignis auf dem Papier statthaben ließe. Herausgeber und Autor verschmelzen in beiden Fällen untrennbar miteinander,

259 Hildegard Kernmayer, Wie der Brief ins Feuilleton kam. Gattungspoetologische Überlegungen zu Ludwig Börnes *Briefen aus Paris*, in: Gideon Stiening/Robert Vellusig, Poetik des Briefromans. Wissens- und mediengeschichtliche Studien, Berlin/Boston 2012, S. 295-315, S. 298f. Die im Zitat genannten Gruppen sind auch an der Zirkulation der Briefe der Forschungsreisenden beteiligt, insofern sie einerseits die Infrastruktur für deren Übermittlung (etwa durch Handelskarawanen, europäische Botschaften in Afrika) zur Verfügung stellen, andererseits das Interesse am neu erworbenen oder neu zu erwerbenden Wissen steuern. So versenden die Reisenden nicht allein ihre geographisch verwertbaren Ergebnisse und Geschichten an August Petermann, sondern betreiben nebenbei mehr oder minder eigens motivierte Forschungen zu ihren jeweiligen Fachgebieten, die entweder privat an Fachkollegen, weit häufiger jedoch über entsprechende Gesellschaften verbreitet werden. Zum Teil herrscht hier eine Verwertungshierarchie, insofern die Rechte an den in den Briefen übermittelten Kenntnissen zunächst durch die Forschungsgemeinschaft wahrgenommen werden, bevor man Petermann – nicht selten über die Zwischenstation der Familie, welche die persönlichen Forscherambitionen des Einzelnen verwahrt – die Reste überlässt. Die Frage der Besitzrechte und des Depositums nimmt in Bezug auf die Hinterlassenschaften der Forschungsreisenden eine nicht unerhebliche Rolle ein, vgl. Fn. 68, Fn. 108.

260 Kernmayer, Ludwig Börnes *Briefe* [] *aus Paris*, S. 301.

wengleich sie in der Zeitschrift bisweilen noch als zwei oder gar mehrere Stimmen ‚enttarnt‘ werden können. Der im 19. Jahrhundert überkommene Briefroman findet in Petermanns *Mittheilungen* als Melange von Reiseliteratur, Zeitung und wissenschaftlichen Abhandlungen seine Fortsetzung – oder gar seinen Fortsetzungsroman. Diese wird in ein breit gestreutes konvoluthaftes Wissen, das die Narration unterbricht und von ihr ablenkt, eingelassen: als Versammlung von in unterschiedlichen Disziplinen und Lebenswelten beheimateten Diskursen für Spezialisten und Laien sowie von weltweit verortbaren geographischen Daten und Fakten, die als Fremdkörper Einzug in das bestehende Weltwissen halten. Petermanns *Mittheilungen* sind Organ der Verwissenschaftlichung, öffnen sich jedoch durch die Literarisierung der Schicksale der Reisenden²⁶¹ für Laien und entfalten durch die in ihnen angelegte Breite und Öffnung enzyklopädischen Charakter.

Weitergeleitete Briefe fungieren demnach nicht allein als Basis wissenschaftlicher Untersuchungen und aktuellster Karten, sondern eben auch als Fundgrube abenteuerlicher, mitunter abwegige Züge annehmender Geschichten. Zuletzt aber stiften sie – neben den Machtverhältnissen, die sie durch die Hierarchien der Weiterleitung begründen – ein emotionales Band zwischen (aus sehr unterschiedlichen Gründen) an den Reisen interessierten Personen. Dies klingt im elegischen Ton Julie Vogels dann folgendermaßen:

Sie waren der Freund meines lieben, lieben Bruders Eduard und deshalb auch, vielleicht ohne ihr Wissen, unser Aller Freund. – Väterchen und die liebe, liebe Mutter haben Sie so innig geschätzt, und jeder Brief von Ihnen wurde mit solcher Freude begrüßt. – Brachte er doch auch so oft einen leisen Hoffnungsschimmer über den lang Beweinten. – Nun freilich ist Alles, Alles dahin, und Gottes Gnade hat die armen Aeltern dafür bewahrt das Letzte, Schreckliche zu erfahren. Sie haben noch gehofft bis zum letzten Hauch. – Oft kann ich es nicht fassen daß ich es überleben konnte dies furchtbare Geschick, in einem Jahr Vater, Mutter, Großmutter leiden und sterben zu sehen, und nun auch den geliebten Bruder zu verlieren den doch im tiefsten Herzen wir Alle noch lebend glaubten und hofften.

Spinnen die Briefe Petermanns einen Faden der Hoffnung im Gewirr der Nachrichten über den verlorenen Sohn oder hielten sie bei ausbleibender Kunde eine lose Verbindung aufrecht, so sucht auch Julie Anknüpfungspunkte in der Zukunft, um als alleinstehende Frau ein selbstbestimmtes Leben führen, einen Neubeginn wagen zu können: „Hier, bei den treuesten, besten Freunden, hoffe ich wieder Lebensmuth zu gewinnen den ich so sehr für alle

²⁶¹ Mit Wolfgang Preisendanz nimmt Kernmayer für das 19. Jahrhundert eine „Literarisierung der Publizistik“ an, die einen neuen „Stilwillen“ prägt, der letztlich Züge der Flanerie anzunehmen strebt. Vgl. ebd., S. 309f., S. 313f.

meine Zukunftspläne brauche. –“ Hintergründig verweist die Selbstfindung der jungen Frau innerhalb der epistolären Kommunikation auf den Brief als Medium der Subjektkonstitution in der Epoche der Empfindsamkeit. Julies Selbstverortung geschieht hier – gewissermaßen doppelt von Traditionen geläutert – unabhängig von Rollenklischees, welche ihr die Familie noch auferlegen könnte. Sie bewegt sich über geographische und gesellschaftliche Grenzen hinweg ganz in den Beziehungsnetzen der Freundschaft, die keine in Briefen beschworene mehr ist, sondern ihr den realen Ortswechsel erlaubt und als Akteurin geschlechtsübergreifender Konsultation Rat einholen lässt.²⁶² Geschickt übergeht Julie hier gar die Autorität des Mannes über das Argument der Expertise, welche in bestimmten Fällen eben gerade der Frau zukommen kann.

Zunächst geht es indes nicht um Julies „Zukunftspläne“, sondern um die einer befreundeten schottischen Familie, die – so lässt sich aus Julies Angaben schließen – sich mit dem Gedanken trägt, aus finanziellen Gründen zumindest vorübergehend nach Deutschland, „am Liebsten“ nach Gotha überzusiedeln. Julie befragt Petermann, um ihren eigenen Aussagen zum Thema Auswanderung mehr „Gewicht verleihen“ zu können – im Grunde aber erkundigt sie sich nach der Meinung von Petermanns werther Gattin, der als Engländerin das letztgültige Urteil über die Migrationsfrage obliegt.

Eine liebenswürdige mir befreundete englische Familie ungefähr 8 Personen wünscht so sehr auf ein Jahr ihren Aufenthalt in Deutschland, und am Liebsten in Gotha zu nehmen, und möchte nun so gern etwas Näheres über das Leben dort erfahren. – Da komme ich dann mit dieser Bitte zu Ihnen, verehrter Herr Doctor, und Sie, der Sie das englische Leben so kennen, Ihre liebenswürdige Frau, als Engländerin, die Vortheile und Nachtheile eines solchen Umzugs aber am Besten beurtheilen kann, werden meinen Freunden den einzigen Aufschluß geben können.

Zweifelhaft bleibt, ob Gotha nun tatsächlich der geeignete Ort ist, um „die Erziehung der älteren Töchter zu vollenden“ oder vielmehr die Frage im Zentrum steht, „[o]b Leben und Lebensmittel dort billiger wie in England, weit billiger sind“ und „[o]b wirklich Gotha in dieser Hinsicht andern Städten vorzuziehen

262 Durch das Aufrufen jener Freundschaftsbande bemüht sie einen Topos der Empfindsamkeit, dessen imaginäre Festlegung sie hingegen durch ihre Reise und den direkten Kontakt vor Ort zu überwinden vermag. Dennoch verbleibt diese Emanzipation weiterhin eine in Briefen geschilderte und behält den empfindsamen Ton im Schreiben an ihren „Freund“ August Petermann bei. Vgl. Tanja Reinlein, *Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale*, Würzburg 2003, S. 52 [Epistemata 455].

ist.“ Auf Julies Nachfragen im Dienste der Freunde antwortet Petermann in einem Brief vom 3. [?] August ausführlich, man könnte beinahe sagen, engagiert. Dabei gerät nicht nur die Frage nach den Lebenshaltungskosten, sondern besonders der kulturellen Akklimatisation in den Blick:

Leben & Lebensmittel sind allerdings billiger hier als in England, allein nur für die, die sich einzuschränken wissen. Ich bezweifle, daß eine Familie aus [Schottland] oder England hierher versetzt wesentlich billiger leben könnte als dort. Ich glaube, daß nur Reiche und Wohlhabende billiger hier leben können als dort, weil sie mit weniger show und Aufwand wegkommen, daß dagegen eingeschränkt Lebende eben so billig dort leben können als hier. [] In Gotha mag Manches billiger sein als in größeren Städten Deutschlands, ohne deßhalb einen passenden Aufenthaltsort für englische oder schottische Familien abzugeben. Gotha ist sehr klein und kleinstädtisch and the range of comfort required by any English or Scotch [exceedingly] limited. Vor einigen Monaten erst kam eine Englische Familie von 9 Personen hierher, um angenehm und billig zu leben und den Kindern eine gute Erziehung zu geben. Sie konnten es schon nach 6 Wochen nicht mehr aushalten und siedelten nach Dresden über, in der Voraussicht, dort [weit] angenehmer und mindestens eben so billig zu leben als hier. Dazu kommt ein [abnorm] rauhes Klima, [worin] sich Gotha vor fast allen Städten Deutschlands auszeichnet, und welches viele Auswärtige [absolut] nicht vertragen können.

Insbesondere im Kontext der afrikanischen Forschungsreisen, die Petermann im Dienste der Wissenschaft nachdrücklich vorantrieb, nimmt sich sein Rekurs auf das gothaische Klima geradezu zynisch aus, wenn man bedenkt, dass gerade Julies Bruder Eduard Vogel eine schwache angegriffene Gesundheit nachgesagt wurde, die dem extremen afrikanischen Klima kaum lange Zeit Stand halten könne. Skrupel, Vogel nach Afrika zu entsenden, scheinen Petermann jedenfalls nicht befallen zu haben, obgleich er zugibt, „daß ich die erste Veranlassung zu seiner Reise war“ und daraus offenbar eine Art Verantwortung gegenüber Julie Vogel und ihren Freunden ableitet. Speziell Petermanns Fallbeispiel wirkt, da es so passgenau auf „eine Englische Familie von 9 Personen“²⁶³

263 Neben die konkret benannten materiellen Motive der britischen Familie, Schottland zu verlassen, rückt als durchgängige Randnotiz die implizite Konkurrenz zwischen Deutschland und England als Orte, wo es sich, den Umständen entsprechend – als achtköpfige bürgerliche Familie, junge ungebundene Dame (Julie Vogel), Kartograph (bzw. frischverheiratetes Ehepaar Petermann), Student der Astronomie (Eduard Vogel) oder etablierter Freiherr (Herr von Tauchnitz, vgl. den Schluss des Kapitels) – gut leben lässt. Christian Bernhard Tauchnitz sticht in diesem Kontext besonders hervor, da er, insofern er sich als Verleger um die kulturelle Vermittlung zwischen England und Deutschland verdient gemacht hat, als Musterfall interkulturellen Austauschs, Integration und Akklimatisation gelten kann. Ab 1841 gab er die „Tauchnitz Collections“, preiswerte Ausgaben einer „Collection of British and American Authors“, ab 1868 zusätzlich eine „Collection of

gemünzt ist, hochgradig inszeniert – und auch die Wertschätzung des *Bruders* nimmt den Ton der *Mittheilungen* an, wenn Eduard als *Märtyrer deutscher Wissenschaft* angerufen wird.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich um den verschollenen Eduard mit Ihnen wie um einen Bruder traure, darf ich es doch auch nie vergessen, daß ich die erste Veranlassung zu seiner Reise war. Doch müssen wir uns auch an [] dem ehrbaren Beispiel seines Märtyrerthumes erheben und trösten; ein Unternehmen wie das seinige war, ist stets ein Kampf auf Leben und Tod, und mit welcher Opferbereitschaft ging er weg! [Lebenslustig] wie er war, war ihm doch das Leben nichts in der Verfolgung seines hehren Zieles. Er fiel auf dem Felde seiner Ehre, ein Opfer auf dem Altar der Wissenschaft; aber nicht umsonst: der Name Vogel ist ein [household] word geworden im ganzen weiten

German Authors“ heraus: ein Unternehmen, das ihm nicht allein finanziellen Erfolg bescherte, sondern eine Erhebung in den Freiherrenstand mit sich brachte, und ihn – aufgrund seiner Verdienste um die englische Literatur – in das Amt des britischen Generalkonsuls für das Königreich Sachsen beförderte.

Demgegenüber scheinen die von Julie in ihrem Brief erwähnten Auswanderungspläne ihrer englischen Freunde keine Erfolgsgeschichte zu bergen. Es ist wahrscheinlich, dass sie als klein- bzw. mittelständische bürgerliche Familie ihren Lebensunterhalt aus Kapitalanlagen bestritt, da die Chancen der Berufsausübung in Deutschland in dem Petermann vorgelegten Fragenkatalog keine Rolle spielen. Vielmehr scheint das Bedürfnis, die Lebenshaltungskosten möglichst gering zu halten, aus der sukzessiven Erschöpfung der finanziellen Mittel zu rühren. Sozialgeschichtlich ist dieser Punkt insofern interessant, als Julie sich als unabhängige junge Frau zu stilisieren sucht, die trotz aller tragischen Umstände eine kleine Reise zur Weiterprägung, Vertiefung ihrer Persönlichkeit unternimmt, die zur Selbst- und Berufsfindung beitragen soll. Dass sie jene Selbstsuche vermutlich vor allem auf der Basis familiärer Rücklagen betreiben kann, es gar nicht nötig hat, zu arbeiten, bestätigt und verkehrt sich schließlich in ihrer Heirat mit Prof. Dohmke. Ähnlich wie ihre Schwester, Elise Polko, welche nach erfolgreicher Gesangskarriere im Zuge ihrer Eheschließung in den familiären Schoß zurückkehrt, wählt auch Julie die materielle Absicherung der bürgerlichen Ehe. Bezeichnender Weise war jedoch die Literatin Elise Polko nach dem Tod ihres Gatten aufgrund mangelnder finanzieller Absicherung gezwungen berufstätig zu sein, wenngleich ihre Tätigkeit ihrem Talent entsprach. Beinahe zynisch nimmt sich in diesem Kontext der zeitgenössische Eintrag der *Allgemeinen Deutschen Biographie* von Franz Brümmer, s. Bd. 53 (1907), S. 95-98, aus, wenn es in Bezug auf die schriftstellerische Tätigkeit Elise Polkos heißt: „Sie besaß eines jener zartbesaiteten, empfindungsreichen, poesieempfindlichen und phantasieerfüllten Gemüther, wie sie nur weiblichen Charakteren von ausgezeichneter geistiger Begabung eigen zu sein pflegen, [...]. Dabei hat sie sich jedoch die volle, naiv edle Weiblichkeit und Grazie, sowie den reinsten Sinn für die naturgemäße Bestimmung ihres Geschlechts zu bewahren gewußt, weit entfernt, der modeartig herrschenden Emancipationssucht ihrer gegenwärtig in der Litteratur zahlreich vertretenen Genossinnen irgend einen Tribut zu zollen.“ Gerade die Literatur als Ort weiblicher Emanzipation im 19. Jahrhundert wird hier pervertiert, insofern die von Julie inszenierte Selbständigkeit sich im Falle ihrer Schwester auf verschlungenen Pfaden, aus Sachzwängen heraus, durchsetzt.

deutschen Vaterlande und weit darüber hinaus, überall wo Deutsche leben, oder wo Bildung überhaupt zu [Hause] ist. Wohl manch' ein König, manch' ein Kaiser möchte unsern Eduard beneiden um sein Land! Darum liebe Freundin, dürfen wir aber auch stolz sein auf ihn und unsere Augen aus der Trauer erheben! Sein Werk lebt fort, und aus der kleinen Schar, die seinen Spuren unmittelbar folgen sollte, ist Einer schon gefallen, – Dr. Steudner, einer der [] und tüchtigsten; von Beurmann, einem gleichfalls ausgezeichneten Menschen, habe ich seit einem vollen Jahr gar keine Nachricht.

Als müsse Petermann das „deutsche[] Vaterland[]“ gegen sich selbst verteidigen, schiebt er seinem absagenden Urteil über das Leben in Deutschland den Abgesang auf den patriotischen Märtyrer nach, der sogar den Vaterlandsneid als Motiv aufnimmt, das sich um den wissenschaftlichen Wettstreit rankt. Auch Vogels Vorgänger Heinrich Barth betont in seinen Briefen wiederholt und zunehmend polemisch jene Konkurrenz zwischen deutscher und englischer Nation – und auch hier lassen sich über die Jahre deutsch-englischer Zusammenarbeit sowie Eifersüchteleien Sympathieverschiebungen nachzeichnen. Während Petermann selbst, ferner Figuren wie Heinrich Barth, Eduard und Julie Vogel oder Freiherr von Tauchnitz sich als Grenzgänger zwischen den europäischen Nachbarn noch recht unbefangen bewegen, scheinen Petermann und Barth von ihrer seit jeher alltäglichen Kooperation mit britischen Kollegen und Institutionen gelegentlich rhetorisch Abstand zu nehmen. Im Falle Petermanns bleibt trotz aller Märtyrerberbeschwörungen einzuräumen, dass er sich etwa zwischen 1864 und seinem Suizid 1878 (und auch nachfolgend hielt die Korrespondenz zwischen Bates und dem Perthes Verlag bis 1890 an) regelmäßig mit Henry Walter Bates als Assistant Secretary der „Royal Geographical Society“ in London, besonders in Form von Kartenmaterial, höflich austauschte. Demgegenüber inszeniert sich Barth laut seinem Brief vom 14. Oct. 1855 in einem Vortrag vor der Berliner Geographischen Gesellschaft als Verteidiger „[...] deutscher Wissenschaft vor der angesehensten Nation der Welt [] gegen jämmerliche Angriffe einiger gemein gesinnter Mitglieder der Royal Geographical Society“, wengleich er nicht nur an dieser Stelle die mangelnde finanzielle Unterstützung der Forschungsreisen von deutscher Seite beklagt; er „bis diesen Tag, nicht einen Silbergroschen von der Berlinischen Geographischen Gesellschaft erhalten habe, also durch kein andres Land gegen sie verpflichtet bin als ein rein geistiges.“²⁶⁴ Die ideologischen und

264 SPA ARCH PGM 039/02, Folio 354 (an Petermann). Ähnlich polemische Kritik ernten die Deutschen in Bezug auf die finanzielle Unterstützung von Beurmanns. „Die den Herrn Beurmann eingehändigten 1500 Thaler für die Reise sind allerdings so gut wie nichts, [...]. Es ist natürlich gewissermaßen schimpflich und schimpflich in hohem Grade für die Deutschen, daß nun derjenige, der die meisten Aussichten hat, die in so lauter

ökonomischen Abweichungen (Liberalismus, Reformträgheit, Militarismus, Freihandel) beider Nationen lassen sich demnach nicht passgenau auf die wissenschaftliche Konkurrenzsituation abbilden.

Das im obigen Zitat konservierte fortlebende „Werk“ Vogels, an dem sowohl die deutsche als auch die englische Nation Interesse hegen und von dem keinesfalls gesichert ist, was es denn eigentlich enthalten solle, da alle „Effekten“ Eduards verloren gingen, wird durch die seinen „Spuren“ folgende „Schar“ gerade nicht sichergestellt oder kontiniert, da die Suchenden auf der Suche nach dem Verschollenen selbst verschollengehen oder ihr Leben lassen. In Petermanns Rhetorik scheint dieses Verschollengehen sich indes geradezu zum Ziel der Suche zu verkehren, und die ausbleibende Nachricht die Authentizität ernsthaft betriebener Forschungsbemühungen abzusichern. Sie ist etwas, auf das man im Gefecht um den wissenschaftlichen Fortschritt stolz sein kann.

Petermanns persönliches sowie professionelles Interesse fokussiert sich primär auf die Erstellung neuen, aktualisierten Kartenmaterials, das immer weiter in unbekanntes Gebiet vordringt, und auf die Vermarktung der Märtyrergeschichten, die – so könnte man fast sagen – als Abfall(s)-Produkt dieser Karten entstehen. Naturhistorisches Wissen ist für ihn etwa nur insofern erheblich, als es zur Korrektur oder Spezifizierung jener Karten beiträgt: So weiß er an Vogels Befähigung als Naturforscher einzig dessen astronomische Kenntnisse zu schätzen, von denen er sich präzisere Messdaten zum Zwecke der Kartierung erhofft. Teilt Eduard Vogels Vater einerseits Petermanns kartographische Passion und tauscht Materialien mit ihm aus²⁶⁵, so sieht er sich andererseits mit dem Problem konfrontiert, die naturhistorischen Forschungen seines Sohnes zu verwalten. Deren vorgebliche

Weise erregten Ansprüche des Binnen- und Auslandes wegen bündiger Aufhellung von Vogel's Schicksal[s], daß dieser nun mit so völlig ungenügenden und wahrhaft bettelhaften Mitteln auftreten soll. Der Englische Consul erklärt es rundwegs für eine bloße Parodie auf Franklin's Aufsuchungs-expeditionen.“ SPA ARCH PGM 189, Folio 13, Barth an Perthes (als Schatzmeister der Expedition nach Inner-Afrika) am 24. Mai 1862.

²⁶⁵ Vogel sen. war im Schuldienst tätig, ein durchaus erfolgreicher Pädagoge (vgl. seinen Brief, erh. am 16. August 1855, SPA ARCH PGM 191, Folio 68, dessen erste Zeile mit „Verzeihung einem vielgeplagten Schulmanne“ einsetzt), und hat sich u. a. Physiognomie und Völkerkunde gewidmet. Außer in der Kartographie erstellte er in weiteren Fächern eigenes Unterrichtsmaterial, wie das Postskriptum seines Briefes vom 23. Juli 1860 (ebd., Folio 97f.) belegt: „N.S. Hat Ihnen denn Hr. Veit in Carlsruhe die erste Lief. meiner großen ‚Physiognomischen Tafeln z. Laender u. Voelkerkunde[‘] (3 Bl. in gr. fol.) geschickt? V.“

Bedeutsamkeit in Fachkreisen klingt wie ein oft wiederholtes Mantra zur Manifestierung eines greifbaren Nachlasses seines Sohnes.²⁶⁶

Dr. Karl (Christoph) Vogels kartographischer Leidenschaft und pädagogischem Eifer entspringt eine „beifolgende Probe“ zu einem „neuen [K]artographischen Versuche den ich im Interesse des Unterrichts gemacht [...] habe“, welche dessen Brief vom 21. Januar 1856 enthält.²⁶⁷ Vorteil dieses Werkes sei, dass es „auf ein Stück gedruckt wird, [τ] daher nicht erst zusammengesetzt zu werden braucht“. Es handelt sich um eine auslöschbare, aus diesem Grund multifunktionale Karte.

Den Schwerpunkt ihres Werthes sehe ich darin, daß sie ganz nach Bedürfniß beschrieben, mit Linien aller Art bezogen werden u doch mit Hülfe eines nassen Schwammes wieder zu ihrer ursprünglichen einfachen Grundbeschaffenheit zurückgeführt werden kann, so daß sie heute zu Demonstrationen für die physikal. Geographie, morgen für die politische u ein andrer mal wieder für die historische gebraucht werden kann.

In der abwaschbaren einzuebenden Karte äußert sich *ein* Phantasma gelungener Geographie: nivelliert sie doch die Furchen und Unwägbarkeiten des realen Geländes ebenso wie die Prozesse fortgesetzter Revision und Korrektur. Man kann jedesmal von vorn beginnen, um eine weitere Perspektive zu

²⁶⁶ Vgl. dazu Vogel Seniors Brief [ebd., Folio 94, ohne Datum, nach Paginierung (vor) 1857 eingeordnet], der mit „Kurze Bemerkungen über einige von Edw. Vogel aus N. Afrika eingesandte Naturalien“ überschrieben ist. Obwohl „nach der ihm gewordenen Instruction die rein geographischen Zwecke in der ersten Reihe [stehen]“, hat Eduard Vogel – selbstredend *nach* Erfüllung seiner Pflichten – „auch in Afrika der Natur ein offenes Auge zugewendet, wie er es in Europa zu thun sich früh gewöhnt hatte“. Einige „Sand“-„Proben“ finden dann auch ihren Weg bis zur „Akademie der Wissenschaften in Berlin“, „welche [Ehrenberg] eines ganz besonderen Dankes werth gehalten hat“, wie Vogels Vater betont. Als Naturkundler macht Vogels Vater es sich nun zur „Pflicht“, hauptsächlich einige von seinem Sohn eingesandte „Insekten“ zu beschreiben, obgleich „nichts geradezu Neues“ vorliegt. Umso seltsamer klingt Vogels Begründung jener Verpflichtung, wenn es heißt: „so macht es uns doch der Fundort zur Pflicht, dieselben wenigstens hier zu verzeichnen.“ Die äußerst magere Ausbeute an Naturalien verpflichtet allein aufgrund ihres Herkunfts-ortes „wenigstens hier“ – irgendwo in der europäischen Welt – zur Verzeichnung, obgleich sie „nichts geradezu Neues“ bringt, also weit davon entfernt ist, ein wissenschaftliches Novum oder eine Sensation darzubieten, die etwa eine Nomenklatur nach Eduard Vogel rechtfertigen könnte. So spärlich, ja beinahe peinlich die Funde sein mögen, sie begründen ein Versprechen, ein in Aussicht gestelltes Vermächtnis des Verschollenen, der, bevor er endgültig verschwindet, noch einige Sendungen vornehmen möchte, denn: „Mehr steht sicherlich zu erwarten, wenn Gott unserm jugen für Alles, was Wissenschaft heißt, begeisterten jungen Freund auf seinem weiteren Wege in das unbekannte Innere des räthselreichen Erdtheiles schützen wird wie bisher.“

²⁶⁷ SPA ARCH PGM 191, Folio 85f.

entfalten – auf der Basis einer gesicherten, stabilen, allen Auslöschungen gegenüber resistenten Topographie. Mögliche Vorarbeiten oder überholte Einträge fallen dem Vergessen anheim und gehören dennoch dem materialen Gedächtnis der Karte an. Dass Kartenherstellung Transformationsprozessen unterliegt und die Sichtbarmachung oder das Verbergen jener Prozesse an den wunden Punkt der Epistemologie der Karte selbst rührt – daran erinnert der Schulgebrauch der Karte.

Im Brief an Julie, der Eduards Märtyrertum entfaltet, proliferiert Petermann wider besseren Wissens die Rede vom „verschollenen Eduard“, er fügt sich Julies Herzenswunsch nach Eduards Fortleben, dem auch der Vater durch Aufzeichnung (s)eines Werkes Unsterblichkeit zu verleihen sucht. Ähnlich wie es bisweilen in den *Mitteilungen* der Fall ist, nimmt Petermann auf die Bedürfnisse möglicher Rezipienten Rücksicht, indem er Informationen verschweigt, ihre Offenbarung aufschiebt, deren Geltung in Frage stellt oder gar nachträglich widerruft, was der Komposition der Briefausschnitte – gerade in ihrer die Sprecher bzw. Korrespondenzpartner wechselnden Verknüpfung – deren eigentümliche Chronologie verleiht. Discours und Histoire der *Mitteilungen* verlaufen – gerade weil sie sich auf ‚authentisches‘ Material beziehen – nicht parallel oder deckungsgleich.

Petermann und Julie teilen indes noch eine weitere Redeweise oder – sollte man besser sagen – Sprache: die Englische. Sie ist es, die „Eduard“ im Verlauf der Briefe zu „Edward“ werden, Petermann den Hinweis „and the range of comfort required by any English or Scotch exceedingly limited“ einstreuen, das „household word“ Vogel in den deutschen Sprachschatz eingehen und Julie ihren letzten Brief „[e]ver your[s] truly Julia Vogel“ unterzeichnen lässt. Beide teilen zudem die Liebe zu Edinburgh, das zum Dreh- und Angelpunkt des verhohlenen ausgedrückten Konkurrenzverhältnisses zwischen dem spießbürgerlichen Deutschland und dem libertinären England avanciert: ein Ort, an dem eine verwaiste junge Frau ihr Glück als Schriftstellerin suchen kann, der aber einem alternden Kartographen nach über 20 Jahren ‚Exil‘ im Vaterland keine Rückkehr mehr gewährt.

Julies Zukunftspläne speisen sich aus ihrer Erziehung, die – ähnlich wie die ihrer Brüder – auf Naturbeobachtung fußt, die in ihrem Fall jedoch (gendergetreu) stärker romantisierende Züge annimmt. Sie speisen sich aber auch, und darüber legen ihre Briefe – ebenso wie die ihres Bruders Eduard – beredtes Zeugnis ab, aus einer literarischen Passion: in ihrem Fall aus einer literarischen Passion *für* England.

Das Erbe der Familie fortführend, sammelt auch Julie geologische Beobachtungen sowie Naturalien, nicht ohne Petermann – beinahe selbstbewusster als ihr Bruder – ein mögliches Forschungsfeld aufzuschlüsseln.

Während Julies erster Brief vom 30. July 1863 von ihrem derzeitigen Aufenthaltsort, ihrer „Zufluchtsstätte“ „Edinburgh“ und den „Schicksalsschlägen“ ihrer Familie berichtet,²⁶⁸ verweilt sie im zweiten Brief nicht mehr an einer Stelle, sondern begibt sich (im zweiten und letzten Brief) auf die Reise, offeriert eine kleine Reisebeschreibung, die sie von der Küste (Elie) ins schottische Hochland (Perthshire bei Crieff), schließlich bis nach London führt. Und auch ihr Aufenthalt in London steht im Zeichen der Bewegung, einer Sentimental Journey, in deren Verlauf sie die Stationen ihres Bruders aufsucht²⁶⁹:

Waren Sie in Elie? Ich denke es muß dort solch' reiches Feld für Entdeckungen aller Art sein. Diese seltsamen Formationen der Felsen, diese Höhlen worunter die Macduffscave die bedeutendste, dürften selbst für Weitgereiste unendlich interessant sein. – Sie sehen ich bin noch ganz voll von [Seerinnerungen] und Sie würden lachen wenn Sie sehen könnten wie [nun] mich freue, Muscheln aller Art, getrocknet[es], see weeds', Steine, auch sogar Granaten, alle selbst gesucht, oft mit großer Mühe, liegen, und mich lebendig an die frohen Wochen in Elie [mahnen].

Julie holt die Forschungsinteressen der Reisenden nach Hause, nach Europa, spezifischer nach Schottland, welches mit seinen Highlands ein faszinierendes Panorama entfaltet, das – im Gegensatz zum Hochland von Wadai, wo ihr Bruder verschollen geht – benennbare Orientierung verheißt, zudem ein In-die-Tiefe-Gehen erlaubt.²⁷⁰ Diese Tiefen, „selbst für Weitgereiste unendlich interessant“, gälte es näher zu erforschen – und auch hier böte es sich an, materiale Zeugnisse zu sammeln, die eine ähnliche Funktion wie das Strandgut, die „Seerinnerungen“ Julies, übernehmen könnten. Überhaupt tritt Julie als Verwalterin von (familiärer) Erinnerung auf, die sie – dem literarischen Talent der Familie entsprechend – gleichsam als Suchexpedition der Memoria abzuwandern weiß. Das Abwandern wird auch hier in mehr oder minder heimatlichen Gefilden nachvollzogen, stellt eine Sentimental Journey dar, die sich mit Julies literarischer Passion trifft. Als vielseitig talentierte und interessierte Forschungsreisende knüpft sie nicht allein an geologisch-geographische Passionen von Vater und Bruder an, sondern verfolgt auch kulturhistorische Pfade, die gleichsam die Marksteine ihrer eigenen Begabung passieren lassen.

268 SPA ARCH PGM 191, Folio 126-129.

269 Vgl. den Brief Folio 130-131, vmtl. nach dem 3./4. August 1863.

270 Wo wir – Julies Spuren folgend – freilich noch *nicht* angekommen sind. Wenige Zeilen ihres Briefes später berichtet sie jedoch von einem Ausflug nach Perthshire, der „Touren“ in das Hochland ein-, panoramatische Beschreibungen indes ausschließt, und sich stattdessen emphatisch auf musikalisches Erleben und die poetische schottische Tradition beruft (auf das, was sich nur noch besingen lässt).

Ach dies Schottland ist gar zu schön. Die Krone aber ist und bleibt doch: Edinburgh. Nie, nie werde ich den Eindruck vergessen den diese schönste Stadt auf mich gemacht. – Ich habe Ihnen ein Bildchen beigelegt der Aussicht die ich so unendlich liebe. – Wir wohnen so nahe dem Calton Hill und sehen diesen Blick so oft. – Dazu kommen noch die historischen Interessen, und die Jugendschwärmerei für Walter Scott, und Sie können denken wie ich wie in einem Feenmärchen zu leben glaube.

Ihre „Jugendschwärmerei für Walter Scott“ lässt Julie die Landschaft märchenhaft wahrnehmen, und deren Abschreiten weckt weitere Anklänge an die schottische poetische Tradition: Landschaft und Poesie gehen eine enge Verbindung ein, welche beides unisono (er)tönen lässt. Das Landschaftsbild, das Bestreben, „ein Bild davon“ zu geben, das der empfindsamen Erfahrung, den „reizendsten Touren“ mit den „treuen Freunde[n]“, korrespondiert, mündet in den emotiven Ausdruck *par excellence* und lässt sich nurmehr besingen: ein Vorgang, dessen Eingängigkeit Julie aufruft, wenn sie in der Nachfolge von Walter Scott auf Robert Burns verweist: „ich weiß nun warum Burns singt: My heart is in the highlands! –“ Im Medium der Empfindsamkeit festgehalten, aufgeschrieben, nicht ausgerufen, nimmt Julies Brief freilich weiterhin die Funktion der Verwaltung des literarischen Erbes und der Erinnerung wahr – und so nimmt es nicht wunder, dass sie, gewissermaßen entgegen ihren eigenen Bedürfnissen und aus einer Art Verpflichtung gegenüber ihrem verschollenen Bruder und verstorbenen Vater, dessen „letzte[n] Wunsch“ erfüllend, die Stationen der Memoria aufsucht.

Doch wie alles Schöne enden muß so denke ich auch gegen Ende October dies liebe schöne Edinburgh zu verlassen um einer Einladung nach London zu folgen wohin mich, Sie wissen es, tausend liebe und doch so trübe Erinnerungen ziehen. Ich will alle Plätze aufsuchen wo unser Edward gewesen ist. Ich will die Sternwarte sehen, und wo möglich hineingehen wo unser lieber, lieber Verschollener, so oft nach seinen Lieblingen den leuchtenden Sternen gesehen. – Sie haben ihn doch himmelan gelockt und gezogen. – Gern hätte ich Berthold Seemanns Adresse, ich möchte ihn aufsuchen, er war solch' lieber Freund uns Allen. – Ich werde in London bei Dr. Smith 76 Avenue Road – St Johns Wood wohnen. – Ich fürchte mich und freue mich London zu sehen. Ach es war des geliebten Vaters letzter Wunsch mit mir dort das Andenken unsres Edwards zu feiern. –

Die Furcht vor den Orten der Erinnerung lässt Julie erschauern, und doch kann sie nicht anders, als sich dieser Erfahrung auszusetzen. Gleichsam von den Toten verfolgt – „[n]un die theuren Aeltern begleiten mich ja beständig, sie sollen auch bei dieser meiner traurigen Wanderung nicht fehlen.“ – feiert sie ein doppeltes Totengedenken, „liebe“ und „trübe Erinnerungen“ besetzen die „traurige[] Wanderung“ mit Furcht und Freude zugleich, machen sie zu etwas, das, wie ein Schauerroman, gleichermaßen anzieht wie abstößt.

Als Schauplatz der Erinnerung gemahnt London zudem an den ersten Grund, welcher Vogel Petermann als geeigneten Kandidaten für die Erfüllung seiner kartographischen Passion erscheinen ließ. Dessen astronomische Begabung, der Griff nach den Sternen, verheißen sein Schicksal: „himmelan gelockt und gezogen“ besiegeln die „leuchtenden Sterne[]“ seinen frühen Tod.

Landschaftsbegehung und literarische Traditionslinien verlassend, nunmehr in die Gefilde der Wissenschaft vordringend, bedarf Julie eines Fürsprechers, der „Zutritt zu der Sternwarte“ verschafft und ihre Sentimental Journey von männlicher Seite legitimiert. Die Zukunft der jungen Frau, der sich, von der Familie abgeschnitten, neue Betätigungsfelder eröffnen, liegt noch offen vor ihr, scheint jedoch weiterhin typisch weiblich codiert und auf männliche Unterstützung angewiesen. Das familiäre Erbe literarischer Begabung lässt sich möglicherweise für eine relativ selbstbestimmte unabhängige Existenz in London nutzen.

Was nun meine Pläne für die nächste Zeit sein werden, entscheidet mein Besuch in London. Vielleicht bleibe ich länger dort und versuche mich in kleinen literarischen Arbeiten und Uebersetzungen wozu mir Herr v. Tauchnitz freundlich behülflich sein will.

Julie Vogel, verwitwete Dohmke, betätigte sich in den Folgejahren tatsächlich als Schriftstellerin, Übersetzerin und vor allem Herausgeberin (u. a. der Werke Achim von Arnims innerhalb der Reihe „Meyers Klassiker-Ausgaben“). Die literarisch weitaus produktivere und bekanntere Schwester Eduard Vogels, Elise Polko, verfasste im Anschluss an ihre Gesangskarriere (bei der sie unter anderem Felix Mendelssohn-Bartholdy unterstützte) als sich häuslich einrichtende Schriftstellerin beispielsweise Komponistenbiographien, zudem biographische Portraits berühmter Geschlechtsgenossinnen. Bezeichnenderweise erwähnt Julie Vogel die mögliche Unterstützung von Seiten ihrer Schwister, von denen sie neben Elise, Eduard und ihrem Bruder Hermann (Professor für Astrophysik in Potsdam) noch zwei weitere hatte, jedoch nicht. Sie stilisiert sich als unabhängige selbstbewusste Einzelgängerin, die sich im Kreise ihrer Freunde etabliert. Spätestens als Ehefrau von Prof. Dohmke kehrte sie nach Deutschland, genauer nach Leipzig, zurück. Von Petermanns Warte (welcher der Julie befreundeten Familie im Übrigen von der Immigration nach Deutschland abrät), der Warte des Fragments aus, geht Julie schließlich als Ausgewanderte in England verschollen. Ihr letzter, fragmentarisch erhaltener Brief ermöglicht keine weitere Anknüpfung – ob Julie nach jenem leidvollen „Winter“ gestärkt wieder nach Deutschland zurückkehrt, bleibt für Petermann völlig offen und so verbleibt Julie „Ever your[s] truly Julia“.

Epilog

Vom Verschwinden des Menschen: Ein Kartenspiel

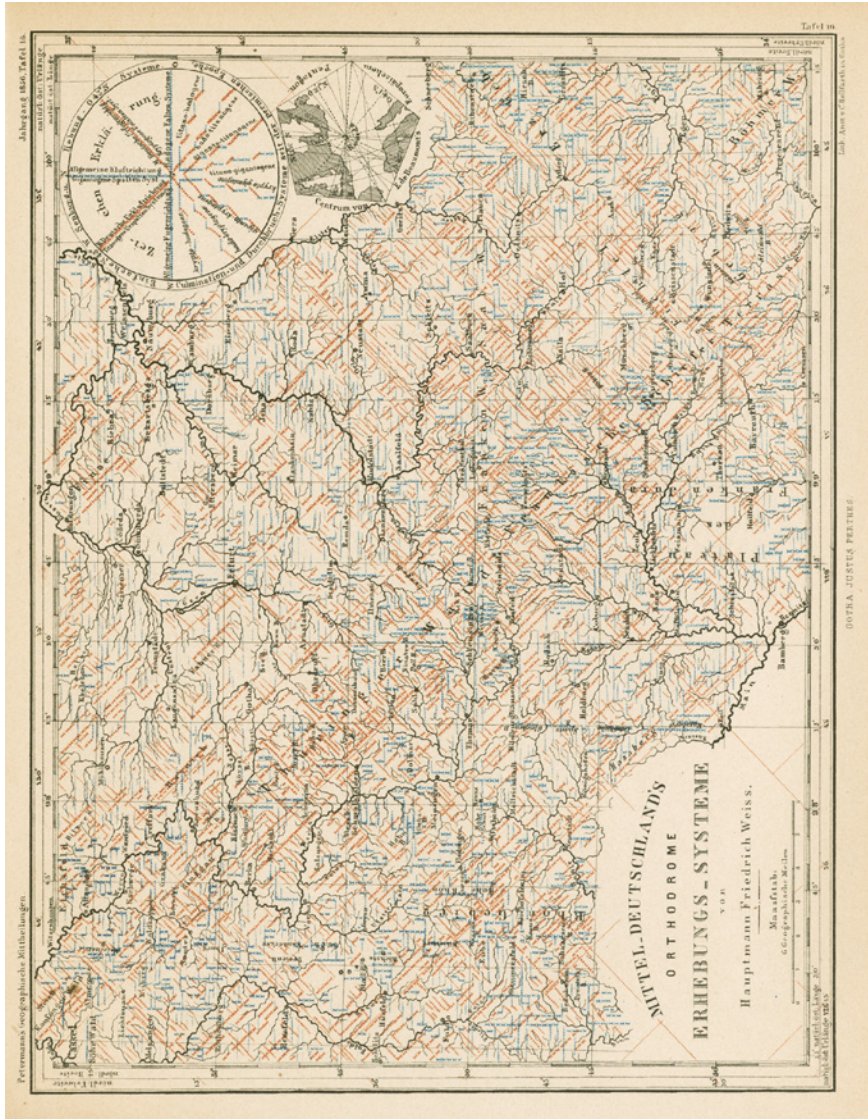


Abb. 23 „Mittel-Deutschland's orthodrome Erhebungs-Systeme“, Friedrich Weiss, 1856

„Thüringen unter dem fünf und dreissigsten Breiten-Grade, in der geographischen Lage von Nord-Afrika! Welch' ein geologisches Hirn-Gespinst!“ Am Ende das Urtheil, Erdkundiger Leser. Das von Dir bei Seite gelegte Blatt ist dem Buche der Natur entnommen, welches für uns noch so viel Unbegreifliches und dennoch Wahres enthält. Es ist die grosse Lehr-Meisterin selbst, die uns in Tausenden von Dokumenten, korrekt und deutlich geschrieben, die Geschichte der Urzeit des Erd-Balls aufbewahrte[.]²⁷¹

Im August-Heft 1856 fordert der Amateur-Geologe Friedrich Weiss die Leserinnen und Leser der *Mittheilungen* zu einer Reise in die Tiefe von Zeit und Raum auf. „Mittel-Deutschland's orthodrome Erhebungs-Systeme“ gehören zu den „Dokumenten“, die es erlauben sollen, einen Blick in die „Urzeit des Erd-Balls“ zu werfen. Die Grundlage dafür bietet die von Weiss entwickelte Theorie des Orthodromismus, derzufolge sich Gebirge aufgrund der Rotation der Erde immer in Richtung der Längen- oder Breitengrade ausfalten. In Thüringen – und auch anderswo – macht Weiss nun aber zwei unterschiedliche Ausrichtungen der Gebirgszüge aus, eine „ältere titanogene“ und eine diagonal dazu liegende „neuere hadogene“. Damit werden die Berge zu Zeugen einer erdgeschichtlichen Katastrophe, denn zwischen älterer und neuerer Faltung muss sich laut Weiss die Rotationsachse der Erde verlagert haben. Aus dem Winkel, in dem die beiden „Systeme“ zueinander stehen, lassen sich die aktuellen in die ursprünglichen Längen- und Breitengrade umrechnen. Und diese Rechnung versetzt Gotha in genau die Region, in der die von Petermann ausgesandten Reisenden verschollen gegangen sind.

Weiss hat das, was er selbst als „geologisches Hirn-Gespinst“ einführt, in ein kartographisches Experiment übersetzt, eine der außergewöhnlichsten in den *Mittheilungen* veröffentlichten Karten. Nicht nur stellen *Mittel-Deutschland's orthodrome Erhebungs-Systeme*²⁷² einen der wenigen Versuche dar, die Zeit zu kartographieren. Mit dem Versuch, die geologische Tiefenzeit vor Augen

271 Friedrich Weiss, Über den Orthodromismus der Erhebungen. Zur Orographie von Mittel-Deutschland, in: *Mittheilungen*, 1856, S. 286-293; S. 286.

272 *Mittheilungen* 1856, Tafel 16.

zu stellen, marginalisieren sie zugleich die Inskriptionen der menschlichen Zeit. Städte und auch die Namen von Bergen und Flüssen sind zwar noch verzeichnet, sie sind aber unter Weiss' orthodromen Systemen nur noch schemenhaft auszumachen. Und mehr noch: In der doppelten Nomenklatur, die die aktuellen Koordinaten mit denen der „Urlänge“ und „Urbreite“ überschreibt, sind sie nur noch schwer zu lokalisieren; sie fallen gleichzeitig aus Raum und Zeit. Und so drohen nun auch die Betrachterinnen und Betrachter von *Mittel-Deutschland's orthodromen Erhebungs-Systemen* in der Tiefenzeit des „Erd-Balls“ verschollen zu gehen.

Petermann hat dieses kartographische Experiment nicht weiterverfolgt. Als Hermann Vogel, der Bruder Eduards, ihm eine kritische Auseinandersetzung mit Weiss' Orthodromismus anbietet, wimmelt er ab.

Hier der Einsendung Ihrer Beleuchtung des Aufsatzes von Fr. Weiss bestens dankend, kann ich leider Ihrem Wunsch, dieselbe in den „Geographischen Mittheilungen[“] veröffentlicht zu sehen, nicht entsprechen. Schon der Aufsatz des Hauptmann Weiss konnte nur ausnahmsweise aufgenommen werden, da dieser Gegenstand uns zu fern liegt.²⁷³

So fern der Gegenstand auch liegen mag, so sehr korrespondiert Weiss' Karte einer Welt, in der die Geschichte der Menschheit nurmehr eine marginale Episode bildet, mit Petermanns eigenem, nicht weniger experimentellem, Versuch, das Verschwinden zu kartieren, der Karte der Märtyrer. In beiden Karten verlieren sich die Spuren der Menschen, seien es einzelne Reisende, die Bewohner der thüringischen Städte und Dörfer oder die Menschheit schlechthin. Im „Buche der Natur“, das Weiss als Karte darzustellen versucht, bildet das von Menschen Geschriebene allenfalls ein winziges Kapitel, und Petermanns Märtyrer zeichnen sich, als Verschollene, ja gerade dadurch aus, dass sie nicht mehr von und für sich selbst sprechen können. So wie sich ihre Reisewege zu eigentümlichen Arabesken verschlingen, einer Kippfigur zwischen Linie und Fläche ebenso wie zwischen Zeichen und Ornament, Sinn und Unsinn, so löst sich ihre Rede auf in der Anonymität des Gerüchts und der Notiz. Auf beiden Karten ist es nicht mehr möglich, zu sagen: „hier bin ich“. Sie, die Karten wie die Verschollenen, führen damit vor Augen, was Robert Stockhammer das „mediale *a priori*“ jeder Karte genannt hat: Im Raum der Karte ist der Mensch „von jeder enuntiativen Funktion abgeschnitten“, er kann „konstitutiv nicht ‚ich‘ sagen“.²⁷⁴

²⁷³ SPA ARCH PGM 191, Folio 92.

²⁷⁴ Stockhammer, Kartierung der Erde, S. 82.

Als *Aussicht* steht ein solcher Raum, in dem sich kein ‚ich‘ mehr äußern kann, am Ende des kurzen Fragments von Franz Kafkas *Verschollenen-Roman*, in dem der Held Karl Roßmann „die Größe Amerikas“ begreift:

Am ersten Tag fuhren sie durch ein hohes Gebirge. Bläulichschwarze Steinmassen giengen in spitzen Keilen bis an den Zug heran, man beugte sich aus dem Fenster und suchte vergebens ihre Gipfel, dunkle schmale zerrissene Täler öffneten sich, man beschrieb mit dem Finger die Richtung, in der sie sich verloren, breite Bergströme kamen eilend als große Wellen auf dem hügeligen Untergrund und in sich tausend kleine Schaumwellen treibend, sie stürzten sich unter die Brücken über die der Zug fuhr und sie waren so nah daß der Hauch ihrer Kühle das Gesicht erschauern machte.²⁷⁵

Herausgeber verorten dieses Fragment, in dem sich die Erzählung in einem langen, deskriptiven Satz auflöst, in der Regel am Ende des Romans.²⁷⁶ Karl Roßmann hätte dann bereits als Fürsprecher, als Firmenerbe, als Liebhaber, als Liftjunge, als Hausdiener versagt, er wäre dem Versprechen „Jeder ist willkommen!“ gefolgt, mit dem das „große Teater in Oklahama“ noch einmal all diejenigen anlockt, für die sich der amerikanische Traum (noch) nicht erfüllt hat,²⁷⁷ er hätte die Aufnahme-prozedur dieser rätselhaften Institution durchlaufen, hätte seinen Namen verleugnet und den Spitznamen „Negro“ – „vorläufig“ – an seine Stelle gesetzt, und befände sich nun auf dem Weg in die Welt, die endlich die neue sein soll. Ob sie ihr Versprechen wird halten können, ist zweifelhaft, führte doch der Weg in jenes Eisenbahnabteil, in dem Karl die „Größe Amerikas“ erfahren kann, allein über die „Kanzlei für europäische Mittelschüler“,²⁷⁸ eines jener unzähligen Relais in der gigantischen Klassifikationsmaschinerie,²⁷⁹ die die Aufnahme in das „Teater“ regelt und die

275 Franz Kafka, *Der Verschollene*. Kritische Ausgabe, hg. v. Jost Schillemeit, Frankfurt a. M. 2002, S. 418f.

276 Franz Kafka, *Der Verschollene*. Kritische Ausgabe, hg. v. Jost Schillemeit, Apparatband, Frankfurt a. M. 2002, S. 88.

277 So das Plakat, das am Beginn des chronologisch vermutlich an vorletzter Stelle einzuordnenden Fragments für das „große Teater von Oklahama“ wirbt: Kafka, *Der Verschollene*, S. 387. Zur Ambivalenz dieses Versprechens, das zugleich Handlungs- und Zeitdruck erzeugt, vgl. Samuel Weber, *Globality, Organization, Class*, in: *diacritics*, 31.3, 2001, S. 15-29. In der mit ihm verbundenen Drohung („nur heute, nur einmal!“) versetzt das Versprechen die von ihm Adressierten in die gleiche *Rastlosigkeit*, in der Petermanns moderne Wissenschaftler den Geheimnissen des Erdballs hinterherjagen (*Mittheilungen* 1855, S. 1; vgl. Kapitel 3).

278 Kafka, *Der Verschollene*, S. 401.

279 So Gerhard Neumann, *Der Wanderer und der Verschollene*. Zum Problem der Identität in Goethes ‚Wilhelm Meister‘ und in Kafkas ‚Amerika‘-Roman, in: J. P. Stern (Hg.), *Paths and Labyrinths*, London 1985, S. 43-65; S. 59.

Indikatoren der Identität – wirkungsvollere als den Eigennamen – aus der institutionellen Vorgeschichte ableitet und unerbittlich feststellt. Und endlich unterwegs, sieht sich Karl im „von Rauch überfüllten Coupee“ einer jovialen Aufdringlichkeit der „Coupeegenossen“ ausgesetzt, die ihm „lästig“ ist, die er aber – einmal mehr – nicht abzuwehren vermag. Nur einige hilflose Versuche, seine Position zu behaupten, unternimmt er, „duldet aber im übrigen alles schweigend“.²⁸⁰ Als schweigender Dulder tritt er auch der Landschaft entgegen, die sich vor dem Fenster entfaltet. Der Blick, der den Ausweg aus der Misere des Abteils zu bieten scheint, kennt kein Subjekt mehr. Im langen letzten Satz gibt es keinen Karl, keinen Negro, keinen gewesenen europäischen Mittelschüler, kein ‚ich‘ mehr, sondern nur noch ein „man“, einen Index-„Finger“, ein „Gesicht“, das unter der „Kühle“ erschauert. Genauer: Es ist ein „Hauch“, der „das Gesicht erschauern machte“. Denn in die Position des – grammatischen – Subjekts sind inzwischen Berge, Täler, Flüsse eingetreten. Wenn „man“ „mit dem Finger die Richtung“ beschreibt, in der sich diese geographischen Akteure verlieren, dann stellt „man“ eine indexikalische Relation zum beschriebenen Raum her. Während sich Karls „Coupeegenossen“ mit einem „Kartenspiel“ zerstreuen,²⁸¹ zerstreut er selbst sich in einem Raum, den er repräsentiert, indem er ihn mit dem Finger zeigend *beschreibt*. Auch das ist ein Kartenspiel, denn es performiert die gleiche Indexikalität, die auch die Semiotik der Karte bestimmt. Und wie auf einer ‚richtigen‘ Karte, so löst sich auch in diesem Kartenspiel die Linearität des einen Weges – der Eisenbahngeleise – auf in einer Vielzahl potentieller Wege und schließlich in der Fläche, im Raum. Damit scheint sich nun endlich eine Chance zu bieten, dem vorgeschriebenen Lebensweg – der *Bio-Graphie* – zu entkommen.

So steht dieser letzte Satz zu Recht am Ende der Geschichte, und auch wieder nicht. Denn mit ihm ist nicht die Erzählung zum Ende gekommen, sondern das Erzählen als lineare Sequenz von Anfang, Mitte und Ende. Dass die Kartographie eine Alternative zur Biographie eröffnen könnte, bleibt allerdings eine vage Andeutung. Was aus dem „Kartenspiel“ hervorgeht, ist keine wirkliche Karte. Die Analogie endet dort, wo sich die Landschaftsformationen in der Ferne *verlieren*, so dass der Finger nur Richtungen, aber keine Orte bezeichnen kann. Damit bleibt er, der Finger, auch wenn er mit keinem Körper, keinem Geist und kaum mehr einem Auge verbunden scheint, der Ursprung der Bezeichnung, Sitz einer Sehnsucht, die Karl in die Landschaft hinaustreibt und doch immer wieder auf sich selbst zurückwirft.

²⁸⁰ Kafka, *Der Verschollene*, S. 418.

²⁸¹ Ebd.

Was den „Negro“ am Ende der Reise erwartet, das die unerbittliche Linearität der Eisenbahngeleise vorgibt, ist in einem Reisebericht von Arthur Holitscher zu sehen, dem Kafkas eigentümliches Amerika in vielerlei Hinsicht verpflichtet ist. „Idyll aus Oklahama“ ist hier eine Illustration betitelt, die einen Lynchmord darstellt. Zwei Schwarze hängen aufgeknüpft an Bäumen, davor präsentiert sich stolz eine Gruppe Weißer der Photokamera.²⁸²

Kafka hat Holitscher über seine sechsmonatige Rundreise durch die Vereinigten Staaten und Kanada sprechen hören, und er hat auch die Buchausgabe von dessen Bericht besessen,²⁸³ die nicht nur den Schreibfehler vorgibt, den Kafka für den Namen der möglicherweise letzten Station auf dem Reiseweg seines Helden übernimmt. Auffällig ist vielmehr eine Ähnlichkeit in der narrativen Struktur, die davon geprägt ist, eine fehlerhafte Ankunft zu korrigieren. Als Passagier der Ersten Klasse geht Holitscher in New York an Land, um die Stadt von einem luxuriösen Hotel aus zu betrachten. Dann unternimmt er eine Reise in den Westen, die ihn bis an den Pazifik und wieder zurück bis Chicago führt. Erst hier sieht er sich in die „Hölle“²⁸⁴ eines dystopischen Industrie- und Handels-Kapitalismus versetzt, und damit endet die Reisenarration. Es folgt jedoch noch ein Kapitel, das unter dem Titel „Westlich von der Freiheitsstatue“ schlaglichtartig-fragmentarisch einzelne Aspekte der amerikanischen Wirklichkeit beschreibt, die nicht mehr von einem individuellen Reisenden zu erfahren sind. Zu ihnen gehört auch das „Idyll von Oklahama“. Vorher jedoch kehrt Holitscher noch einmal nach New York zurück, nun aber nach Ellis Island, dorthin, wo diejenigen landen, die nicht von der Ersten Klasse aus die Stadt betreten können, dorthin, wo auch der Zwischendecks-Passagier Karl Roßmann gelandet wäre, wenn er nicht durch einen höchst unwahrscheinlichen Zufall seinem Onkel, dem Senator, begegnet wäre. Erneut sieht sich Holitscher in ein „Fegefeuer“ der Moderne versetzt: „Kein Blake vermöchte den Rachengel zu zeichnen, zu singen, der über Ellis in einer Wolke von Angst, Wimmern, Folter und Gotteslästerung thront“. Als „eine Kreuzung aus Zuchthaus und Lazarett“, ein „Labyrinth des Wahnsinns“ steht vor dem Eingang nach Amerika, wie vor dem ins „Teater von Oklahama“, eine gigantische bürokratische Klassifikationsmaschinerie.²⁸⁵ Erst wer sie glücklich durchlaufen hat, kann in den Westen aufbrechen, sei es ins „Idyll von Oklahama“, sei es in die Freiheit einer neuen Welt. Denn auch die gibt es

282 Arthur Holitscher, *Amerika heute und morgen. Reiseerlebnisse*, Berlin 1912, S. 367.

283 Vgl. Dieter Heimböckel, „Amerika im Kopf“. Franz Kafkas Roman *Der Verschollene* und der Amerika-Diskurs seiner Zeit, in: *DVjs* 77, 1, 2003, S. 130-47.

284 Holitscher, *Amerika*, S. 318.

285 Ebd., S. 351ff.

in Holitschers Bericht durchaus; sein Amerika ist keineswegs nur dystopisch. Und so mischt er sich nicht ohne Wehmut auf der Fähre nach Manhattan unter diejenigen Auswanderer, die schließlich die Insel verlassen dürfen. Mit „einem Paß, vom Kommissioner Williams, dem Herrn der Insel, versehen“, genießt Holitscher dieses Privileg so oft er mag.²⁸⁶ Aber gerade dadurch sieht er, der „Wanderer mit dem Paß“²⁸⁷, sich um die Erfahrung einer einmaligen, und damit der einzig wahren, Ankunft betrogen. Verborgenen bleiben ihm auch die weiteren Geschicke der für ihn namenlosen Vielen, die sich nun, als Amerikaner, im Gewirr der Metropole, in der Weite des Landes verlaufen. *Ihnen* zu folgen, würde bedeuten, die mit dem Pass – nicht nur dem des Inselherrn, sondern auch dem, der Holitscher die freie Einreise nach Amerika ermöglicht, der ihn aber auch zum bloßen Besucher stempelt – garantierte Identität aufzugeben. *Wirklich* anzukommen in der *neuen Welt*, das hieße, mit Brecht und Benjamin, die Spuren zu verwischen, *tabula rasa* zu machen, „von vorn zu beginnen; von Neuem anzufangen; mit Wenigem auszukommen; aus Wenigem heraus zu konstruieren und dabei weder rechts noch links zu blicken“.²⁸⁸ Schon auf der Überfahrt nach Amerika hatte Holitscher sich einmal, für einen kurzen Moment, mit denjenigen vereint gesehen, denen es auferlegt und vergönnt schien, solchermaßen „sich einzurichten, neu und mit Wenigem“.²⁸⁹ Vorangegangen war dem ein letzter Blick auf das alte Europa: auf dem Promenadendeck stehend hatte Holitscher durch sein „gutes Fernglas“ die distinguierte Gesellschaft auf der Terrasse eines englischen Herrensitzes beobachtet, zugleich aber, wie in einer Kippfigur, auf dem Zwischendeck unter sich das „Gewimmel“ aller „bunten Farben der Welt“.²⁹⁰ Nebel und die Weite des Ozeans lösen jedoch die Kippfigur auf; losgelöst von der restlichen Welt und ihren Hierarchien bleibt nur das bunte „Gewimmel“, zusammengerückt zu einer Einheit von gleichermaßen aus den überkommenen Verhältnissen Hinausversetzten – „*uns Verschollenen*“, zu denen sich neben Holitscher selbst auch „ein freundlicher Herr aus Oklahoma“ [!] zählen darf.²⁹¹ Mit einem Telegramm aus der Heimat und schließlich der Ankunft in New York löst sich diese Illusion – einem Nebelbild gleich – auf und der für einen Moment Verschollene tritt wieder in seine privilegierte Rolle als „Wanderer mit dem Paß“ ein. Er darf die neue Welt ohne den Umweg über Ellis Island betreten, aber

286 Ebd., S. 341.

287 Ebd., S. 354.

288 Benjamin, Erfahrung und Armut, S. 215.

289 Ebd., S. 219.

290 Holitscher, Amerika, S. 12.

291 Ebd., S. 25f. [unsere Hervorhebung].

nur, weil von Beginn an feststeht, dass er am Ende wieder in seine, die alte Welt zurückkehren wird.

Auch Karl Roßmann bleibt die Erfahrung einer ‚richtigen‘ Ankunft – „vorläufig“, wie es immer wieder in Schlüsselmomenten der Erzählung heißt²⁹² – verwehrt. Die Begegnung mit dem Onkel bewahrt ihn vor der Aufnahme-prozedur; sie hält ihn aber auch in jener „Familienscene“ gefangen, aus der in der Erzählung des Onkels, zu Karls Missfallen, aber nicht ganz zu Unrecht, eine „große Geschichte“ wird, letztlich die Geschichte einer Abhängigkeit, die bis in jenes Amerika reicht, das Karl nicht freiwillig, sondern aufgrund eines Richtspruchs des Vater betritt.²⁹³ Eine anonyme Ankunft – eine Ankunft in der Anonymität – hätte hier vielleicht einen Ausweg geboten. Die nun folgenden Episoden von unerwartetem Aufstieg und um so erwartbarerem Fall beschreiben eine Abwärtskurve sozialer Deklassierung, an deren Ende Karl dann dort angekommen ist, wo er als mittelloser Auswanderer bereits am Anfang hätte sein müssen: in der Maschinerie, die das Versprechen „Jeder ist willkommen!“ als administratives Verfahren prozessualisiert und relativiert. Glaubt man Holitschers Reisebericht, dann wären, entgegen der Behauptung des Onkels, Karls Chancen, zu den „Glücklichen“²⁹⁴ zu gehören, die schließlich nach Manhattan übersetzen dürfen, gar nicht schlecht gewesen. Aber Holitscher gibt auch die Relativierung des Glücks vor: „Der Neger“ heißt das auf „Ellis Island“ folgende Kapitel, in dem sich auch das „Idyll von Oklahoma“ findet. Der eigentümlich rekursive Verlauf von Karl Roßmanns Geschichte stellt also auch eine Normalisierung dar, in der der Einfluss außerordentlicher Zufälle dem statistisch Erwartbaren weicht. Zugleich scheint damit der Druck jener „Familienscene“ abzunehmen, die den Inbegriff sich wiederholender Konstellationen darstellt, in denen sich Karl mit Anforderungen konfrontiert sieht, die er nicht zu durchschauen, geschweige denn zu erfüllen vermag. Sie alle sind gebunden an Instanzen, die in den zufälligen Verlauf des Geschehens intervenieren und zugleich in unterschiedlicher Weise Erinnerungen an die Familie wachrufen: der Onkel, die Oberköchin, schließlich auch Delamarche,

292 So etwa im Rat des Onkels an Karl, „sich vorläufig ernsthaft nicht auf das Geringste einzulassen“, also eine abwartend-beobachtende Position einzunehmen; Kafka, *Der Verschollene*, S. 55f., vgl. weiterhin u.a. S. 16, 36, 51, 62, 115, 122, 134, 149, 171, 250, 281, 284, 347, 352, 352f., 408, 413. Auch in dem Brief an Felice Bauer, in dem Kafka dem Roman einen Titel gibt, heißt es: „Die Geschichte [...] heisst, um Ihnen einen vorläufigen Begriff zu geben, ‚Der Verschollene‘“ (Kafka, *Der Verschollene*, Apparatband, S. 54).

293 Ebd., S. 37. In der Schilderung des Onkels wird aus der „kleinen Familienscene“ eine „große Geschichte“ (ebd., S. 43). Zum verwehrteten Neuanfang vgl. auch Klaus-Detlef Müller, *Franz Kafka. Romane*, Berlin 2007, S. 35-60.

294 Holitscher, *Amerika*, S. 359 und Kafka, *Der Verschollene*, S. 55.

der den einen Pass verlangenden Polizisten überzeugt, „ihm den Jungen vorläufig zu überlassen“, und ihn damit noch einmal in die Parodie eines Familienverbandes einholt.²⁹⁵ Je erwartbarer sich dagegen Karls Geschick gestaltet, um so weniger Spuren hinterlässt er, denen die Sendboten der Vergangenheit zu folgen vermöchten. Um so weniger ist aber auch davon zu erzählen.

Ankommen kann Karl Roßmann somit nur in einer Folge, oder besser, in einer *Collage*, nicht mehr narrativ integrierter Fragmente, in denen das Band der einen Geschichte aufgelöst ist, die unerbittlich jede Mitte mit einem Anfang und einem Ende verbindet (für Karl ist es eben die „Familienszene“, die Familie, die ihn ausgestoßen hat, die ihn aber trotzdem nicht loslassen will). Die Befreiung von der Last der Geschichte – im doppelten Sinne der Bindung an ein Herkommen und des Erzählen-Müssens – ist es, was Holitscher für einen gleich wieder vom Telegraphenapparat kassierten Moment in der Weite des Ozeans entgegengesetzten war. Eine Freiheit, die nun auch dem endlich verschollenen Karl Roßmann in der menschenleeren „Größe Amerikas“ entgegentritt – und „in ihrer Kühle das Gesicht erschauern machte“.

Kafkas fragmentarischer Roman ist zu skeptisch, um den kühlen Hauch in ein „Lob der Kälte“ zu transformieren,²⁹⁶ und sein Held ist noch nicht bereit (und hat wohl auch die Geschichte der Mutter seiner Freundin Therese noch nicht vergessen, die nach einer eisigen New Yorker Winternacht einen einsamen Kältetod gestorben war), um vor ihm nicht zu „erschauern“. Und doch ist die Kühle, die aus der Ferne einer menschenleeren Landschaft kommt und doch „so nah“ ist, etwas anderes als die Kälte im Straßenlabyrinth der Metropole. Es ist eine Landschaft, in der sich nicht nur Berge, Täler und Flüsse *verlieren*, sondern auch der Mensch. Möglich wird das nur in einem Amerika, in dem, wie auf der Karte der „Urzeit“ des Hauptmann Weiss, die Inskriptionen menschlicher Aktivität verblassen. Daher lässt Kafka seinen Helden zu einem Ziel reisen, das auf keiner Karte zu finden ist: nach *Oklahoma*, ins Reich der Fehler. Die „Freiheitsgöttin“, die die Ankömmlinge in New York mit einem Schwert statt mit einer Fackel begrüßt,²⁹⁷ die Fahrkarte in den „Osten“ nach

295 Kafka, *Der Verschollene*, S. 281.

296 Vgl. Lethen, *Lob der Kälte*, mit Anspielung auf den „Grossen Dankchoral“ aus Bertolt Brechts „Hauspostille“: „Lobet die Kälte, die Finsternis und das Verderben!“

297 Ebd., S. 7. Hier ist in einer Figur zusammengezogen, was Holitscher ähnlich wie das Verhältnis von Herrensitz und Zwischendeck, als Kippfigur konstruiert hat: die gegenseitige Spiegelung von Liberty Island mit der Freiheitsstatue und Ellis Island, dem Sitz des Blakeschen „Racheengel“ (Holitscher, *Amerika*, S. 39). In derartigen Kippfiguren, und insbesondere auch in der Doppelung von Utopie und Dystopie, verliert auch Holitschers Amerika viel von seiner ‚Stabilität‘, die es, Mark Anderson zufolge, von demjenigen Kafkas unterscheidet. Im Bemühen, die Spezifik von Kafkas „modernist travel narrative“ herauszuarbeiten, konstruiert Anderson ein allzu schematisches Gegenmodell vermeintlich

„San Francisco“,²⁹⁸ die Brücke, die „zart über den Hudson“ hängend „New York mit Boston verbindet“,²⁹⁹ die Dame, die im siebenten Stockwerk des fünfstöckigen „Hotel occidental“ einen Ohnmachtsanfall erleidet (welchen besseren Ort gäbe es, um die Macht über sich selbst zu verlieren?),³⁰⁰ nachdem dieses Hotel zuvor schon eine erstaunliche Wandlung von einer Absteige am Rande einer Landstraße zu einem Riesenkomplex mit dreißig Aufzügen und eigenem Untergrundbahnhof im Zentrum einer Metropole vollzogen hat: Die geographisch-topographischen ‚Akteure‘, die Karl Roßmanns Weg in die Verschollenheit markieren, scheinen allesamt aus der Welt zu fallen, kaum dass man glaubt, sie (wieder-)erkennen und womöglich kartieren zu können. Kein Atlas und keine selbstgezeichnete Karte hilft einem, sich in diesem, mit Hauptmann Weiss zu sprechen, geographischen „Hirn-Gespinst“ zu orientieren. Was bleibt, ist, sich dem „Kartenspiel“ in einer Welt, die sich der Souveränität menschlicher Inskriptionen entzieht, in „seliger Verschollenheit“ zu überlassen.

traditionell-realistischen Erzählens: Mark M. Anderson, *Kafka and New York: Notes on a Traveling Narrative*, in: Andreas Huyssen (Hg.), *Modernity and the Text*, New York 1989, S. 142-161.

298 Ebd., S. 124.

299 Ebd., S. 144.

300 Ebd., S. 160, S. 210.

Dank

Dieses Buch ist hervorgegangen aus dem von der DFG geförderten Forschungsprojekt „Aus der Welt gefallen: Berichte über ‚Märtyrer deutscher Wissenschaft‘ in Petermanns Geographischen Mitteilungen (1855-1878)“. Wir danken Susanne Zielinski und Jan-Philipp Wagner, die zu unterschiedlichen Zeiten im Projekt mitgearbeitet haben. Unser besonderer Dank gilt dem Perthes Archiv der Forschungsbibliothek Gotha, insbesondere möchten wir Dr. Kathrin Paasch, Dr. Petra Weigel und Sven Ballenthin danken, ohne deren Unterstützung unsere Arbeit nicht möglich gewesen wäre.

Literatur

- [Anonym] Die Schatteninsel St. Branden und ihre Sagen. Eine Fata Morgana, in: Österreichisches Morgenblatt. Zeitschrift für Vaterland, Natur und Leben, 18.3.1840
- [Anonym] „Eine fünfwöchige Luftreise quer über Afrika“, in: Magazin für die Literatur des Auslandes, 32. Jg., No. 29, 22. Juli 1863, S. 344-347
- [August Petermann/Bruno Hassenstein,] Moritz von Beurmann's Aufenthalt in Mursuk und Reise von Mursuk nach Wau, in: Mittheilungen, Ergänzungsband 2/Ergänzungsheft 10, 1862
- [M. v. Beurmann,] v. Beurmann's Reise in Nubien und im Ägyptischen Sudan, in: Mittheilungen 1861, S. 369-371
- Adolf Stieler's Hand-Atlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude, 8. Aufl., hg. v. Hermann Berghaus, Gotha 1888-1891
- Ale, Otto, Aufruf an die deutsche Nation, in: Die Natur, Februar 1860, S. 48
- Anderson, Mark M., Kafka and New York: Notes on a Traveling Narrative, in: Andreas Huyssen (Hg.), *Modernity and the Text*, New York 1989, S. 142-161
- Andree, Karl, Die neuen Entdeckungsreisen in Afrika, in: Globus, 1. Jg., Heft 4, April 1862, S. 107-110
- Barth, Heinrich, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855 von Dr. Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der Britischen Regierung unternommenen Reise. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern, Fünf Bände, Zweiter unveränderter Abdruck, Gotha 1857/1858
- Barth, Heinrich, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855 von Dr. Heinrich Barth. Im Auszuge bearbeitet. Mit Holzschnitten, zwei Bildern und dem Portrait des Reisenden, Erster Band, Gotha 1859
- Barth, Heinrich, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855 von Dr. Heinrich Barth. Im Auszuge bearbeitet. Mit Holzschnitten, zwei Bildern und einer Karte, Zweiter Band, Gotha 1860
- Barth, Heinrich, *Travels and Discoveries in North and Central Africa: being a Journal of an Expedition undertaken under the Auspices of H. B. M.'s Government, in the Years 1849-1855 by Henry Barth, Ph.D., D.C.L. Fellow of the Royal Geographical and Asiatic Societies*, in Five Volumes, Second Edition, London 1857/1858
- Benjamin, Walter, Erfahrung und Armut, in: ders., *Gesammelte Schriften*, hg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser, Bd. 11.1, Frankfurt a. M. 1977, S. 213-219
- Bernatz, Johann Martin, Bilder aus Äthiopien. Nach der Natur gezeichnet und beschrieben von Joh. Martin Bernatz, Maler der britischen Gesandtschaftsexpedition nach Schoa in den Jahren 1841-43, Stuttgart/Hamburg 1854
- Bernatz, Johann Martin, Bilder aus dem heiligen Lande, nach der Natur gezeichnet, Stuttgart 1839

- Bernatz, Johann Martin, *Scenes of Ethiopia*, London 1852
- Blumenberg, Hans, *Der Prozeß der theoretischen Neugierde*, erweiterte und überarbeitete Neuausgabe von ‚Die Legitimität der Neuzeit‘, 3. Teil, Frankfurt a. M., 4. Aufl. 1988
- Brecht, Bertolt, *Werke*. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, hg. v. Werner Hecht u. a., Berlin/Frankfurt a. M. 1988-2000
- Cosgrove, Denis, *Introduction: Mapping Meanings*, in: ders. (Hg.), *Mappings*, London 1999, S. 1-23
- Curtin, Philip, *The Atlantic Slave Trade*, Madison 1969
- Daston, Lorraine und Peter Galison, *Objektivität*, Frankfurt a. M., 2007
- Demhardt, Imre Josef, *Der Erde ein Gesicht geben*. Petermanns Geographische Mitteilungen und die Entstehung der modernen Geographie in Deutschland (Katalog zur Ausstellung der Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha 2005), Gotha 2006
- Demhardt, Imre Josef, *Vom geographischen Magazin zur populären Fachzeitschrift – die einflussreichsten Jahre von PGM bis zum Ersten Weltkrieg*, in: *PGM 148.6* (2004), S. 10-19
- Düttmann, Alexander García, *Verwisch die Spuren*, Zürich/Berlin 2005
- Felsch, Philipp, *Wie August Petermann den Nordpol erfand*, München 2010
- Fineman, Joel, *The History of the Anecdote: Fiction and Fiction*, in: H. Aram Veaser (Hg.), *The New Historicism*, New York/London 1989, S. 49-76
- Geertz, Clifford, *Dichte Beschreibung*. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur, in: ders., *Dichte Beschreibung*. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a. M. 1987, S. 7-43
- Gilroy, Paul, *The Black Atlantic. Modernity and Double Consciousness*, Cambridge 1993
- Godwin, Jocelyn, *Ein Mann der Renaissance und die Suche nach verlorenem Wissen*, Berlin 1994
- Gradinari, Irina, Dorit Müller und Johannes Pause, *Versteckt – Verirrt – Verschollen*. Reisen und Nichtwissen, Wiesbaden 2015
- Gretz, Daniela, *Das ‚innere Afrika‘ des Realismus*. Wilhelm Raabes *Abu Telfan* (1867) und der zeitgenössische Afrika-Diskurs, in: Michael Neumann/Kerstin Stüssel (Hg.), *Magie der Geschichten*. Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Paderborn 2011, S. 197-216
- Gumprecht, T[haddäus] E[duard], *Heinrich Barth's Leben und Wirken*, in: *Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde*, Bd. 4, 1855, S. 51-89.
- Heimböckel, Dieter, ‚Amerika im Kopf‘. Franz Kafkas Roman *Der Verschollene* und der Amerika-Diskurs seiner Zeit, in: *DVjs* 77, 1, 2003, S. 130-47
- Heinisch, Klaus J., *Der Wassermensch*. Entwicklungsgeschichte eines Sagenmotivs, Stuttgart 1981

- Henze, Dietmar, Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde, Bd. 3, Graz 1978-2004
- Hölderlin, Friedrich, Sämtliche Werke, Frankfurter Ausgabe, hg. v. D. E. Sattler, Bd. 16, Basel/Frankfurt a. M. 1988
- Holitscher, Arthur, Amerika heute und morgen. Reiseerlebnisse, Berlin 1912
- Holland, Hyacin, Geschichte der deutschen Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst, Bd. 1: Mittelalter, Regensburg 1853
- Jean Paul, Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele, in ders.: Werke, hg. v. Norbert Miller, Bd. 6, München 1963
- Kafka, Franz, Der Verschollene, Kritische Ausgabe, hg. v. Jost Schillemeit, Frankfurt a. M. 2002
- Kaminski, Nicola und Jens Ruchatz, Journalliteratur – ein Avertissement, Hannover 2017
- Kermayer, Hildegard, Wie der Brief ins Feuilleton kam. Gattungspoetologische Überlegungen zu Ludwig Börnes *Briefen aus Paris*, in: Gideon Stiening/Robert Vellusig, Poetik des Briefromans. Wissens- und mediengeschichtliche Studien, Berlin/Boston 2012, S. 295-315
- Kircher, Athanasius, Mundus subterraneus, Amsterdam 1665
- Latour, Bruno, Visualization and Cognition: Drawing Things Together, in: Henrika Kuklick (Hg.), Knowledge and Society. Studies in the Sociology of Cultural Past and Present, Bd. 6, London 1986, S. 1-40
- Lethen, Helmut, Lob der Kälte. Ein Motiv der historischen Avantgarden, in: Dietmar Kamper/Willem van Reijen (Hg.), Die unvollendete Vernunft: Moderne versus Postmoderne, Frankfurt a. M. 1987, S. 282-324
- May, Karl, Die Gum, in: Orangen und Datteln. Reiseerzählungen von Karl May, in: Karl Mays Werke, Historisch-Kritische Ausgabe für die Karl-May-Stiftung, Abteil. IV, Bd. 24, hg. v. Josef Jaser u. Joachim Biermann, Bamberg/Radebeul 2017, S. 11-137
- Mergenthaler, Volker, Garderobenwechsel. ‚Das Fräulein von Scuderi‘ in Taschenbuch, Lieferungswerk und Journal, Hannover 2018
- Müller, Johannes, Atlas zum Lehrbuch der kosmischen Physik. Enthaltend 27 zum Theil colorirte Tafeln im Stahlstich, Braunschweig 1856
- Müller, Johannes, Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik, 3. Bd.: Kosmische Physik, Braunschweig 1856
- Müller, Klaus-Detlef, Franz Kafka. Romane, Berlin 2007
- Nachtigal, Gustav, Sahara und Sudan. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika, 3. Teil, hg. v. E. Groddeck, Leipzig 1889
- Neumann, Gerhard, Der Wanderer und der Verschollene. Zum Problem der Identität in Goethes ‚Wilhelm Meister‘ und in Kafkas ‚Amerika‘-Roman, in: J. P. Stern (Hg.), Paths and Labyrinths, London 1985, S. 43-65

- Neumann, Michael und Kerstin Stüssel, Einführung: ‚The Ethnographer’s Magic‘. Realismus zwischen Weltverkehr und Schwellenkunde, in: Michael Neumann/Kerstin Stüssel (Hg.), *Magie der Geschichten. Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Paderborn 2011, S. 9-27
- Neumann, Michael und Kerstin Stüssel (Hg.), *Magie der Geschichten. Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Paderborn 2011
- Olearius, Adam, *Gottorffische Kunst-Kammer Worinnen Allerhand ungemeyne Sachen So theils die Natur theils künstliche Hände hervorgebracht und bereitet*, Schleswig 1674
- Petermann, August, *Account of the Progress of the Expedition to Central Africa Performed by Order of Her Majesty’s Foreign Office, Under Mess’rs. Richardson, Barth, Overweg & Vogel in the years 1850, 1851, 1852, and 1853*, London 1854
- Petermann, August, Die englischen Tiefen-Messungen auf dem sogenannten ‚Telegraphen-Plateau‘ im J. 1857, in: *Mittheilungen aus Justus Perthes’ Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesamtgebiete der Geographie*, 1858, S. 151-156
- Petermann, August, Die Expedition nach Central-Afrika. I. Dr. H. Barth’s Reise von Kuka nach Timbuktu, in: *Mittheilungen* 1855, S. 3-14
- Petermann, August, Die hydrographischen Arbeiten der Britischen Admiralität, in: *Mittheilungen* 1855, S. 71-85
- Petermann, August, Die Reise nach Central-Afrika. II. Dr. H. Barth’s Rückreise von Timbuktu nach Kano, vom 8. Juli bis 17. Oktober 1854, in: *Mittheilungen* 1855, S. 85-89
- Petermann, August, Dr. Eduard Vogel’s Reise nach Central-Afrika. 1. Abschnitt: Reise von Tripolis (durch Tripolitaniern, Fessan, das Land der Teba) bis zum Tsad-See, März 1853-Januar 1854, in: *Mittheilungen* 1855, S. 237-259
- Petermann, August, Gerhard Rohlfs’ Reise von Algier gegen Timbuktu hin, in: *Mittheilungen* 1864, S. 2-6
- Petermann, August, Moriz [sic] v. Beurmann’s Tod nebst Übersicht seiner Reise (1861-1863) so wie derjenigen von Overweg (1850-1852), Vogel (1853-1856) und Steudner (1861-1863), in: *Mittheilungen* 1864, S. 25-30
- Petermann, August, Notiz über den kartographischen Standpunkt der Erde, in: *Geographisches Jahrbuch*, hg. v. Ernst Behm, Bd. 1, Gotha 1866
- Petermann, August, Th. v. Heuglin’s Expedition nach Inner-Afrika, zur Aufhellung der Schicksale Dr. Eduard Vogel’s und zur Vollendung seines Forschungswerkes, in: *Mittheilungen* 1860, S. 358-362
- Petermann, August, Übersicht der neuesten bereits im Gange befindlichen oder projektirten Afrikanischen Reisen, in: *Mittheilungen* 1863, S. 337-339
- Petermann, August, Vorwort, in: *Mittheilungen* 1855, S. 1-2

- Polko, Elise, Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen und Briefe von und über Eduard Vogel. Gesammelt von seiner Schwester, Leipzig 1863
- Puls, Dierk, Die Quelle von Schillers ‚Taucher‘, in: Muttersprache, 69, 1959, S. 353-356
- Raabe, Wilhelm, Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge, in: Wilhelm Raabe, Werke, Bd. 7, hg. v. Karl Hoppe u. Werner Röpke, Göttingen, 2. Aufl. 1969
- Reinlein, Tanja, Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale, Würzburg 2003
- Rheinberger, Hans-Jörg, Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas, Göttingen 2001
- Ryan, Simon, The Cartographic Eye. How Explorers Saw Australia, Cambridge 1996
- Schiller, Friedrich, Werke. Nationalausgabe, hg. v. Norbert Oellers, Weimar 1943ff.
- Schleiden, Matthias Jacob, Studien. Populäre Vorträge, 2. Aufl. Leipzig 1857
- Serres, Michel, Ströme und Turbulenzen. Die Geburt der Physik im Text von Lukrez, in: *ilinx* 1 (2009), S. 289-305
- Spielhagen, Friedrich, Platt Land, in: Friedrich Spielhagens sämtliche Romane, Bd. 14, Leipzig 1903
- Stangl, Thomas, Der einzige Ort, Graz 2004
- Stifter, Adalbert, Bunte Steine, Vorrede, in: Adalbert Stifter: Werke und Briefe, Historisch-kritische Gesamtausgabe, hg. v. Alfred Doppler u. Wolfgang Frühwald, Bd. 2, 2, Stuttgart u. a. 1982, S. 9-16
- Stifter, Adalbert, Das Haidedorf [1. Fassung 1840], in: Adalbert Stifter: Werke und Briefe, Historisch-kritische Gesamtausgabe, hg. v. Alfred Doppler u. Wolfgang Frühwald, Bd. 1, 1, Stuttgart u. a. 1978, S. 161-190
- Stifter, Adalbert, Das Haidedorf [2. Fassung 1844], in: Adalbert Stifter: Werke und Briefe, Historisch-kritische Gesamtausgabe, hg. v. Alfred Doppler u. Wolfgang Frühwald, Bd. 1, 4, Stuttgart u. a. 1980, S. 173-207
- Stockhammer, Robert, Kartierung der Erde. Macht und Lust in Karten und Literatur, München 2007
- Storm, Theodor, Hans und Heinz Kirch, in: Sämtliche Werke, Bd. 3, hg. v. Karl Ernst Laage u. Dieter Lohmeier, Frankfurt a. M. 1998, S. 58-130
- Struck, Wolfgang, Ein Hund ging in die Küche. Figuren der Wiederholung und Figurationen von Geschichte in Bertolt Brechts früher Lyrik, in: Heinrich Detering/Peer Trilcke (Hg.), Geschichtsliteratur. Ein Kompendium, Göttingen 2012, Bd. 2, S. 911-927
- Struck, Wolfgang, Ingenjör Andréas luftfärd oder Die melancholischen Entdeckungen des Films, in: Hansjörg Bay/Wolfgang Struck (Hg.), Entdeckungsreisen. Vorfahren – Nachfahrten – Revisionen, Köln/Weimar/Wien 2012, S. 29-52
- Stüssel, Kerstin, Verschollen. Erzählen, Weltverkehr und Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Michael Neumann/Kerstin Stüssel (Hg.), Magie der Geschichten. Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Paderborn 2011, S. 265-281

- Teschner, Karl, Zur Zeit der Stürme, in: Über Land und Meer, Nr. 18, 1867, Nr. 32, S. 514
- Vernes, Jules, Cinq semaines en ballon. Voyage de découvertes en Afrique par trois Anglais, Paris 1863
- Vernes, Jules, Fünf Wochen im Ballon. Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen von Julius Verne, Bd. IX, Wien/ Pest/Leipzig 1876
- Voigt, Johannes H., Die Erforschung Australiens, Der Briefwechsel zwischen August Petermann und Ferdinand von Mueller 1861-1878, Gotha 1996
- Wagner, Hermann, Dr. Eduard Vogel. Reisen und Entdeckungen in Central-Afrika, Leipzig 1860
- Weber, Samuel, Globality, Organization, Class, in: diacritics, 31.3, 2001, S. 15-29
- Weiss, Friedrich, Über den Orthodromismus der Erhebungen. Zur Orographie von Mittel-Deutschland, in: Mittheilungen 1856, S. 286-293
- Zindel, Hannah, Schwebende Labore. Ballonfahrt 1858 bis 1898, Dissertation Erfurt 2017

Abbildungen

- Abb. 1 Meerwunder, Adam Olearius, „Gottorffische Kunst-Kammer Worinnen Allerhand ungemaine Sachen So theils die Natur theils künstliche Hände hervorgebracht und bereitet“, Schleswig 1674, Bd. 2, Tafel 24; Text ebd., Bd. 1, S. 45. Quelle: Bayerische Staatsbibliothek München (MDZ), Signatur 4 H.nat. 115, S. 102; https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10051222_00102.html [Letzter Zugriff 10.05.2019].
- Abb. 2 „Die vier Thierlein in dieser Tabula sollen die vier Elemente bedeuten“ in: Adam Olearius, „Gottorffische Kunst-Kammern Worinnen Allerhand ungemaine Sachen So theils die Natur theils künstliche Hände hervorgebracht und bereitet“, Schleswig 1674, Bd. 2, Tafel 8. Quelle: Bayerische Staatsbibliothek München (MDZ), Signatur 4 H.nat. 115, S. 41; https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10051222_00041.html [Letzter Zugriff 10.05.2019].
- Abb. 3 „Englischer Sondirungs-Apparat“, August Petermann, Die englischen Tiefen-Messungen auf dem sogenannten ‚Telegraphen-Plateau‘ im J. 1857, in: Mittheilungen aus Justus Perthes’ Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesamtgebiete der Geographie, Gotha 1858, S. 151. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, SPA 4° 00100 (04).
- Abb. 4 „Anmerkung zum vorigen Briefe“, Korrespondenz zwischen Moritz von Beurmann und August Petermann. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, SPA ARCH PGM 189, Folio 40.
- Abb. 5 Afrika, Blatt 4 (Ausschnitt), Hermann Berghaus (Hg.), Adolf Stieler’s Hand-Atlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude, 8. Auflage, Gotha 1899, Karte Nr. 69. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, SPA 2° 00026.
- Abb. 6 „Noch immer hier..“, Heinrich Barth an seine Familie, Timbuktu, den 8. Dezember 1853. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, SPA ARCH PGM 039/01, Folio 10.
- Abb. 7 Frontispiz mit der „Map of part of Africa“, zu: August Petermann, Account of the Progress of the Expeditions under Mess.^{rs} Richardson, Barth, Overweg & Vogel in the Years 1850-1853. From official and private sources compiled by August Petermann, F.R.G.S.“ London 1854. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, SPA 2° 00177.
- Abb. 8 Illustration von Édouard Riou zu Jules Vernes „Cinq semaines en ballon“, Paris [1863] 1877, S. 180, Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, P 4° 00646.
- Abb. 9 Karte der *projected routes*, August Petermann, 1852. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, SPA ARCH PGM 191, Bl. 47.

- Abb. 10 „Der verlorne Sohn im Fellantschi“, Heinrich Barth, in: Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesamtgebiete der Geographie, Gotha 1855, S. 146. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, SPA 4° 00646 (01).
- Abb. 11 „Beilage No. 1 zur ‚Instruction‘“, August Petermann, 1864, Einzeldruck, Gotha 1861. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, SPA ARCH PGM 062/2281.
- Abb. 12 „Vier Märtyrer deutscher Wissenschaft in Inner-Afrika“, August Petermann, in: Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesamtgebiete der Geographie, Gotha 1864, Tafel 2. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, SPA 4° 00100 (010)2.
- Abb. 13 „Die Heimkehr des Verlorengeglaubten“, in: Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung, Stuttgart 1867, Nr. 32, S. 512. Quelle: Bayerische Staatsbibliothek München (MDZ); <https://opacplus.bsb-muenchen.de/Vta2/bsb10498523/bsb:6689696?queries=512&language=de&c=default> [Letzter Zugriff: 13.05.2019].
- Abb. 14 „Mirage in the Valley of Dullul“, Johann Martin Bernatz, in: Johann Martin Bernatz, Bilder aus Äthiopien. Nach der Natur gezeichnet und beschrieben von Joh. Martin Bernatz, Maler der britischen Gesandtschaftsexpedition nach Schoa in den Jahren 1841-43, Stuttgart/Hamburg 1854, Tafel 14 (zuerst: Scenes of Ethiopia, London 1852). Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, SPB lg 2° 4050.00020 (01)/(02).
- Abb. 15 „Karte der Route durch das Djebel, Gurian, Tarhona & Mesellata Geb. 4. bis 26. Februar 1850. Entworfen und gezeichnet von A. Petermann“, in: Heinrich Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855 von Dr. Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der Britischen Regierung unternommenen Reise. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern, Fünf Bände, Zweiter unveränderter Abdruck, Gotha 1857/1858; Bd. 1, Karte Nr. 2. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, E 8° 03502 (01).
- Abb. 16 Holzschnitt von Dutschi, nach einer Skizze von Heinrich Barth, 1857, in: Heinrich Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855 von Dr. Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der Britischen Regierung unternommenen Reise. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern, Fünf Bände, Zweiter unveränderter Abdruck, Gotha 1857/1858, Bd. 4, S. 126. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, E 8° 03502 (04).
- Abb. 17 „Elephantenherde am Tsad“, Johann Martin Bernatz, 1857, in: Heinrich Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855 von Dr. Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der Britischen Regierung unternommenen Reise. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern, Fünf Bände, Zweiter unveränderter Abdruck, Gotha 1857/1858, Bd. 3, Tafel 2, nach S. 44. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, E 8° 03502 (03).

- Abb. 18 „Wadi Telissare“, Johann Martin Bernatz, 1850, in: Heinrich Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855 von Dr. Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der Britischen Regierung unternommenen Reise. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern, Fünf Bände, Zweiter unveränderter Abdruck, Gotha 1857/1858, Bd. 1, Tafel 7, nach S. 210. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, E 8° 03502 (01).
- Abb. 19 „Einzug in Tumbutu“, Johann Martin Bernatz, in: Heinrich Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855 von Dr. Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der Britischen Regierung unternommenen Reise. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern, Fünf Bände, Zweiter unveränderter Abdruck, Gotha 1857/1858, Bd. 4, Tafel 13, nach S. 412. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, E 8° 03502 (04).
- Abb. 20 „Zeltlager des Scheich el Bakay“, Johann Martin Bernatz, in: Heinrich Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855 von Dr. Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der Britischen Regierung unternommenen Reise. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern, Fünf Bände, Zweiter unveränderter Abdruck, Gotha 1857/1858, Bd. 5, Tafel 1, nach S. 86. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, E 8° 03502 (05).
- Abb. 21 „Tumbutu“, Johann Martin Bernatz, in: Heinrich Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855 von Dr. Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der Britischen Regierung unternommenen Reise. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern, Fünf Bände, Zweiter unveränderter Abdruck, Gotha 1857/1858, Bd. 4, Tafel 14, nach S. 450. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, E 8° 03502 (04).
- Abb. 22 „Taepe. Zusammenfluss des Benuë und Faro“, Johann Martin Bernatz, in: Heinrich Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855 von Dr. Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der Britischen Regierung unternommenen Reise. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern, Fünf Bände, Zweiter unveränderter Abdruck, Gotha 1857/1858, Bd. 2, Tafel 6, nach S. 554. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, E 8° 03502 (02).
- Abb. 23 „Mittel-Deutschland's orthodrome Erhebungs-Systeme“, Friedrich Weiss, in: Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesamtgebiete der Geographie, 1856, Tafel 16. Quelle: Forschungsbibliothek Gotha, SPA-4-000100-002-Tab-16.